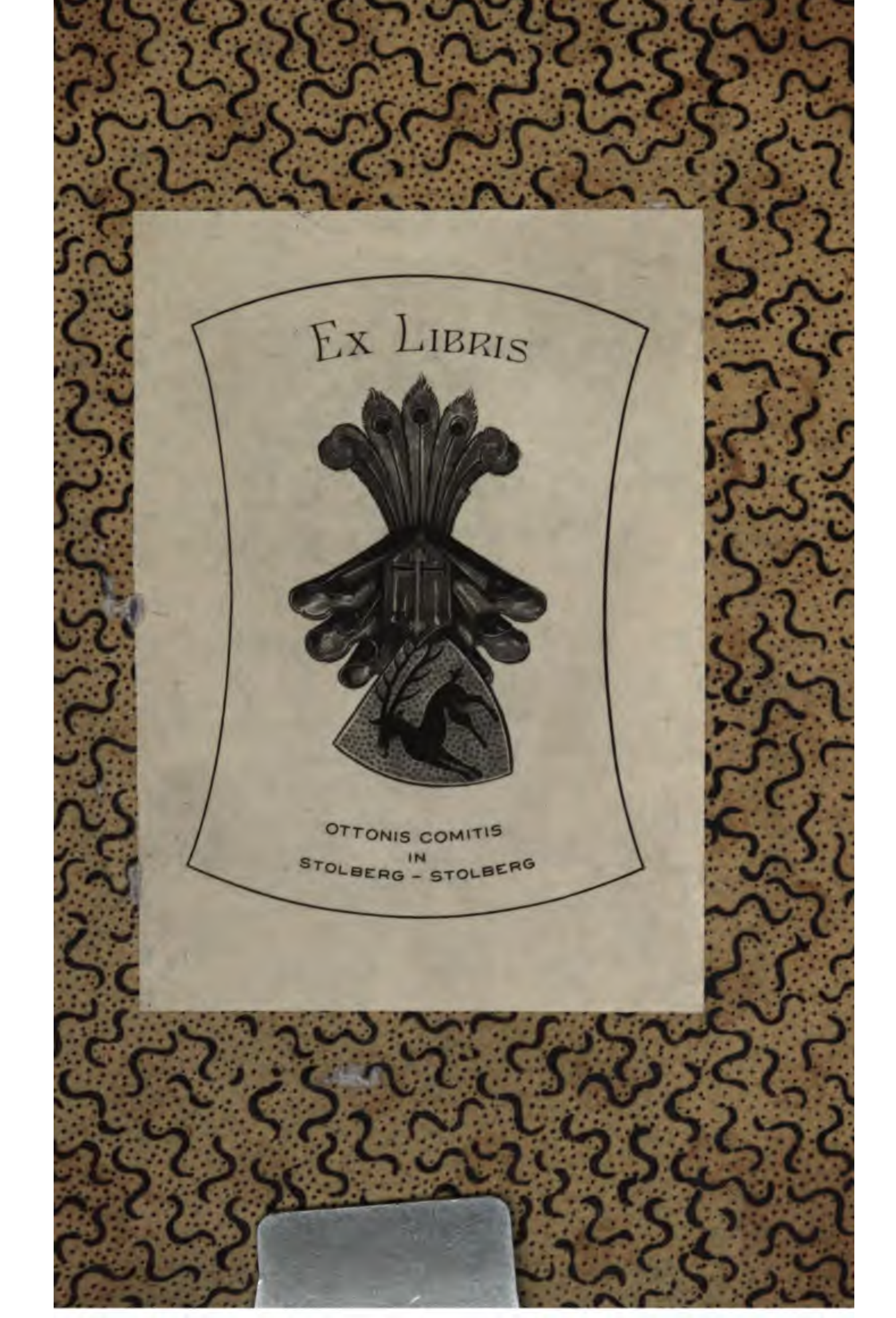



Ex Libris
OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG - STOLBERG





2487

Reise nach China

durch

die Mongoley

in den Jahren 1820 und 1821

von

Georg Timkowski.

Aus dem Russischen übersetzt

von

M. J. A. E. Schmidt,
öffentlichem Lehrer der Russischen und Neu-Griechischen Sprache an der Universität zu Leipzig.

Dritter Theil.

Aufenthalt in Pekin.

Mit einem Kupfer und einem Plane von Pekin.

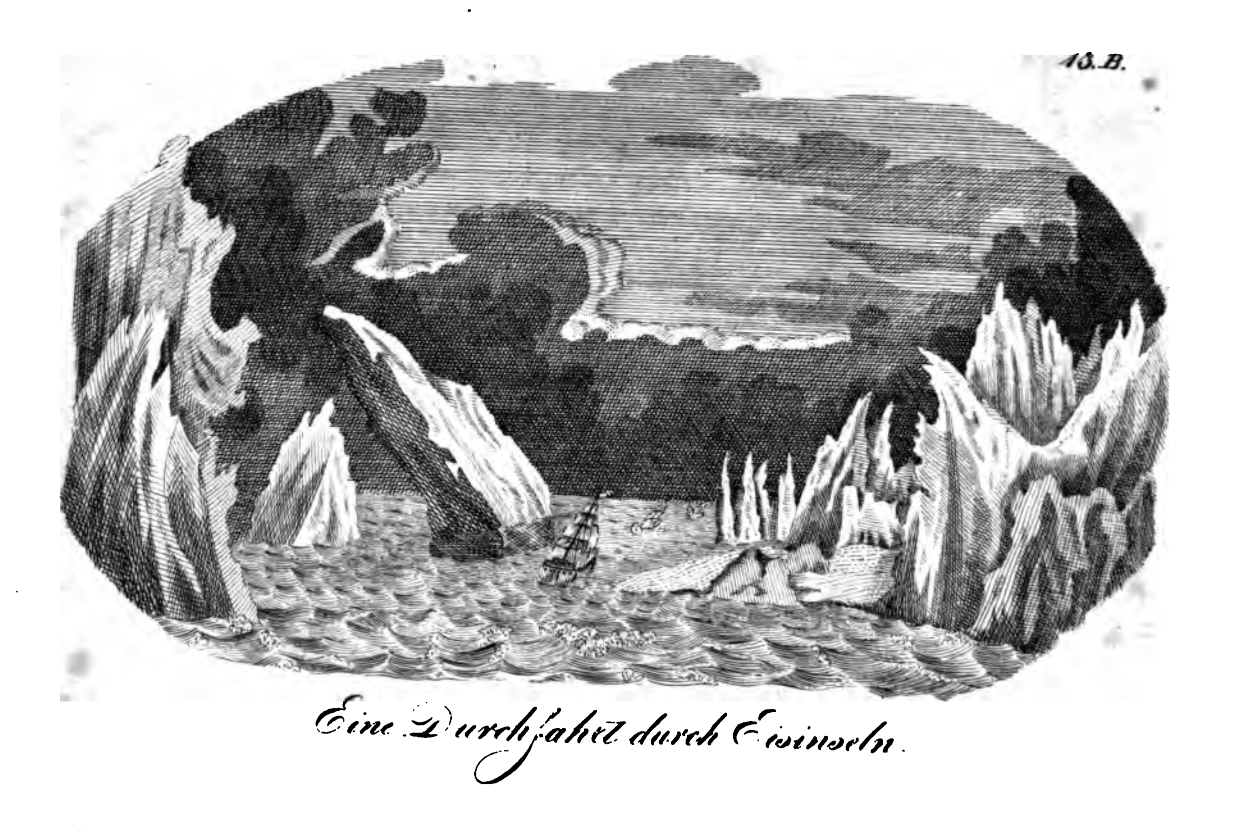
Wien, 1826.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.





Erruck, Eingeborner aus Princeregents Bay.

13. B.



Eine Durchfahrt durch Eisinseln.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER



VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

XIII. BAND.



WIEN 1820.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Reise

nach

China durch die Mongoley.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Kurze Beschreibung von Pekin.

I.

Allgemeine Bemerkungen über Pekin.

Benennung. Die Hauptstadt China's ist in der Chinesischen Erdbeschreibung unter dem Nahmen Schungtiäng-fu, d. i.: die dem Himmel untergebene Stadt, bekannt. Die politischen Umwälzungen, die so oft dieses Reich erschüttert haben, gaben die Veranlassung zu den innern Abtheilungen desselben. Der oberste Beherrscher jedes Appanage-Theiles nahm seinen Aufenthalt in der ihm unterworfenen oder am meisten ergebenen Gegend. Auf diese Art waren in den Zeiten, die sich von dem fabelhaften Alterthume entfernen und unserer christlichen Zeitrechnung näher stehen, die Städte Tschanang (jetzt Siang-fu, die Hauptstadt in Schangßi) und Loang (Districts-Stadt in Chenan), in dem Laufe von eilf Jahrhunderten abwechselnd die Hauptstädte von ganz China. Die Kaiser der neuen Dynastie verlegten, den Absichten ihrer Politik gemäß, ihren Thron nach Norden, nach Beidsin, das in Europa unter dem Nahmen Pekin so sehr bekannt ist. Wir wollen aber eine verständliche Sprache reden; wir wollen die Benennung der jetzigen Hauptstadt China's beybehalten, die auch von unsern Landsleuten angenommen ist. Die Asiaten müssen sich schon an die Verdrehungen gewöhnen, die von Europäischer Gelehrsamkeit in ihren Sprachen gemacht werden, doch wollen wir nur nicht die Benennungen vergessen, die auch für sie verständlich sind.

Zeit der Erbauung. Nach den Überlieferungen Chinesischer Chronikenschreiber war, nicht weit von dem Platze, wo jetzt

Pekin liegt, eine ziemlich große Stadt, von einem der ersten Kaiser des Hauses Tscheu erbaut, das vom Jahre 1122 bis zum Jahre 256 vor Chr. Geb. regierte. Die Nachkommen des Mongolischen Dshingis-Chan, welche (vom Jahre 1280 bis zum Jahre 1367 nach Christi Geburt) unter dem Nahmen der Juang China beherrschten, errichteten dort ihre Residenz. Chubilai, Dshingis-Chans Enkel, legte den Grund zu Pekin, unter dem Nahmen Dádu, welches große Hauptstadt bedeutet; sie nannten sie auch Dsintschen, d. i.: Residenzstadt. Sie hatte 60 Li, mehr als 30 Russische Werste (4¼ Deutsche Meilen ungefähr) im Umkreise.

Der Venetianische Edelmann Marco Polo, der erste Europäer, der im dreyzehnten Jahrhunderte China besuchte, und länger als drey Jahre im Dienste des Chinesischen Bogdochan Chubilai stand, hat uns folgende Beschreibung von seiner Hauptstadt übergeben: „Die Stadt Chanbalu liegt am Ufer eines Flusses, in dem Chinesischen Gebiethe. Sie ist sehr alt, und dient schon lange als Hauptstadt. Die Benennung Chanbalu bedeutet in dortiger Sprache: Kaiserstadt (auf Mongolisch: Chan, Monarch, und Balgaßú, Stadt). Der Groß-Chan versetzte sie an eine andere Stelle, jenseits des Flusses, da er durch die Sterndeuter von einem dem Reiche drohenden Aufstande gehört hatte. Diese Stadt ist in Gestalt eines Viereckes gebaut, dessen Oberfläche (Umfang) sich auf 24 Meilen *) erstreckt, indem jede Seite ungefähr 6 Meilen in der Länge hat. Die Mauern der Stadt sind mit Abdachungen versehen und geweißt; sie sind 20 Fuß hoch und 10 Fuß breit. In den Mauern sind auf jeder Seite drey Hauptthore, und also in allem zwölf. Neben jedem Thore sind prächtige Palläste erbaut; eben so erheben sich an den Ecken der Mauer schöne Gebäude, worin man die Waffen der Stadt verwahrt. Die Straßen und die Marktplätze sind regelmäßig nach der Schnur angelegt, so daß man durch die Stadt die ganze Strecke von einem Thore bis zum andern sehen kann. Auf beyden Seiten der Straßen stehen schöne Häuser. In der Mitte der Stadt ist ein Gebäude, auf welchem eine große Glocke hängt; an diese schlägt man drey Mahl des Abends, wodurch man ein Zeichen gibt, daß Niemand bis zum andern Tage aus dem Hause gehen soll, ausgenommen Ärzte und

*) Ohne Zweifel sind Italiänische Meilen zu verstehen, wovon vier eine Deutsche ausmachen.

Anm. des Übers.

Hebammen. Aus dieser Ursache müssen Leute, die zur Nachtzeit auszugehen haben, eine Laterne mit sich tragen. Bey jedem Stadtthore stehen tausend Soldaten, nicht sowohl aus Besorgniß feindlicher Überfälle, als zur Verfolgung der Diebe und Räuber; denn der Kaiser sorgt sehr dafür, diese schädlichen Menschen auszurotten *).“

Die Hofgebäude, der Berg Dsin, die Seen und Canäle, die man jetzt noch in Pekin sieht, sind Denkmähler jener Zeit. Der dritte Kaiser des letzten Chinesischen Hauses Min (von 1368—1643), der bekannte Junlé, versetzte, im Jahre 1421 **) seinen Hof aus Nangkin (der südlichen Hauptstadt) nach Pekin, und von dieser Zeit an ist diese Stadt der Ort des Aufenthaltes der Kaiser und die Hauptstadt von ganz China geworden. Die erste Benennung derselben, Beipin, ward in Schung-tiäng verwandelt. Junlé befahl die Stadt anders zu bauen, verschönerte sie mit neuen Gebäuden, umgab sie mit einer Mauer, und von dieser Zeit an ist die Größe und die innere Einrichtung Pekin's, in den Haupttheilen, unverändert geblieben. Nach der Eroberung China's durch die Manshuren (1644) errichteten ihre Chane unter dem Nahmen der Dazin'schen Dynastie, ebenfalls ihren Thron in Pekin. Der Erste davon, Schungdshi, concentrirte, indem er übrigens die Gesetze und Gebräuche der Chineser unangetastet ließ, in der einen Hauptstadt die oberste Verwaltung des Reiches. Die Besieger China's, die Manshuren, und eben so die Mongolischen und Chinesischen Krieger, die Gefährten ihrer Waffenthaten — wurden Bürger von Pekin.

---

*) Bergeron Voyage en Asie, pag. 67.

Anm. des Verf.

**) Folglich ist unsere erste Hauptstadt Moskau †) älter als Pekin. Von ihrem Ursprunge wird schon im Jahre 1147 erwähnt, und im Jahre 1328 war sie das Haupt Rußlands. Siehe Karamsin's Geschichte des Russischen Reiches, Ausgabe von 1816 und 1817. II. Theil Seite 206, und IV. Theil Seite 201 (der Russischen Original-Ausgabe).

Anm. des Verf.

†) Moskau nähmlich wird als die Hauptstadt des Russischen Reiches angesehen, obgleich St. Petersburg die Residenz der Kaiser seit Peter dem Großen ist.

Anm. des Übers.

Geographische Lage. Astronomischen Beobachtungen zu Folge, die von Jesuiten an Ort und Stelle gemacht worden, ist die nördliche Breite Pekin's auf 39 Grad 42 Minuten 15 Secunden, und die Länge von dem Pariser Mittagskreise 7 Stunden 36 Minuten 22 Secunden, oder 114 *) Grad bestimmt worden.

Pekin liegt in dem nördlichen Theile der Statthalterschaft Dshili, deren Hauptstadt indessen dennoch Baodin-fu ist. Von der großen Mauer, welche die nördliche Gränze China's auf der Seite der Mongoley ausmacht, sind, nach unserer Rechnung, bis Pekin ungefähr 200 Werste (28½ Deutsche Meilen). Diese Stadt liegt auf einer vollkommen glatten, trockenen Ebene ohne alle Waldung. Etwa 15 Werste (über 2 Deutsche Meilen) davon gegen Westen sieht man eine Kette hoher Berge, die sich von Norden nach Südwest erstrecken. Aus diesen Bergen fließen kleine Flüsse hervor, welche stellenweise die Ebene bewässern. Der eine davon geht rund um ganz Pekin **), und fällt, nachdem er sich in einen Arm unter dem Nahmen Jungché, d. i.: Canal der Zufuhr, ergossen hat, in den Fluß Baiché, bey der Stadt Tundsheu, 25 Werste (3½ Deutsche Meilen) östlich von Pekin. Aus diesem Flusse ist nordwärts nach Dsintschen ein Canal geleitet, der sich in einige Zweige theilt, den kaiserlichen Hof umfließt, indem er

*) Genauer: 114 Grad 5 Minuten 30 Secunden, oder (da Deutsche Erdbeschreiber lieber von der Insel Ferro oder 20 Grad westlich vom Pariser Mittagskreise die Länge rechnen) 134 Grad 5 Minuten 30 Secunden. Vom Leipziger Mittagskreise ist Pekin östlich 104 Grad, oder in Zeit 6 Stunden 56 Minuten; um soviel tritt die Sonne früher in den Mittagskreis von Pekin, als in den von Leipzig, und man zählt in Pekin 6 Uhr 56 Minuten Abends, wenn in Leipzig Mittag ist.

Anm. des Übers.

**) Siehe den Grundriß von Pekin, der sich am Ende des zweyten Theiles befindet. Die Lage und Eintheilung der Stadt ist mit möglichster Genauigkeit beobachtet, und alle der Aufmerksamkeit der Fremden würdige Gegenstände angezeigt worden. Andere kleinere Dinge, als: kleine Gassen, Nebengassen u. s. w. sind von mir nicht mit in den Plan eingetragen worden, da sie mir theils unbekannt waren, theils auch selbst unbedeutend sind. — In dem Landkarten-Depot des General-Stabes Sr. kaiserl. Majestät befindet sich jetzt der neu'ste Grundriß von Pekin, der nach einem größern Maßstabe gezeichnet ist und alle Details enthält.

Anm. des Verf.

einen See, sichtbar durch Hülfe der Kunst bildet, und dann, indem er einen Bogen um Dsintschen herum macht, aus der Stadt nach Osten zu fließt, wo er sich mit dem Jungché vereiniget.

In der Hauptstadt ist die Luft gesund, sogar für Fremde. Ansteckende Seuchen suchen selten die hiesigen Einwohner heim. Die Verheerungen der Pest sind ihnen gänzlich unbekannt. Die Gewässer sind jedes Jahr von der Mitte des Decembers an bis zum März, bisweilen auch kürzere Zeit, mit Eis bedeckt; starke Fröste aber gibt es nicht. Die Kälte im Winter ist 10 bis 12 Grad nach Reaumür, und gar nicht so empfindlich als in St. Petersburg *). Den Frühling begleiten heftige Stürme und Wirbelwinde mit Staub. Der Sommer ist drückend durch große Hitze, und besonders im Juny und July; zugleich fallen dabey Platzregen, welche den harten Boden, der aus Lehm und Sand besteht, erfrischen. Ströme von Regenwasser, die von den Bergen herabstürzen, zerstören nicht selten Dörfer und bringen in den obern Erdschichten große Umwandlungen hervor. Der Herbst ist die schönste Jahreszeit in Pekin, und besonders der September, October und November. Die reine und gelinde erwärmte Luft, der heitere Himmel, und das stille Wetter, alles erquickt dann die Einwohner nach der ermattenden Sommerhitze.

Eintheilung und Größe. Pekin besteht gleichsam aus zwey Städten oder zwey großen Theilen, die von einander durch eine hohe Mauer geschieden sind. Der nördliche Theil hat beynahe die Gestalt eines vollkommenen Quadrates **) und heißt Dsintschen, d. i.: die Thronstadt. Der südliche Theil stellt ein längliches Viereck vor; man nennt sie Wailotschen, d. i.: die äußere Stadt, im gemeinen Leben aber die südliche Vorstadt. Sie ist nicht so breit von Norden nach Süden, als die Thronstadt, aber weit länger von Osten nach Westen.

---

*) Wo sie freylich nicht selten bis 30 Grad und mehr steigt.
Anm. des Übers.

**) Einige nehmen an, die südliche Mauer von Dsintschen erstrecke sich von Osten nach Westen auf 11½ Li (fast ⅗ Deutsche Meilen) und die östliche Mauer desselben von Norden nach Süden habe 9 Li und einige Schritte (über ⅘ Deutsche Meilen). Siehe Pallas Tagebuch zweyer Reisen nach Pekin, Seite 143.
Anm. des Verf.

Den Umkreis der äußeren, das ist der Hauptmauer von Pekin, bestimmen alle Europäischen Erdbeschreiber verschieden. In der vom Pater Jakinf aus der Chinesischen Sprache übersetzten Beschreibung von Pekin wird (im Manuscripte) gesagt, die Mauer von Dsintschen allein habe im Umkreise 40 Li (fast 3 Deutsche Meilen), und die Mauer von Wailotschen von drey Seiten 28 Li (2 Deutsche Meilen); folglich beträgt, mit Ausschluß der südlichen Mauer von Dsintschen, welche 10 Li lang ist, der ganze Umkreis Pekin's 58 Li, welche fast 30 unserer Werste gleich kommen *) (ungefähr $4\frac{1}{4}$ Deutsche Meilen). Diese gezackten Mauern, die weder mit Gyps beworfen noch geweißt sind, sind aus Backsteinen gebauet, 41 Fuß hoch, d. i.: ungefähr 6 Klaftern **) (bey dieser Ausmessung ist die Höhe der gezackten Zinnen 5 Fuß 5 Zoll), und 21 Fuß, d. i.: 3 Klaftern ($11\frac{1}{4}$ Ellen Leipz. M. oder $20\frac{1}{4}$ Fuß Rheinl.) dick oder breit, so daß man oben darauf bequem reiten kann. Zu diesem Zwecke sind in bestimmten Entfernungen von einander sanft abhängige Auffahrten gebauet, auf welchen die Reiterey bis ganz oben auf die Mauer hinaufreiten kann. Übrigens ist alles dieses nur von den Mauern der Thronstadt zu verstehen; denn die Mauern von Wailotschen sind dünner und einfacher, und von den Mauern anderer Städte in China nicht verschieden. In Pekin sind sechzehn Thore; neun in der Thronstadt und sieben in der äußern Stadt. Ihre Nahmen sind folgende:

In Dsintschen (der Thronstadt).

1. Gegen Süden das Hauptthor, bekannt bey dem Volke unter dem Nahmen Zängmüng (Ziangmüng); die eigent-

---

*) Herr Orlow sagt, daß jede Seite der Mauer von Dsintschen 6 Werste lang ist, und die ganze Mauer im Umkreise 24 Werste hält; die Mauer von Wailotschen hat von drey Seiten, mit Ausnahme der nördlichen, ungefähr 16 Werste, 400 Klaftern. Und so ist, wie er sagt, der Umkreis von Pekin 40 Werste, 400 Klaftern (fast $5\frac{3}{4}$ Deutsche Meilen), mit Ausschluß der Vorstädte. Siehe Beschreibung des Chinesischen Reiches. Moskwa, 1820. II. Theil Seite 62 und 66.

Anm. des Verf.

**) Oder 18 Arschinen, welche ungefähr $22\frac{1}{2}$ Elle Leipziger Maß, oder $40\frac{1}{2}$ Fuß Rheinländisch ausmachen.

Anm. des Übers.

liche Benennung desselben auf Chinesisch ausgeschnitten, ist Dshen-jan-müng, welches bedeutet: das gegen Süden gekehrte Thor.

2. Auf derselben Linie gegen Osten Tschunwüng *), d. i.: Verehrung der Weisheit; im gemeinen Leben: Cháta.

3. Das südöstliche Thor Tschaoján, d. i.: den Aufgang der Sonne empfangend; bey dem gemeinen Volke: Zichua.

4. Dundshi, d. i.: gerade gegen Osten gekehrt.

5. Gegen Norden: Angdin, dauerhafter Friede.

6. Gegen Nordwest: Déschen, d. i.: das Thor kriegerischen Muthes, welches zum Einzuge siegreicher Truppen bestimmt ist.

7. Gegen Westen: Ssidshi, d. i.: gerade gegen Westen gekehrt.

8. Futschen, d. i.: Sicherung der Ruhe; im gemeinen Leben: Pindsü.

9. Gegen Süden: Ssiuang-u, Verherrlichung der Tapferkeit; im gemeinen Leben: Schungtschen.

In Wailotschen (der äußern Stadt).

10. An der nordwestlichen Ecke: Dunbäng (Dunbiang), östliches Seitenthor.

11. Guandsiui (Huandsiui), bey dem gemeinen Volke: Schágo.

12. Gegen Süden: Dsoang, linkes Thor des Friedens.

13. Jundin, unerschütterliche Festigkeit.

14. Juang, rechtes Thor des Friedens.

15. Guanmin (Huanmin), vollkommene Ruhe.

16. Ssibängmüng, westliches Seitenthor.

In der Thronstadt sind die Thore mit schönen und hohen Bogen, zu neun Stockwerken und mit Schießscharten gebauet.

---

*) Zu jedem Chinesischen Nahmen eines Thores muß man noch das Wort Müng, Thor, hinzufügen. Um die Wiederhohlung dieses Wortes zu vermeiden, sage ich Thor, und lasse das Müng weg.
Anm. des Verf.

Unten ist eine Art von Saal (Hauptwache) angebracht, wo sich die Officiere und Soldaten versammeln, welche von der Ablösung kommen und die Wache beziehen. Vor jedem Thore ist ein freyer, über 360 Fuß großer Platz, als wie zu den Wach-Paraden; um diesen herum geht eben eine solche Mauer, wie um die Stadt. Diese äußere Mauer ist ebenfalls durch Thürme gedeckt, so daß man aus den innern Schießscharten mit Kanonen die Plätze innerhalb der Mauer, und aus den äußern die Vorstädte und alle nahe liegenden Orte bestreichen kann. Überdieß sind, fast alle 20 Klaftern weit, auf der Mauer kleine viereckige Wachhäuser, und an den Ecken der Mauer stehen ziemlich große Thürme.

Die Straßen in Pekin sind groß und gerade; obgleich ungepflastert, ist der Boden doch ziemlich fest. Die Hauptstraßen sind ungefähr 20 Klaftern (60 Arschinen, ungefähr 75 bis 76 Leipziger Ellen, oder 136 Rheinländ. Fuß) breit. Nur eine, bekannt unter dem Nahmen Tschanangdse (chang-gan-kïai), d. i.: die Straße der ewigen Ruhe, hat bis 30 Klaftern (90 Arschinen, 113½ Leipziger Ellen, oder 204 Rheinländ. Fuß) in der Breite. Sie ist die beste in Pekin, geht von Osten nach Westen in einer Krümmung, indem sie auf der Nordseite, von einem Theile der Mauer der kaiserlichen Hofburg, auf der Südseite von verschiedenen Gebäuden und Gerichtshäusern umgeben ist.

Die Häuser in der Stadt sind gemeiniglich von einem Stockwerke, sehr niedrig, aus Backsteinen gebauet, nicht mit Gyps beworfen und mit grauen Ziegeln gedeckt. Die Gerichtshäuser und die Fürstenhöfe zeichnen sich durch einen hohen Grund und schöne Thore aus; überdieß sind auf den Fürstenhöfen Dächer von grünen, glasirten Ziegeln. Doch für die besten Gebäude von allen in Pekin muß man, mit allem Rechte, die erhabenen, geräumigen Tempel, mit Säulen und prächtigen Treppen von Marmor, anerkennen. Auf beyden Seiten der Hauptstraßen sind Kaufmannsläden, sehr schön vom Äußerlichen, erbauet. Der Glanz und die Mannigfaltigkeit der Waaren, die dem Volke zur Schau ausgelegt sind, gewähren dem Auge ein angenehmes Gemählde.

Die Straßen und Häuser in der äußern Stadt sind weit schlechter als in der Thronstadt.

Außer den erwähnten zwey Theilen gibt es noch bey Pekin zwölf große Vorstädte, die in der Länge sich auf 2 Werste ($\frac{2}{7}$ oder fast $\frac{1}{3}$ Deutsche Meile), einige mehr, andere weniger, ausdehnen.

Den drey südlichen Thoren der Thronstadt gegenüber liegt, wie eine Vorstadt, Wailotschen. Vor dem Thore Jundin, das sich in der Mitte der südlichen Mauer Pekin's befindet, liegt ein freyer Platz; aber vor allen übrigen Thoren beyder Städte liegen Vorstädte.

Anzahl der Einwohner. Die Thronstadt und die äußere Stadt, nebst den 12 Vorstädten, machen gewiß eine sehr große Stadt aus; aber folgt denn daraus der Schluß, wie mehrere Reisende und Schriftsteller ihn machen, daß in Pekin die Zahl der Einwohner aus acht, oder wenigstens aus drey Millionen*) bestehe? Dieses geht weit über das Maß einer gründlichen Volkszählung. Erstlich ist die Hälfte der äußern Stadt fast leer, außer den großen umschlossenen Plätzen Täng-tang, des Tempels des Himmels, und Sfäng-nun-tang, d. i.: des dem Erfinder des Ackerbaues geheiligten Tempels. Dort gibt es Felder, Gärten, Begräbnißplätze. Dann sind in Dsintschen, oder der Thronstadt, außer der sehr großen kaiserlichen Hofburg, viele Fürstenhöfe, Vorrathshäuser, Gerichtshäuser, Seen, Tempel; alles dieses nimmt mehr als die Hälfte von Dsintschen ein. Die Straßen sind darin sehr breit, und die Häuser auf beyden Seiten sehr niedrig, von einem Stockwerke. Dieses alles in Betrachtung ziehend hatte der Pater Gobille**) angenommen, daß in beyden Theilen der Stadt, mit allen Vorstädten zusammen, weniger Einwohner sind als in Paris mit seinen Vorstädten. Es ist wahr, der bewohnte Theil Pekins ist volkreicher als ein ähnlicher Theil von Paris oder Petersburg. Die Chineser sind keine Freunde davon sich in großen Zimmern abzukühlen; ein Zimmer ist hinreichend für viele. Zwanzig Chineser finden bequem da Raum, wo es zehn Europäern enge scheint. Pater Gobille glaubt, in beyden Theilen Pekins mit den Vorstädten müssen mehr als zwey Millionen Einwohner seyn. Das ist nur eine bloße Voraussetzung, sagt er, aber sie scheint der Wahrheit

---

*) Staunton sagt, nach den besten Nachrichten, welche die Englische Gesandtschaft erhalten habe, enthalte Pekin ungefähr 3 Millionen Einwohner. Siehe Reise des Lord Macartney. II. Band, Seite 285 (der Russischen Übersetzung).

Anm. des Verf.

**) Ein Französischer in Pekin wohnhafter Jesuit.

Anm. des Verf.

sehr nahe zu kommen. Etwas Bestimmtes von der Zahl der Einwohner Pekins zu sagen, eben so wie von der Bevölkerung von ganz China, ist für einen Ausländer sehr schwer, beynahe unmöglich; denn selbst die hiesige Regierung, da sie, wie man sagt, nicht beständig ein genaues Verzeichniß der Unterthanen nach den Köpfen führt, hat kaum von dieser Sache genaue Kenntnisse. Wie dem auch sey, so kann man, nach den oben auseinander gesetzten Gründen zu urtheilen, auch nach meiner eigenen Beobachtung, die Zahl der Bewohner Pekins beyderley Geschlechtes auf zwey Millionen anschlagen.

Einem Europäer wird die Volksmenge in einigen Straßen von Dsintschen, und überall in den äußern Theilen Pekins, gewiß auffallen. Wirklich ist diese so groß, daß vornehme Personen, wenn sie durch die Straße fahren, Leute zu Pferde voran schicken, um den Weg frey zu machen. Frauenzimmer zeigen sich selten öffentlich, ohne übrigens ihr Gesicht zu verhüllen, wie dieses bey den Muhammedanern geschieht. Mannspersonen gehen wegen Handelsgeschäften, noch mehr aber aus Neugierde; sie strömen in großen Haufen zusammen, um Gaukler zu sehen, Neuigkeiten einzusammeln, und Wahrsagern und Marktschreyern zuzuhören, welche die wundervollen Wirkungen ihrer Arzeneyen anpreisen.

Was das äußere Ansehen der Chineser betrifft, so sind sie, im Ganzen genommen, von mittlerer Größe, und die Theile ihres Körpers, besonders Füße und Hände, sind sehr klein. Die Farbe ihrer Haut ist gelblich-bräunlich, versteht sich, mit einigen Abänderungen, die von dem Geburtsorte und der Lebensart abhängen. Der Chineser in den nördlichen Statthalterschaften ist etwas größer und weißer als der Bewohner von Dsänßi (Dsianßi) und Huandun. Der sich immer in freyer Luft aufhaltende Kuli (Träger) ist bräunlicher als sein Huang (Beamter) oder ein reicher Mann, und weit schwärzer als irgend ein im Harem eingeschlossenes Frauenzimmer. Ein etwas plattes Gesicht, mit hervorragenden Backenknochen, eine nicht große und stumpfe Nase, hervorstehende und zusammengedrückte Augen, verbunden mit der Schattirung der Haut, mit schwarzen und steifen Haaren auf dem Kopfe, die sehr dünn im Knebelbarte und im Barte sind — zeigen deutlich die Verwandtschaft der Chineser mit den Mongolen an. Man muß denken, daß diese Verwandtschaft mehr von den Zeiten der Eroberung China's durch die Mongolen herrührt. Die Verschiedenheit der Chineser und Manshuren ist fast unmerklich. Diese letztern sind

indessen viel wohlbeleibter, stärker und kräftiger. Einige nehmen an, der Chineser unterscheide sich noch von dem Manshuren durch die Anlage, bey gleich guter Nahrung und sorgenfreyem Leben, bald dick zu werden. Diese Bemerkung hat ihren Grund, obgleich mir viele sehr dicke Manshuren vorgekommen sind, da man indessen dasselbe von den Mongolen nicht sagen kann.

Und das weibliche Geschlecht, obgleich mit einem schönern Äußern, ist übrigens sehr weit von den Idealen der Schönheit entfernt, deren sich andere Völker Asiens rühmen, wie in Indien, Georgien (Grusien auf Russisch) und besonders die reitzenden Bewohnerinnen des stolzen Kaukasus. Man trifft auch in China Frauenzimmer, vorzüglich Manshurinnen, die ohne irgend einer Hülfe von weißer oder rother Schminke (die von Einigen gar zu verschwenderisch angewendet wird), so weiße Gesichter haben, daß man sie den reitzendsten Europäischen Mädchen gleich stellen kann. Aber von der andern Seite haben ihre nicht großen, obgleich übrigens schwarzen, flammenden Augen nicht jenes Zärtliche, jenes Ausdrucksvolle, welches in den großen blauen oder schwarzen Augen unserer Schönen strahlt. — Die Züge des ganzen Gesichtes der Manshurinnen sind fast dieselben wie bey den Männern.

Überdieß machen in China, mehr als irgendwo sonst, ungewöhnlich kleine Füße einen Reitz der Frauenzimmer aus. Das Maß des Fußes bestimmt den Werth der Braut; denn bey diesem Volke, das auf seine Bildung stolz ist, ist eine Frau eine verkäufliche Waare. Der unbarmherzige Wollüstling verstümmelt hier selbst die Natur. Bald nach der Geburt umnähet die Hebamme die Füße des weinenden kleinen Kindes mit starkem Leder, damit sie nicht mehr wachsen können. Bis zur Vollendung des völligen Wuchses des Mädchens bemühet man sich, durch Binden die Füße so klein als möglich zu machen; wovon dann die Zehen zusammen wachsen und einen spitzigen Fuß, als wie nur mit Einer Zehe, bilden; der ganze Fuß mit der Ferse ist selten länger als 2½ Werschok (fast 5 Zoll Leipziger Maß, oder 4½ Zoll Rheinl.). Die niedlichen, mit verschiedenen Farben ausgenäheten Schuhe zeigen diese Verunstaltung noch deutlicher. Die Füße bekommen um die Knöchel eine ungewöhnliche Dicke, welche etwas durch seidene lange Beinkleider mit Franzen verdeckt wird. Eine solche unvernünftige Sitte beraubt die Frauenzimmer des schönsten Geschenkes der Natur, einer freyen Bewegung. Die Bäuerinnen pressen ebenfalls ihre Füße zusammen, obgleich nicht in einem solchen Grade, wie die vornehmen, oder die

für reiche Harems erzogenen Frauenzimmer. Diese letztern können kaum in den Zimmern ihres frohen Gefängnisses umhergehen. Nur die heftigste Eifersucht konnte die Chineser zu solcher Grausamkeit bewegen. Gleich den Türken und Persern halten sie ihre Geliebten unter starkem Verschlusse, unter der Aufsicht verschnittener Wächter; doch keiner von jenen Tyrannen der Weiber unterwirft das schöne Geschlecht einer solchen Verunstaltung. Die Chineser, in vielen Dingen einzig, zeichnen sich auch in diesem Falle aus, so wie auch in andern Sitten und Gebräuchen. Nach Einiger Meynung muß diese rasende Mode nicht gar alt seyn; denn Marco Polo, der im dreyzehnten Jahrhunderte in China war, und oft genug von der Schönheit der Chineserinnen und ihrem Putze spricht, hat uns nichts von dieser Sitte gesagt.

Die Manshurinnen lassen ihre Füße in ihrer natürlichen Größe, dafür aber tragen sie niedliche, mit bunter Seide gestickte Schuhe, mit hölzernen schräg abgeschnittenen Sohlen, die wenigstens 3 Werschok (fast $\frac{1}{4}$ Elle Leipz. Maß, oder $\frac{2}{3}$ Rheinl. Zoll) hoch sind. Dieses seltsame Schuhwerk verhindert sie ebenfalls frey und ungezwungen zu gehen, und macht auf einem steinernen oder hölzernen Fußboden ein gewaltiges Geklapper. Es scheint, nur allein der Trieb der Nacheiferung habe die Manshurischen Damen veranlaßt, auf ein Mittel zu denken, um ihre Herkunft aus den Steppen zu verschönern, und den gebornen Chineserinnen in ihrem ungewöhnlichen, wankenden Gange nachzuahmen, und ihren eigenen Füßen ähnliche, übrigens aber für ihren Körper unschädliche Fesseln anzulegen. Überall gibt es sclavische Erfüller der wunderlichen Gesetze der Mode.

Polizey. In einer großen und volkreichen Stadt muß nothwendig eine strenge Polizey seyn. In Pekin ist sie so thätig, daß man sehr selten von Unordnungen hört. Auf der Straße gehen unaufhörlich Polizey-Soldaten, mit einer Peitsche auf der Schulter, umher, um Frevler von eigenmächtigen Anmaßungen abzuhalten. Sie sehen auf die Reinlichkeit der Straßen in Dsintschen, und greifen, im Nothfalle, die Arbeit selbst mit an. Sie halten die ganze Nacht Wache, und gestatten Niemanden auf der Straße zu gehen, es sey denn mit einer Laterne, oder wegen eines wichtigen Vorfalles, als die Herbeyrufung eines Arztes (wenigstens ist es so in der Polizey-Ordnung festgesetzt); sie befragen sogar vom Kaiser abgeschickte Leute, und Alle sind verbunden, ihnen eine genügende Antwort zu geben. Sie haben das Recht, bis zur Aufhellung der Sache, Jeden anzuhalten, der sich ihnen widersetzt oder verdäch-

tig scheint. Der Polizey-Meister macht oft unvermuthete Besuche. Die Officiere halten sehr strenge Aufsicht über ihre Soldaten; das kleinste Versehen geht nicht ohne Bestrafung hin, und den Officier unterwerfen sie der Untersuchung auf den andern Tag. Diese Polizey-Soldaten sind geborne Chineser, und machen ein irreguläres Truppen-Corps aus.

Außerdem gibt es in Pekin eine zahlreiche Reiterey und Fußvolk. Ihre Hauptpflicht besteht darin, an den Thoren und Mauern zu wachen, und bey der ersten Aufforderung zum Ausmarsche bereit zu seyn. Diese Truppen, die ein Corps von ungefähr 80,000 Mann ausmachen, werden in acht Manshurische Divisionen, acht Mongolische und eben so viel Udsheng-Tschocha oder Chinesische eingetheilt, welche zur Unterwerfung ihres Vaterlandes unter die Manshuren mitgewirkt haben, wie dieß im zweyten Theile Seite 145 aus einander gesetzt worden ist. Jede Division unterscheidet sich durch die Farbe ihrer Fahnen und der dieser entsprechenden Uniform. Die gelbe Fahne (Division) ist die oberste; sie hat Häuser in Dsintschen, und nimmt den ganzen nördlichen Theil von Osten bis Westen ein; sie wird wieder in die erste gelbe Fahne ohne Einfassung und in die zweyte gelbe Fahne mit rother Einfassung getheilt. Die dritte rothe Fahne ohne Einfassung und die vierte rothe mit gelber Einfassung; deren Aufenthalt ist in dem westlichen Theile von Dsintschen, den sie indessen nicht ganz einnimmt. Der nördliche Theil davon ist der gelben Fahne vorbehalten. Die blaue Fahne nimmt denjenigen Theil der Stadt ein, der an den kaiserlichen Hof gränzt; ihre Wohnungen, die sich hierauf gegen Süden von dem Hofe hin wenden, erstrecken sich in einer Parallel-Linie, der südlichen Mauer gegenüber, bis zur westlichen. Diese Fahne theilt sich in die fünfte bloß blaue, und sechste blaue Fahne mit einer rothen Einfassung. Endlich ist die weiße siebente Fahne ohne Einfassung, und die achte mit einer rothen Einfassung. Sie ist in die Mitte des östlichen Theiles der Stadt verlegt, und gränzt gegen Norden an die erste und gegen Süden an die dritte Fahne. Jedem Oberbefehlshaber einer Fahne sind sechs niedere Befehlshaber untergeordnet. Diesen Befehlshabern der Unter-Abtheilungen wird der Befehl über ihre Landsleute anvertraut. Jede Fahne hat ihre Kanzelley, Zeughaus, Schatzkammer und Schule für Kinder. Man muß sagen, daß hier Kriegsleute auch die wichtigsten bürgerlichen Ämter in Gerichtshöfen verwalten, wie dieß auch in Rußland ehedem der Fall war. Die Minister, Vorsitzer, und

Expeditoren sollen, indem sie den Schreibepinsel *) führen, nicht die Kunst zu reiten, mit dem Bogen zu schießen u. s. w. verlernen. So ist die Einrichtung der Manshurischen Truppen. Das Pekin'sche Corps (außer der eigentlich Chinesischen grünen Fahne, die in Wailotschen liegt) ist selten vollständig gegenwärtig; denn ganze Regimenter davon werden zum Dienste an die Kriegsbefehlshaber der Hauptgränzplätze geschickt, als z. B. an den Fluß Ili, nach Uläßutai, Tschitschigar und Tibet.

Eine der Hauptpflichten der Pekin'schen Polizey ist die Verhinderung einer Hungersnoth. In der Stadt, so wie auch in den Vorstädten, gibt es eine Menge Getreidehöfe, wo Reiß, für den Fall einer Hungersnoth, aufbewahrt wird. Wenn die wegen der Getreidehöfe gegebenen Befehle in den Provinzen eben so streng, als in der Nähe des Hofes, beobachtet würden, so könnte nie eine Hungersnoth entstehen, die indessen oft die volkreichen Chinesischen Statthalterschaften, wegen der Kälte und außerordentlichen Mißbräuche der Getreide-Aufseher, verheert; außer diesen Getreide-Magazinen hat der Chuandi noch andere Vorrathshäuser, wo man Weitzen in Körnern, verschiedene Früchte und Futter für das Arbeitsvieh aufbewahrt.

II.

Besondere Umstände von Dsintschen.

Dsintschen besteht aus drey Theilen, die in einander eingeschlossen und mit besondern Mauern umgeben sind. Der erste Theil, der nächste an der kaiserlichen Hofburg, heißt Dsündsintschen (die Festung, Cittadelle). Die Zahlen 17, 18, 19 und 20 auf dem beygefügten Grundrisse von Pekin bezeichnen die vier Hauptthore zu diesem Theile, und zeigen seine Größe. Wir fügen zu diesem die Strecke zwischen dem Thore unter 21 und dem Thore unter 17, hinzu, welche den Haupteingang ausmacht.

---

*) Die Chineser, Manshuren und Mongolen bedienen sich keiner Federn. Sie schreiben gewöhnlich, sehr schnell und schön, mit einem großen Pinsel, und gebrauchen dabey Chinesisches Papier und Dinte.

Anm. des Verf.

Die zweyte Abtheilung endiget sich mit den Thoren 22, 23, 24 und 25; man nennt sie Chuantschen, d. i.: kaiserliche Stadt, die Russen aber gaben ihr den Nahmen der rothen Stadt, von der Farbe der Mauern.

Endlich die dritte Abtheilung begreift die ganze Thronstadt, Dsintschen genannt, welche neun Thore hat, wovon vorher gesprochen worden ist.

1. Dsündsintschen oder die kaiserliche Hofburg.

Wir haben schon gesagt, daß der Umkreis der Hofburg auf dem Grundrisse durch die Thore 17, 18, 19 und 20 bestimmt wird. Ihre Gestalt ist eine Art länglichen Viereckes. Sie ist mit einer dicken und hohen gezackten, aus Backsteinen erbauten Mauer umschlossen. Über jedem Thore, so wie auch an den vier Ecken der Mauer, sind geräumige und hohe Gebäude errichtet. Dsündsintschen hat ungefähr 6 Li (mehr als 3 Werste, fast ½ Deutsche Meile) im Umkreise. Um die Mauern herum ist ein breiter, mit behauenen Steinen ausgelegter Graben geführt. Dem nördlichen, östlichen und westlichen Thore gegenüber sind Zugbrücken angebracht.

Das Innere der Hofburg enthält eine Reihe von Höfen und Sälen, oder Zimmern, wovon immer eines schöner und prachtvoller als das andere ist.

Wenn man in die Thronstadt Pekin's durch das südliche Thor Zäng (Ziang) hineinkommt, und gegen Norden zu geht, muß man zuerst quer durch eine große Straße gehen, welche mit der südlichen Mauer der Stadt parallel läuft. Dann kommt man auf einen großen viereckigen, mit marmornen Geländern umgebenen Platz. Dieser Platz endiget sich gegen Norden mit dem Thore 21, welches das Däzin'sche heißt, zu Ehren des Manshurischen Kaiserhauses, das jetzt China beherrscht. Unten sind drey große Thore, die nur dann geöffnet werden, wenn der Kaiser selbst aus der Hofburg ausfährt. Die Übrigen gehen durch die Thore 26 und 27 aus und ein. Das zweyte Thor Täng-wang (Tiang-wang) mit gewölbten Bogen ist sehr groß und tief; über demselben ist ein schöner Saal gebauet.

Der Raum zwischen 21 und 22 macht einen geräumigen Hof aus, der mit großen Backsteinen gepflastert, und mit Hallen und Gallerien, die von mehr als 200 Säulen getragen werden, umgeben ist, welches, wie die Einwohner sagen, einen majestätischen Anblick

gibt. Dieser Hof endigt sich gegen Norden mit der Straße Tschang-ang, mit welcher er durch die zwey Thore 26 und 27 Gemeinschaft hat. In gleich weitem Abstande von diesen Thoren muß man, auf der eben erwähnten Straße, zwey Triumphbogen bemerken, die auf dem Grundrisse angezeigt sind. Den Thoren 26 und 27 fast gegenüber fließt ein halb ausgetrockneter Bach oder Canal, über welchen fünf marmorne, mit Säulen, Geländern und von Stein ausgehauenen Löwen verzierte Brücken gehen. Diese Brücken führen zu dem zweyten Thore (22), das aus fünf Durchgängen besteht; nur allein der Kaiser kann durch die drey mittelsten davon gehen, die andern zwey sehr niedrigen sind für Alle offen, die das Recht haben, bey Hofe zu erscheinen. Übrigens sind nur die ältesten Manshurischen Fürsten des Rechtes gewürdiget, durch das innere Thor hineinzureiten. Die Mauern desselben sind dicker als 20 geometrische Schritte *); oben ist, so wie auch bey den andern Thoren, eine Wohnung darauf gebaut, und daneben ein kleiner Hof, der zu dem dritten Thore (28), Duang genannt, führt. Ehe man zu diesem kommt, sieht man auf der rechten Seite (29) Taimiao. Das Chinesische Wort Miao bedeutet einen Tempel; in diesem verbeugt man sich verehrend vor den Gedächtnißtafeln mit den Nahmen der Vorfahren der Manshurischen Kaiser. Der Anblick dieses Tempels ist sehr schön. Der Kaiser besucht zu gewissen Zeiten denselben zur Erfüllung der gewöhnlichen Opfergebräuche zur Ehre seiner Vorfahren. Zur linken Hand von diesem Gebäude steht Schedsitang (30), der Tempel zur Verherrlichung der Erde und des auf ihr wachsenden Getreides; und hier kommt der Chuandi zu einer festgesetzten Zeit her, um die gewöhnlichen Opfer darzubringen. 28, 31 und 32 sind die Thore eines geräumigen Hofes, wo sich die Fürsten jeden Monath versammeln, um die Befehle des Chans **) zu vernehmen. Die

*) Der Verfasser erklärt sich nicht darüber, ob dieser geometrische Schritt von 5 Fuß oder von 2½ Fuß zu verstehen sey, welches freylich für die Dicke dieser Mauer einen mächtigen Unterschied ausmacht.

Anm. des Übers.

**) Vielleicht Chuandi's. Doch zuweilen nennt ihn der Verfasser auch Chan, weil die Mongolen den Chinesischen Kaiser doch den Bogdochan nennen.

Anm. des Übers.

Hofbeamten bewirthen sie mit Thee, und tragen ihre Nahmen in die Verzeichnisse ein, die dazu gehalten werden. Wenn Einer von ihnen an dem bestimmten Tage nicht erscheinen kann, so ist er verbunden, die Ursache seiner Abwesenheit zu melden. Auf eben diesem Hofe bezeigen die zinsbaren Fürsten dem Kaiser ihre Unterwürfigkeit entweder in eigener Person oder durch Bevollmächtigte. Der Chuandi macht den Fürsten und ihren Abgesandten Geschenke, und diese Geschenke werden als Belohnungen angenommen. Dort gibt man auch den Europäischen Gesandten Geschenke. 33 und 34 stellen wahrscheinlich Miao Fandsintschan vor, oder den Aufbewahrungsort der ausländischen classischen Bücher, nahe bey 31. Es ist nicht bewiesen, ob sich darunter auch die Bücher der heiligen Schrift befinden *).

Alles, was wir bis jetzt sahen, macht gewisser Maßen den äußern Theil der Hofburg aus; in das Innere derselben führt das

*) Der berühmte Ricci, einer der ersten Jesuiten, die nach China gekommen sind, äußerte den Gedanken, daß in alten Zeiten Hebräer — nahmentlich in Kaifüng, der Hauptstadt der Statthalterschaft Chenang, gewohnt haben. Die in China befindlichen Römisch-katholischen Missionäre haben sich eifrig bemüht, diesen Gedanken in der Meynung der Europäer aufrecht zu erhalten. Aber alle ihre Forschungen über diesen Gegenstand sind (und zwar sehr natürlich) bloß muthmaßliche Schlüsse geblieben. Der Abbé Grosier hat, im vierten Theile seines Buches de la Chine, das ganze eilfte, aus 22 Seiten bestehende Capitel mit den unbewiesenen Überlieferungen der Jesuiten von in China lebenden Hebräern angefüllt. Aus diesen sieht man unter anderm, daß gewisse Israeliten von Kaifüng dem Pater Gosani, einem Portugiesischen Jesuiten, der an dem Orte gewesen war, berichtet hatten, es solle sich in einem der Pekin'schen Tempel, dem oben erwähnten Fandsintschan, unter den übrigen ausländischen Büchern, eine Bibel in Hebräischer Sprache befinden. Die Französischen und Portugiesischen Jesuiten erbathen sich von dem Kaiser die Erlaubniß, in den erwähnten Tempel zu gehen und jene Bücher zu sehen. Pater Parenin nahm Theil an diesen Untersuchungen; aber man fand dort nichts. Pater Bouvé glaubt wenigstens, man habe in dieser Büchersammlung auf einigen Handschriften Syrische Buchstaben gesehen. Man denkt, der Vorsteher des Miao (Tempels) habe gegen die Mission mit Hinterlist gehandelt, und diejenigen Bücher verborgen, welche sie mit solchem Eifer suchten.

Anm. des Verf.

schöne Thor (17). Es heißt der südliche Thurm oder Vorhof, und besteht aus drey Arkaden; über diesen ist ein Saal gebaut, welcher größer ist, als in den vorhergehenden Gebäuden. Auf beyden Ecken dieses Thurmes sind zwey Gänge angebracht, die nach Süden zu, ungefähr auf einen Flintenschuß weit gehen, und sich gegen Osten und Westen mit Zimmern oder Sälen endigen. Diese Gänge erstrecken sich bis 31 und 32. Bey dem südlichen Thore hängt eine Glocke und eine Trommel oder Pauke, worauf man schlägt, wenn der Kaiser aus der Hofburg ausfährt oder wenn er dahin zurückkehrt.

Aus dem Thore 17 tritt man in einen Hof, hinter welchem ein tiefer und mit Wasser gefüllter Canal, mit fünf Brücken von kostbarem Marmor, sich befindet, die mit Gittern, Säulen, Pfeilern, Vorsprüngen mit ausgehauenen Löwen und anderer Bildhauer-Arbeit geschmückt sind. Neben diesen kommt man zu dem dritten Thore, das in dem Grundrisse mit keiner Zahl bezeichnet ist. Hinter diesem ist ein schöner Hof, Taichedäng, wohin man ebenfalls durch die Seitenthore 35 und 36 kommen kann. Dieser Hof ist mit Hallen und Gallerien umgeben, die mit Altanen und Säulen verziert sind. Man versichert, daß alles dieses zusammen den Blick mächtig ergreift. An der Nordseite des Hofes (37) ist der schöne Saal Taichedäng, oder der kaiserliche Thronsaal. In diesen gelangt man auf fünf marmornen Treppen, deren jede zwey und vierzig Stufen enthält; die mittlere Treppe ist sehr breit und für den Kaiser bestimmt; die Fürsten und hohen Staatsbeamten gehen auf den zwey nächsten; die Seitentreppen sind die engsten, und den Verschnittenen und Hofbedienten überlassen. Am Neujahrstage und an andern feyerlichen Tagen versammeln sich die hohen Staatsbeamten vor dem Taichedäng zu Folge ihrer Rangordnungen. Der Kaiser sitzt in dem Saale auf dem Throne. Die Fürsten, die Minister und die vornehmsten Großen stehen um ihn her; die Civil- und Militär-Beamten bezeigen dem Kaiser ihre Ehrfurcht, indem sie sich bis zur Erde verbeugen. In demselben Saale empfängt der Chuandi die fremden Regenten und ihre Abgesandten. Man sagt, zur Zeit der Chinesischen Dynastie sey dieser Saal ein Wunder der Welt gewesen. Aber der Aufrührer Lisütschen, der Pekin und die Hofburg, unter der Regierung des letzten Kaisers der Dynastie Min-Tschungshen inne hatte — und aus Furcht vor den Manshuren, die mit Schnelligkeit naheten, seine Beute fahren zu lassen gezwungen war, wollte seinen Grimm noch vor dem Weggange zeigen; er zündete die Hofburg an, und Taichedäng ward ein Raub der Flammen. Die Manshu-

ren stellten es in der Folge wieder her, wenn auch nicht mit der ehemahligen Pracht, doch im ehemahligen Geschmacke.

Hinter Taichedáng, zu dessen Seiten die Gänge 38 und 39 erbaut sind, gibt es viele andere hinter einander stehende Palläste; sie werden durch größere und kleinere Höfe von einander getrennt. Das siebente Gebäude der Hofburg ist der sogenannte sehr erhöhete Saal; das achte ist unter dem Nahmen des mittlern hohen Saales bekannt. In das neunte, genannt das Zimmer der höchsten Eintracht, kommt der Kaiser zwey Mahl des Tages, um über die Reichs-Angelegenheiten mit den Tschuntan's oder Ministern und den hohen Beamten der sechs obersten Gerichtshöfe sich zu berathen. Das zehnte Gebäude ist der Vorhof des heitern Himmels, und das eilfte heißt die Wohnung des heitern Himmels. Dieses ist höher, reicher und prachtvoller als alle andern. Vor demselben auf dem Hofe ist ein kleiner Thurm von vergoldetem Kupfer errichtet, mit einem spitzigen Gipfel, 12 bis 15 Fuß hoch, und mit einer Menge Figuren verziert, die mit bewunderswürdiger Reinheit gearbeitet sind. Auf beyden Seiten dieses Thurmes stehen zwey große Rauchfässer von vergoldetem Kupfer, wo Tag und Nacht wohlriechende Sachen brennen. Die zwey folgenden Zimmer, wovon das eine das schöne Haus des Mittelpunctes, und das andere das Haus, das den Himmel in sich faßt, genannt wird, machen mit der vorhergehenden Wohnung das aus, was man im eigentlichen Sinne die kaiserlichen Zimmer nennen kann. Wirklich wohnt in diesen drey Abtheilungen der Kaiser, die Kaiserinn, die kaiserlichen Gemahlinnen und Beyschläferinnen. Diese Wohnung ist in einem länglichen Vierecke eingeschlossen, das man in dem Umkreise (40) sehen kann, weil es nicht möglich war, alle Gebäude auf dem Grundrisse vorzustellen. In der Abtheilung, welche die Zimmer enthält, worin der Kaiser und die Kaiserinn wohnen, sind Mauern und Thore höher als in den Abtheilungen, welche die von den kaiserlichen Gemahlinnen und Beyschläferinnen bewohnten Zimmer enthalten. Übrigens sind im Innern dieser Abtheilungen kleine Canäle, Springbrunnen, Seen, Blumenbeete, Fruchtgärten u. s. w. Die verwitwete Kaiserinn wohnt in einer geräumigen und schönen Hofburg, westlich von dem Hofe Taichedáng (41), die unter dem Nahmen Dsüningun, d. i.: der Pallast des innigen Mitleidens und der Ruhe, bekannt ist. Östlich von demselben Hofe ist (42) ein anderes Hofgebäude, das der Thronerbe bewohnt, wenn er dazu erklärt ist.

40 ist eine Triumphpforte.

Hinter der kaiserlichen Wohnung ist ein großer Saal angebracht, der kaiserliche genannt, der den Platz der vierzehnten Abtheilung der Gebäude ausmacht. Aus dieser Abtheilung kommt man in die fünfzehnte und letzte in Dsündsintschen gegen Norden, der Vorhof der geheimen (geistlichen) Mannhaftigkeit genannt (19). Es macht eines von den Thoren von Dsündsintschen aus. Hinter diesem sind noch kaiserliche Zimmer, die schon einen Theil von Chuantschen ausmachen, welches wir weiter unten beschreiben werden.

Außer den Höfen und Pallästen, wovon wir gesprochen haben, gibt es noch in Dsündsintschen viele andere Gebäude, als: Dsúngdsitschú — der geheime Rath; Nüigé — der Senat; Neiufú — das Hof-Comptoir; eben so auch eine große Anzahl Manufacturen und Magazine, schöne Tempel, eine Schule, wo man die Großfürsten in der Manshurischen und Chinesischen Wohlredenheit unterrichtet; die kaiserliche Druckerey, eine vortreffliche Apotheke mit Laboratorium u. s. w.

2. Chuantschen *). Diese Abtheilung fängt bey 21 an, und geht gegen Norden, durch die Straße Tschanáng, bis zu der Triumphpforte, die dicht am südlichen See steht; dann wendet sie sich gegen Westen, hierauf wieder gegen Norden, und geht durch das Thor 25; dann neigt sie sich gegen Osten, jenseits der Seen, geht bey dem Thore 24 und dem Bache vorbey, dehnt sich nach Süden, am östlichen Ufer desselben hin, wird durch das Thor 23 unterbrochen, durchschneidet wieder den Bach, reicht bis an das Thor 22, und geht dann südwärts bis zu dem Thore 21, von wo sie angefangen hat, und macht auf diese Art im Umkreise 18 Li, ungefähr 10 Russische Werste ($1\frac{1}{2}$ Deutsche Meile) aus. Dieser ganze Raum war, unter dem Kaiser Jünlé für die kaiserliche Hofburg bestimmt, und er ließ die Ringmauer darum in der Gestalt bauen, in der sie noch jetzt besteht. Seine Nachfolger gaben mehrere Plätze an Privat-

*) Europäische Gelehrte, die das Schriftzeichen Chuan, das Kaiser, kaiserlich bedeutet, für das gleichbedeutende Chuan, gelb, genommen haben, übersetzen irrig Chuantschen, die gelbe Mauer. Die Mauern von Chuantschen sind jetzt (1821), mit rother Farbe bedeckt; nur das Dach darauf ist von Ziegeln gemacht, die gelb glasirt sind.
Anm. des Verf.

Leute, und erlaubten Kaufleuten, sich an diesem Orte niederzulassen, die nun überhaupt in dieser Abtheilung viele Kaufläden haben. Jetzt wohnen dort größten Theils Beamte und Diener des Hof-Comptoirs.

Tritt man aus Dsündsintschen gegen Norden heraus, durch den Vorhof der geheimen Mannhaftigkeit (19), und geht über den Bach oder Graben, auf einer schönen marmornen Brücke, so tritt man in die sechzehnte Abtheilung der Hof-Palläste, der sehr hohe nördliche Vorhof genannt (43); die siebzehnte Abtheilung der Hofburg (unter 44) heißt der Vorhof Wangßui, oder: viele Jahre. Wangßui ist einer von den unter dem Volke gewöhnlichen Titeln des Kaisers. Diese beyden Vorhöfe sind von einander durch einen Hof geschieden, der sich 30 Klaftern von Süden nach Norden, und ungefähr 200 von Osten nach Westen erstreckt.

Die Thore 44, 45 und 46 gehören zu dem geräumigen Gebiethe, in welchem der Berg Dsin sich befindet. Dieser Berg ist von Menschenhänden aufgethürmt, und dazu hat man die beym Graben der Gräben und Seen ausgegrabene Erde genommen. Man sagt, man habe in den Grund dieses Berges eine große Menge Kohlen gelegt, die bey einer vorfallenden Belagerung der Stadt als Vorrath dienen sollen. Dsinschang besteht aus fünf nicht hohen Hügeln, wovon der mittelste der größte ist. Die übrigen sind mit ihren Abhängen gegen Osten und Westen gewendet. Sie sind mit Bäumen bedeckt, die bis oben hinauf in symmetrischen Reihen gestellt sind. Hier unterhält man Hasen, Kaninchen, Hirsche, wilde Ziegen und ähnliche Thiere, wobey zugleich die Luft von dem Gesange der Vögel ertönt, die auf den Bäumen umherfliegen. Auf diesen Berg ging Tschungdßeng, der letzte Chuandi der Dynastie Min, um nicht lebendig in die Hände des Aufrührers Lidsütschen zu fallen, der, wie oben erzählt wurde, die Hofburg inne hatte. Dieser unglückliche Kaiser hieb seine Tochter mit dem Säbel nieder, und henkte sich dann selbst an einem Baume, auf dem Berge Dsin, am Morgen des 15. (25. n. St.) Aprill 1644. Am Vorabende dieses Tages entging seine Gemahlinn, durch einen ähnlichen Tod in der Hofburg, der Verfolgung des Lidsütschen. Der Kaiser Zäng-lung hat Dsinschang sehr verschönert, indem er darauf vortreffliche Gärten und angenehme Spaziergänge angelegt, und ein prächtiges Haus und Säle zu Schauspielen und Concerten erbauet hat. Überhaupt ist Dsinschang auch bis jetzt wirklich der schönste Platz in Pekin.

Nördlich von diesem Berge sieht man den Vorhof 47. Etwas

höher ist der Pallast 48 erbaut, der kaiserliche Hof des langen Lebens genannt. Jetzt ist er unbewohnt. Nur beym Todesfalle der Kaiser werden ihre Leichname, bis zur Einrichtung des Begräbnißplatzes, in dem eben erwähnten Hofe ausgestellt. Weiter hin geht eine lange und breite Straße, auf deren linken Seite eine Reihe Buden gebauet ist, die Werkstätte der Hof-Feuerwerker und Lackirer, die Niederlagenhöfe für Bauholz, und auch eine zweyte Reihe Buden, der ersten ähnlich. Auf der rechten Seite sind auch zwey solche Reihen. Der dazwischen befindliche Raum ist mit Häusern und sogar mit Schlössern besetzt. Dort steht auch ein kleines hölzernes Gebäude, in welchem die Soldaten des kaiserlichen Garde-Regimentes ihre Wohnungen haben. Diese Straße endiget sich mit dem Vorhofe Diang, d. i.: der Ruhe auf Erden (24); er macht eines von den Thoren von Chuantschen aus, und ist die zwanzigste und letzte Abtheilung der kaiserlichen Hofburg. Jetzt kann man es sogar für die ein und zwanzigste rechnen, seitdem der Kaiser Zäng-lung auf Dsinschang das Schloß erbauet hat, von dem wir oben sprachen.

Die Hauptorte in Chuantschen und Dsintschen sind größten Theils Tempel oder Miao, Gerichtshäuser und Schlösser, und deßwegen sind auf dem Grundrisse, um die besondern einzelnen Verweisungen darauf abzukürzen, einige allgemeine Zeichen gemacht. Die Tempel sind durch Sternchen bezeichnet. Doch fanden wir für gut, eine Menge der kleinern Miao wegzulassen; denn außerdem, daß die Zahl der Sternchen gar zu groß geworden wäre, gibt es kein Chinesisches Schloß oder der Regierung gehöriges Gebäude, wo nicht ein Tempel dazu gehörte.

Der Buchstabe S bezeichnet ein der Regierung gehöriges Schloß eines kleinen Königs oder Fürsten aus dem Geschlechte der Kaiser der Manshurischen Dynastie, besonders der Fürsten, die an der ersten Eroberung China's Theil genommen haben. Alle erhalten von der Regierung einen sehr bedeutenden Gehalt zum Unterhalte für sich selbst und die bey ihnen befindlichen Staatsbeamten. Die Prinzen vom Geblüte und die eben erwähnten Fürsten theilen sich in besondere Classen; wovon die der ersten Classe den Titel Zinwan haben; die der zweyten heißen Dsiun-wan; die der dritten: Beilé, die der vierten: Beißé, und die von der fünften: Gun (Hun). Bey dem Tode eines von diesen Fürsten geht seine Würde auf denjenigen Sohn über, der von dem Vater zum Erben ernannt ist; die übrigen Kinder bleiben unter der allgemeinen Benennung

Chuan-Daidsü, d. i.: die gelbumgürteten *) Prinzen; aber sie haben keine ihnen verliehenen Schlösser. Übrigens können die Manshuren, nicht bloß durch ihre Abstammung, sondern auch durch Vermählungen mit dem regierenden Hause, Fürsten seyn.

Der Buchstabe G bedeutet Gerichtshöfe oder Gerichtshäuser, sowohl obere dirigirende, als untere oder untergeordnete. Wir werden davon in der Folge sprechen.

Auf der Westseite von Dsündsintschen und Dsinschang sind Seen, die von Menschenhänden ausgegraben sind. Gegen Norden sind fünf Lusthäuser in dem See selbst erbauet. Der Kaiser macht auf einer Gondel Spazierfahrten dahin. Dort wohnen auch, wie die Einwohner Pekin's sagen, im Sommer die reitzendsten der Chinesischen Frauen aus dem Harem des Chuandi.

Über den Lusthäusern ist (49) ein sehr angenehmer Platz mit einem schönen Gebäude am Ufer des Sees. Nördlich davon ist ein Tempel erbauet, wo die kolossale, aus vergoldetem Kupfer verfertigte Bildsäule des Fo oder Schigemuni, des Stifters des Lamaischen Glaubens, aufgestellt ist. Das Bild hat hundert Arme und ist über 60 Fuß hoch. Der Tempel ist unlängst erst gebauet und ist ein sehr schönes Gebäude mitten in einem großen Garten. Gegen Nordost davon steht ein anderer Tempel.

Wenn man sich gegen Süden wendet, zeigt sich dem Blicke eine Insel in dem See (50), die einen Berg bildet, auf dem ein Baitá oder weißer Obelisk, in Form einer hohen spitzigen Säule aus weißem Marmor, errichtet ist. Der Hügel, auf dem dieser Obelisk steht, besteht aus seltenen Steinen, die in alten Zeiten aus den südlichen Statthalterschaften China's herbey geschafft worden sind. Die gegenwärtige Dynastie hat diese Insel in einen Mongolischen Tempel verwandelt, worin Verschnittene als Lama's dienen. Übrigens gibt es darauf, außer den Tempeln, viele Thronsäle und Lusthäuser, die mit sehr gutem Geschmacke gearbeitet sind; alles dieses biethet einen erhabenen Anblick dar, welchem noch die am Ufer der Insel selbst errichteten Geländer von weißem Marmor eine be-

*) In China ist die gelbe Farbe dem Kaiser vorbehalten. Die Manshurischen Prinzen streben sehr, wenigstens durch gelbe Gürtel, den Beweis ihrer kaiserlichen Herkunft zu bewahren.

Anm. des Verf.

sondere Schönheit verleihen. Diese Insel macht eine der schönsten Zierden der Hauptstadt China's aus.

An dem östlichen Ufer desselben Sees ist ein Garten von Maulbeerbäumen, Ssan-juang, angelegt, um Seidenwürmer aufzuziehen. An der nördlichen Ecke davon (51) ist ein Tempel, dem Schutzgeiste des Seidenbaues geweiht. Die regierende Kaiserinn beschäftiget sich, zu festgesetzten Zeiten, jeden Frühling dort mit dem Aufziehen der Seidenwürmer. Die Hofdamen theilen diese wohlthätige Arbeit, welche die Aufmunterung zum Seidenbaue zum Zwecke hat, welcher für China zur Bekleidung der Bewohner unentbehrlich ist, auf gleiche Weise, wie der Kaiser durch eigenhändige Bearbeitung eines Feldes, die Fortschritte des Ackerbaues befördert.

In derselben Richtung, zwischen zwey Bergen, das ist: zwischen Dsinschang und dem weißen Obelisk, trifft man (52) ein schönes Schloß, wo die Gedächtnißtafeln des Kaisers Kanßi aufbewahrt werden. Der Kaiser geht zu gewissen Tagen, wegen des Andenkens an Kanßi, einen der berühmtesten und glücklichsten Beherrscher China's, hin. Er regierte von 1662 bis 1722; begünstigte die Verkündigung des Evangeliums, und beschützte besonders die Jesuiten aus Achtung für ihre Gelehrsamkeit. Der See, auf dem der Obelisk steht, wird durch eine prächtige marmorne Brücke von einem andern großen See geschieden, der in der Länge nach Süden zu 2 Li ($\frac{1}{7}$ Deutsche Meile) hat. Die Ufer dieses Sees sind auch mit verschiedenen Schlössern, Tempeln und Lusthäusern geschmückt.

Auf der Südseite davon muß (53) ein Lustschloß, Intai, seyn. Es hat prachtvolle Gärten, Säle und Spaziergänge. Der größte Theil der Gebäude davon ist schon zur Zeit der Mongolischen Kaiser aus dem Hause Juang, gebauet. Man sagt, in diesem Schlosse habe der verstorbene Chuandi Dsäzin persönlich die Hauptverschwörer des letzten Chinesischen Aufstandes, der im Herbste 1813 ausbrach, verhört.

54 ist ein Thor, das aus dem Schlosse nach dem südlichen See führt.

Westlich von diesem See sieht man (unter 55) das ehedem den Französischen Jesuiten gehörige Kloster, durch welches auch von ihnen der Mittagskreis von Pekin gezogen ist. Dieses Gebäude ist in Pekin unter dem Nahmen Beitan, d: i: nördlicher Tempel, bekannt.

Wenn man längs der Mauer von Chuantschen nach Norden zu, von dem Thore 25 aus, geht, sieht man (über 56) viele Gebäude von einerley Art, die in einer Reihe nach Norden zu gebauet sind. Dieses sind die Pulver- und Salpeter-Magazine. In Chuantschen sind noch andere der Regierung gehörige Magazine, wo Seide, Doppelmatten, Leder, Leinwand, Öhl, Wein, Essig, Eyer, Porzellan, lackirte Sachen, Brennholz, Kohlen u. s. w. aufbewahrt werden.

Etwas gegen Osten, der Mitte der Pulver-Magazine gegenüber (57), ist ein Thiergarten für Tieger, und weiter unten ein großer Lamaischer Tempel.

Gerade gegen Nordwesten von Chuantschen, im Innern des umschlossenen Platzes, ist ein Lusthaus (58) erbauet, aus welchem der Kaiser das Schießen mit Bogen und die Pferderennen seiner Krieger ansieht.

In der Richtung gegen die nordwestliche Ecke von Chuantschen findet man (unter 29) einen Ort, wo gewöhnlich das Pulver bereitet wird.

Auf der andern Seite des Baches bemerkt man das Gebäude 60; hier verfertiget man verschiedenes Hausgeräthe für die Hofzimmer. Weiter unten (61) ist ein großer Mongolischer Tempel, Ssúndschußú *), worin der Kutuchtá wohnt, der vornehmste von den in Pekin befindlichen drey Oberpriestern der Lamaischen Religion. Bey diesem Tempel ist eine große Druckerey, um geistliche Bücher in Tibetischer Sprache zu drucken.

62 sind die kaiserlichen Marställe, deren auch viele in andern Gegenden dieses Stadtviertels sind.

63 ist die Manshurische Schule der Russischen Sprache.

Geht man gegen Süden, so sieht man einen Platz, mit 64 bezeichnet, das ist das Archiv. An der Südseite davon ist der Gerichtshof, der über die Hofküchen die Gerichtsbarkeit hat; er ist mit 65 bezeichnet. Nahe an der Ringmauer von Dsündsintschen ist ein anderer Gerichtshof (66), in welchem man sich mit Sachen beschäf-

---

*) Tschen-Lama, unser guter Freund hat hier seinen Aufenthalt, von dem im dritten Capitel dieser Reise viel gesprochen worden ist.
Anm. des Verf.

tiget, welche die Abbildung der Schutzgeister auf den Häusern betreffen.

Weiter unten von Chuantschen, oder an der Südseite der Ringmauer, ist ein Gebäude, zwischen dem Bache und der Mauer (67), das ist ein Lusthaus, aus dem die Großen des Hofes dem Schießen mit Bogen zusehen.

3. Dsintschen. Diese dritte Mauer ist die Ringmauer der ganzen Thronstadt.

Südlich von Chuantschen und westlich von dem Eingange in die Hofburg befindet sich Tschugutin, oder der Gerichtshof (68), wo einst eine Trommel stand, und wo man Tag und Nacht eine aus Beamten und Soldaten bestehende Abtheilung von Mannschaft unterhielt. In alten Zeiten ging, wer vor einem Gerichte kein Recht finden konnte, dahin, und schlug auf die Trommel. Auf diesen Schall versammelten sich die Beamten, untersuchten die Klage des Bittenden, und entschieden entweder selbst seine Sache, oder verschafften dieser ihren gesetzlichen Lauf. Jetzt ist diese Gewohnheit des alten Rechtes abgeschafft.

Wenn man gegen Westen auf der Straße der ewigen Ruhe weiter geht, trifft man links ein anderes Gebäude, den Verwahrungsort der Fahnen, Abzeichen und anderer Decorationen, welche hinter dem Kaiser bey seinem Ausfahren aus der Hofburg hergetragen werden. Noch weiter gegen Westen, unter dem Buchstaben M, ist die Muhammedanische Hauptmoschee für die Turkestanen. Auf der andern Seite, oder auf der Ostseite von dem Eingange in die Hofburg, auf derselben Straße (unter 69), ist ein zweyter Verwahrungsort für die Decorationen, welche vor dem Kaiser bey den oben erwähnten Fällen vorgetragen werden. Beynahe der ganze übrige Theil dieses Stadtviertels ist von Gerichtshäusern eingenommen. Darunter sind sechs Haupt-Gerichtshäuser, von welchen die andern abhängen. Es ist oben von Gerichtshöfen im Innern der Hofburg die Rede gewesen. Sie sind in der Form eines Reichsrathes eingerichtet, und haben das Vorrecht der höchsten Instanz über die andern Gerichtshöfe, sogar über die sechs dirigirenden.

(70) östlich von dem Zugange zu der kaiserlichen Hofburg Dsunshing-Fú, oder der fürstliche Gerichtshof, der über Alles, was die kaiserliche Familie betrifft, verfügt.

(Unter 71) Libu oder die Wapenkammer, ist der erste und

vornehmste unter den sechs dirigirenden Gerichtshöfen. Ihre Pflichten bestehen darin, die Civil-Beamten in die verschiedenen Provinzen des Reiches zu ernennen, über sie die Aufsicht zu führen und über ihre Aufführung dem Kaiser Bericht zu erstatten.

(72) Chúbu, oder der Gerichtshof der Schatzkammer, der die Reichseinkünfte und Ausgaben verwaltet und alle Rechtshändel über Ländereyen entscheidet. Dieser Gerichtshof ist die zweyte dirigirende Behörde.

(73) Lifbu, der Gerichtshof der Rangbestimmungen, oder der Ceremonien-Meister-Gerichtshof, der dritte dirigirende Rath. Er entscheidet Alles, was die Chinesischen Ceremonien, Religion, Vorstellung der Gesandten und Erklärungen mit ihnen betrifft u. s. w.

(74) Táiijuang, der medicinische Gerichtshof.

(75) Zintángbsáng, die astronomische Akademie oder Behörde, dem Gerichtshofe der Rangbestimmung untergeordnet.

(76) Chúnlußú, der Gerichtshof, der über die Ceremonien bey Hofe zu entscheiden hat.

(77) Gúnbu (Húnbu), der Gerichtshof der der Regierung gehörigen oder öffentlichen Gebäude, die sechste dirigirende Behörde.

(78) Bínbu, der vierte dirigirende Militär-Gerichtshof. Die Unterhaltung und Verwaltung der Truppen, und dann die Post im Innern des Reiches machen den Gegenstand seiner Arbeiten aus.

(79) Westlich von dem Eingange zur kaiserlichen Hofburg ist Sſinbu, oder der Criminal-Gerichtshof, die fünfte dirigirende Behörde.

(80) Dutschájuáng, oder der Gerichtshof der General-Procuratoren, von andern der Polizey-Gerichtshof genannt, von welchem die Procuratoren in den Statthalterschaften abhängen. An diesen Gerichtshof gelangen auch Bittschriften, die an den Kaiser gerichtet sind und sehr wichtige Dinge betreffen.

Der Gerichtshof (unter 79) ist das zweyte Departement des Criminal-Gerichtshofes, der dem ersten untergeordnet ist.

Drey kleinere Gerichtshöfe zur linken Seite sind besondere Gerichte von drey Procuratoren, die über die Criminal-Sachen der eigentlichen Einwohner Pekin's zu entscheiden haben.

Wendet man sich nach dem östlichen Theile der Stadt, so sieht man auf dem südlichen Theile der Straße der ewigen Ruhe, nahe bey dem Canale unter (81), Chánglin g-juang, oder den Gerichtshof der Chinesischen Geschichte und Wohlredenheit. Der Vorsitzer und die Mitglieder, die diesen Gerichtshof ausmachen, sind die ausgezeichnetsten von der Regierung ernannten Gelehrten, Chángling genannt. Die gelehrten Chineser, und die hohen und niedern gelehrten Stellen hängen von diesem Gerichtshofe ab; er erwählt und ernennt die Untersucher und Richter für die Werke, die man von den Candidaten bey ihrer Erhebung zu Civil-Würden fordert. Derselbe Gerichtshof ernennt auch die besten Dichter und Redner, die verbunden sind, die Stunden ihrer Muße zur Ausarbeitung von Gedichten oder rednerischer Prose zu widmen, um sie dem Kaiser vorzulegen.

In der Richtung desselben Canales gegen Süden, bey der Brücke Dshunjuichü (82), ist der Russische Gesandtschaftshof und das Stawropigische *) Kloster zur Reinigung Mariä. Hier hat die Russisch-kaiserl. Mission seit länger als 100 Jahren ihren Aufenthalt. Der Raum dieses Klosterhofes, auf Chinesisch: Weitúnguáng (Weitunhuang), hat fast alle Bequemlichkeiten eines ruhigen und angenehmen Lebens in sich. Ohne Beengung des Raumes können darin 50 und mehr Menschen Platz finden; es sind vortreffliche Fruchtgärten und Blumenbeete angelegt. Ich sage es

---

*) Im Russischen: stawropigialnüi, von dem (spätern) Griechischen σταυροπηγία (stawropigia nach Reuchlinischer, stauropegia nach Erasmischer Aussprache) Heftung an's Kreuz, Kreuzigung. (Fast alle aus der Griechischen in die Russische Sprache übergegangenen Worte haben die sogenannte Reuchlinische Aussprache der jetzigen Griechen, daher stawropigialnüi, wo man nach der Erasmischen Aussprache des Griechischen stauropegialnüi sprechen würde). Bey den Russen bezeichnet aber dieses Wort: nur vom heiligen Synode (dem höchsten geistlichen Gerichte in Rußland) unmittelbar abhängig, und nicht dem Kirchensprengel irgend eines Bischofes unterworfen.

Anm. des Übers.

kühn, einem edlen Manne, der die Einsamkeit nicht scheuet, Geistesbeschäftigung liebt, und gern sich der Erfüllung der Zwecke des Vaterlandes widmet, einem solchen Manne wird das Leben in Pekin nie ein Zeitraum der langen Weile oder des Leidens dünken. Dort kann man immer Gegenstände finden, würdig einer aufmerksamen Untersuchung; man kann auch Zeit und Gelegenheiten zu angenehmer Zerstreuung finden.

Zu dem Russischen Kloster gehört die Kirche zu Mariä Himmelfahrt, die in dem äußersten nordöstlichen Winkel von Dsintschen (23) sich befindet. Dorthin sind unsere Kasaken, die unter dem Kaiser Kanßi im Jahre 1685 gefangen genommen wurden, aus der Stadt Albasin, die am linken Ufer des Flusses Amur lag, versetzt worden. Jetzt sind bey dieser Kirche einige kleine dem Kloster zugehörige Häuser.

Nicht weit von dem Russischen Klosterhofe gegen Süden (84), gerade an der Stadtmauer, ist Gáwliguang (Hawlihuang), oder der Koreische Kloster- oder Tempelhof.

Wenn man etwas gegen Nordosten von unserm Klosterhof über den Canal hingeht, befindet sich auf der Straße der ewigen Ruhe (85) Lifangjuáng, der Gerichtshof der auswärtigen Angelegenheiten, die auf Rußland, die Mongoley, Ili, das östliche Turkestan, Tibet und Korea Bezug haben.

Beynahe dem Thore dieses Gerichtshofes gegenüber, auf der Südseite derselben Straße, ist (86) Tángdsü oder der Schamanische Tempel, der zur Verehrung der Ahnen der Manshurischen Dynastie gewidmet ist. Am ersten Tage jedes neuen Jahres, am 1. jedes Monathes, und bey besondern Vorfällen am Hofe, eben so auch zur Zeit der Abreise aus der Hauptstadt, oder der Ankunft darin, begibt sich der Chinesische Kaiser in diesen Tempel, um hier die festgesetzten Ceremonien zu vollziehen. Bey der Rückkehr von Truppen aus einem siegreichen Kampfe bringt man, unter Vortragung der Fahnen, dem höchsten Geiste die Danksagung.

Weit mehr rechts, nahe bey der östlichen Stadtmauer (87) ist Gúnjuáng (Hunjuang) oder Dsiútschan, eine Abtheilung von Cháng-jing-juáng. Der geräumige Platz, wo man gewöhnlich die vom Civil-Dienste, wegen Beförderung zu Würden, prüft, besteht aus 10,000 Zimmern oder Kämmerchen; außer den schönen Gemächern für die Beamten, die sich einfinden, um

die Prüfungen zu halten. Diese letztern führen die Aufsicht über die Schriftsteller, nicht sowohl der guten Ordnung wegen, als damit der Unwissende nicht die Beyhülfe seines gelehrteren Gefährten benutze. Mit eben der Strenge hält man auf die Candidaten beym Eintritte Aufsicht, daß sie nicht Bücher, oder schon fertige, von andern geschriebene Schriften mitbringen. Ähnliche Prüfungsplätze sind auch in den Gouvernements-Städten eingerichtet. Der Kaiser ernennt dahin als Vorsitzer Chang-ling's aus der Hauptstadt, welches vornehme, den ersten Großen des Reiches gleich stehende Leute sind.

Die kaiserliche Sternwarte ist ebendaselbst (88) auf der östlichen Stadtmauer. Sie wurde unter der Dynastie Juang im Jahre 1279, im sechzehnten Jahre des Kaisers Juangdshi, vor länger als 500 Jahren, gestiftet. Da die ehemahligen astronomischen Geräthschaften durch die Länge der Zeit zum Gebrauche untauglich geworden waren, wurden nach dem Willen des Kaisers Kanßi im Jahre 1673, unter Anleitung der Jesuiten, sechs neue Instrumente verfertiget. Dort stehen auch die astronomischen Instrumente, welche von dem Englischen Gesandten, Lord Macartney, als Geschenke des Königs von England überbracht wurden.

Gegen Nordwesten von der Sternwarte, näher gegen Chantschen (unter 89) ist ein Ort bezeichnet, wo das Kloster zum heiligen Joseph war, das in Pekin unter dem Nahmen des östlichen christlichen Tempels bekannt ist. Darin hielten sich die Jesuiten der verschiedenen Europäischen Reiche auf, ausgenommen die Franzosen, die, wie oben erwähnt, ihr eigenes Kloster hatten. Bey der in diesem Kloster im Jahre 1812 entstandenen Feuersbrunst ist es vernichtet worden.

Im Norden des gedachten Klosters geht eine große Straße, auf deren Durchkreuzung (90) eine hölzerne *) Triumphpforte, auf Chinesisch: Dun-ßü-pai-lou, d. i.: die östliche der vier

*) Wegen Entfernung der waldigen Gegenden von Pekin, und wegen der Schwierigkeit, Lasten dahin zu bringen, kommen hölzerne Gebäude ungleich theurer als steinerne zu stehen. Daher zeigt sich eben hierdurch der Reichthum und der Luxus der Erbauer, und sie sind hier sehr selten.

Anm. des Verf.

Triumphpforten, steht. Sie ist aus hohen, oben mit Querbalken in einigen Schichten übereinander verbundenen Säulen errichtet, mit rother Farbe angestrichen und mit Inschriften und Abbildungen verschiedener Thiere versehen.

Der Tempel Lúnfußú (91) gegen Westen, steht gerade neben dem Thore und auf der Nordseite von Maschi, oder dem Roßplatze. Der Bau dieses prachtvollen Tempels kam im Jahre 1452 hoch zu stehen; er ist unter der jetzigen Dynastie, unter der Regierung des Jundshen, neu gebaut worden. Auf dem Hofe desselben ist, am neunten und zehnten, am neunzehnten und zwanzigsten, am neun und zwanzigsten und dreyßigsten Tage jedes Monathes vom Mittage an großer Markt, zu welchem sich von allen Theilen der Stadt Kaufleute mit Waaren versammeln. Der Zusammenfluß des Volkes ist außerordentlich. Reiche und hohe Familien fahren mit ihren Kindern zum Vergnügen hierher.

Lange Reihen von Gebäuden (92 und 93) näher an der östlichen Stadtmauer, biethen sehr große Vorrathshäuser zur Niederlage von Reiß dar. Aus diesen werden monathlich Lebensmittel an die Officiere und Soldaten des Pekin'schen Corps ausgegeben *).

Von da gegen Norden, nicht weit von dem Angbin'schen Thore, ist (94) Junchogún, ein geräumiger Platz, wo ehedem das Schloß des vierten Sohnes des Kanßi stand. Sein Sohn Zäng-lung befahl das Schloß niederzureißen, und ließ an dessen Stelle 1) ein Haus zu Ehren des Jundshen; 2) schöne Zimmer für ihn selbst, für die Fälle, wenn er hierher kam, die Ceremonien zum Andenken seines Vaters zu verrichten; 3) einen prächtigen Tempel zu Ehren des Fo; 4) ein Kloster, wo mehr als 300 Mongolische Lama's wohnen, erbauen. Sie haben mehr als 200 Schüler, welche die Tangutische oder Tibetische Sprache lernen, geistliche, in diesen Sprachen geschriebene Bücher zu verstehen, und die Lehre des Fo, die Arzeneykunde und andere Wissenschaften studieren. Hier befinden sich auch Bildhauer und Mahler. Die Lama's lesen in ihren Tempeln Tag und Nacht Gebethe. Überhaupt ist Junchogun der erste Tempel, wegen seiner Größe und der Pracht seiner Gebäude. Er steht an

*) An die Mitglieder der Mission wird der beste Reiß aus den Hof-Magazinen gegeben.

Anm. des Verf.

Schönheit der kaiserlichen Hofburg und den Lustschlössern nicht nach, die unter Zäng-lung erbaut sind.

Über die Straße nach Westen hin, ist (95) Hódsúdsáng, oder die kaiserliche Universität, in welcher viele Professoren sind, welche die Chinesische und Manshurische Beredsamkeit lehren. In diesem Gebäude ist dem Confucius (Kun-fu-tßü *) und seinen Jüngern ein schöner Tempel errichtet. Zu gewissen Zeiten des Jahres, und unabänderlich am ersten Tage des zweyten Mondes, kommt der Kaiser hierher, um seine Ehrfurcht dem Andenken des Philosophen Confucius, als eines Weisen und Volkslehrers, zu bezeigen. Die Eingänge, Thore, Höfe und Zimmer von Hodsúdsáng sind wegen ihrer schönen Bauart sehr merkwürdig.

Südlich von der Universität, auf der Westseite der Straße, die von dem Angdin'schen Thore ausgeht, trifft man (96) das Verwaltungs-Büreau von Schúngtángfú oder des Gouverneurs von Pekin. Fu bedeutet auf Chinesisch eine Stadt der ersten Classe; zu diesem Fu setzt man noch gewöhnlich hinzu Dsheu und Sáng (Siang) oder Stadt der zweyten und dritten Classe, gleichsam Kreisstadt und Districtsstadt. Schungtángfu, d. i.: Pekin, begreift, außer vielen davon abhängigen Dsheu und Sáng, zwey besondere Sáng in sich, deren jede einen eigenen Vorgesetzten oder Director hat. Dem Director von Daßingßáng, der die bürgerlichen Angelegenheiten der Bewohner des östlichen Theiles von Pekin und der dazu gerechneten Dörfer in einer Linie von 15 Wersten ($2\frac{1}{2}$ Deutsche Meilen) unter seiner Gerichtsbarkeit hat, gehört das Haus (97) gegen Südosten von dem vorhergehenden Verwaltungs-Bureau des Gouverneurs. Nahe dabey gegen Osten ist der Münzhof, deren man noch zwey in andern Theilen von Dsintschen findet. Dem Vorgesetzten oder Director von Wang-ping-ßáng, dem der westliche Theil Pekin's mit seinem Überreste untergeordnet ist, gehört ein anderes Haus (98) zu, dem nordwestlichen Winkel von Chuantschen gegenüber.

Geht man nördlich aus dem Kaiserhofe durch Chuantschen, so trifft man bey einer Brücke über einen Bach, etwas zur Rechten

*) So schreibt der Verfasser den Nahmen, der gewöhnlich sonst immer Kong-fu-tße geschrieben wird.

Anm. des Übers.

(99) das Haus der obersten Polizey: Tíbu-jámung. Weiter gegen Norden ist (100) Gulóu, oder ein Thurm mit einer Trommel. Diese schlägt man fünf Mahl des Nachts, so daß man es in allen Theilen der Stadt hört. Ehedem, sagt man, war hier eine kupferne Wasser-Uhr, die jetzt außer Gebrauch ist. So wie dieser Thurm, so ist auch der folgende unter Junlé, dem dritten Kaiser des Hauses Min, erbaut worden.

Etwas nördlicher ist ein Thurm (101), auf dem eine große Glocke hängt, zu demselben Gebrauche wie die Trommel. Junlé befahl 5 Glocken zu gießen, wovon jede 3000 Pud *) wiegen sollte. Die am lautesten tönende und am besten bearbeitete ist 3 Werste (fast $\frac{1}{2}$ Deutsche Meile) von Pekin gegen Westen auf dem Choschan'schen Tempel **); die zweyte ist bey dem Eingange in die kaiserliche Hofburg nahe bey dem Thore 17, von dem wir gesprochen haben; die dritte ist auf Dschunlou, von dem eben jetzt die Rede ist; die andern sind ohne weitere Beachtung in dem nächsten Tempel bey Dschunlou gelassen worden.

Der ganze nordwestliche Winkel von Dsintschen wird von großen und künstlichen Seen bewässert, durch welche große Dämme gezogen sind, besetzt mit dickbezweigten Weiden. Es wachsen deren viele auch an den Ufern der Seen. Übrigens ist dieser Theil der Stadt sehr wenig bevölkert.

Die westliche Seite von Dsintschen zertheilt in zwey Theile der Tscheugéu, oder ein stinkender Canal, der von Norden gegen Süden gezogen ist, um den Unreinigkeiten Abfluß zu verschaffen.

Auf der Straße, die in die Stadt von dem südlichen Thore aus führt, gerade am Anfange des Tscheugéu, sieht man einen Platz, worauf das Kloster (102) war, in dem einst die Missionäre der Propaganda, oder der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, wohnten; jetzt ist dieses Kloster nicht mehr.

---

*) Das ist: 120,000 Russische Pfund, welche 104,400 Leipz. Pfund oder 949 Zentner und 10 Pfund betragen.

Anm. des Übers.

**) Siehe II. Thl. Seite 219.

Anm. des Verf.

Geht man etwas gegen Osten, so wendet man sich südlich in eine große gerade Straße. Links steht ein großes altes Gebäude (103); das ist der Tempel Chugoßü, bekannt durch einen zahlreich besuchten Markt, der alle Monath den 7. und 8., 17. und 18., 27. und 28. gehalten wird.

Geht man noch immer südwärts auf der großen Straße, so tritt man in die hölzerne Triumphpforte (104), auf Chinesisch: Ssi ßipailou, d. i: die westliche der vier Triumphpforten, den östlichen entgegengesetzt.

Kommt man von dieser Pforte gegen Westen zu dem Stadtthore Ssidschi, so sieht man (105) den Tempel Diwanmiao, wo die Gedächtnißtafeln aller Chinesischen Kaiser und großer Männer, mit Ausnahme der Gottlosen, von Fußi an, dem Stifter des Reiches, bis zu den Kaisern des jetzt herrschenden Hauses, aufbewahrt werden. Hier bringt man zu einer festgesetzten Zeit ein Opfer zum Andenken der weisen Kaiser und der wackern Helden, die sich durch friedliche Tugenden oder Großthaten auf dem Felde des Kampfes berühmt gemacht haben. Auf beyden Seiten dieses Palladiums erheben sich Triumphbogen; und gegenüber steht ein ungeheurer Schild, bey welchem — aus Ehrfurcht für die Stelle — weder vorbey zu reiten noch zu fahren erlaubt ist; Alle müssen zu Fuße vorüber gehen, oder hinter dem Schilde weg reiten oder fahren. Daran erinnern Inschriften, die in besondere Säulen eingeschnitten sind.

Auf der Westseite des gedachten Tempels erhebt sich ein großer Obelisk (106), der mit Kalk geweißt ist. Die Errichtung desselben setzt man in's eilfte Jahrhundert. Chubilai, Mongolischer Chan auf dem Pekin'schen Throne, öffnete im Jahre 1721 diesen Obelisk, und fand darin unter anderm, eine Münze, auf der sein Nahme geprägt war, als wäre es eine Vorhersagung seiner Herrschaft über China; ein Werk der Mongolischen Lama's, welche gern den Chinesern glauben machen wollten, die Vorsehung selbst habe Chubilai zu ihrem Kaiser bestimmt.

Von der westlichen Triumphpforte weiterhin auf der großen Straße bis ganz an die südliche Mauer von Dsintschen, nahet man dem Thore Schungtschen. Nicht weit von diesem, gegen Osten, ist (107) ein großes Kloster, worin jetzt Katholiken vom Franciskaner-Orden wohnen, die einzigen Europäischen Missionäre in Pekin, die vom Papste abhängen.

Westlich von dem Thore Schungtschen, bey der südlichen Stadtmauer, ist (108) der Thiergarten, in dem man die Hof-Elephanten unterhält.

Außer den von uns beschriebenen Gebäuden in Dsintschen, sind fast auf jeder Straße kleine Triumphbogen errichtet, die man richtiger die rothen *) nennen könnte, wegen ihrer Farbe, und deßwegen, weil sie nur die einzige Verzierung der Stadt ausmachen, die übrigens gar zu bescheiden und sogar nichtig ist, in Vergleichung mit Europäischen Werken dieser Art.

III.

Wailotschen.

Dieser Theil Pekin's steht an Größe, Schönheit der Gebäude und Zahl der Einwohner Dsintschen nach. Der Umkreis davon ist oben bestimmt worden, wo im Allgemeinen von der Eintheilung Pekin's die Rede war. Jetzt wollen wir auf die Orte und Gebäude dieser Stadt hinzeigen, die der Aufmerksamkeit der Fremden werth sind.

Der Hauptausgang aus der Thronstadt nach Wailotschen ist durch das südliche Thor Zäng. Die mittlere Durchfahrt durch das Thor ist für den Kaiser vorbehalten; das Volk aber geht gewöhnlich durch die östlich und westlich von dem Hauptdurchgange liegenden Seitenvorhöfe. Aus dem gedachten Thore geht gegen Süden eine gerade, sehr breite Straße, die mit Steinen gepflastert ist, und Wailotschen in zwey Theile, den östlichen und westlichen, theilt. Diese Straße kann man mit allem Rechte als eine große Hauptstraße ansehen. Auf beyden Seiten derselben dehnen sich lange Rei-

*) Im Russischen ist hier ein Wortspiel, das im Deutschen nicht wiedergegeben werden kann. Es ist hier das Wort krasnüi, welches sowohl roth als auch schön heißt, gebraucht, und daher wird gesagt; man könne sie so nennen, wegen ihrer Farbe, und weil sie die einzige Verschönerung sind.

Anm. des Übers.

hen Buden bis an den Bach hin, der die Straße fast in der Hälfte durchschneidet.

Gerade bey dem westlichen Ausgange des Zäng'schen Thores sind viele Kaufläden mit verschiedenen Waaren. Dann ist (1) eine steinerne Brücke über einen Canal, der Wailotschen seiner ganzen Länge nach von Norden her durchströmt. Neben der Brücke sind reiche Kaufläden mit Seidenwaaren. Weiterhin auf der großen Straße ist der Triumphbogen (2).

In der ersten Straße von dem Triumphbogen gegen Osten sind (3) ganze Reihen von Gast- oder Speisehäusern, der besten in ganz Pekin. Dort schwelgen die Chineser in leckeren Speisen. Ein gutes Mittagsmahl, das aus ungefähr 20 und mehr Schüsseln verschiedener Gerichte besteht, übrigens auf kleinen Tellern in mäßiger Anzahl aufgetragen wird, kostet einem Menschen nicht weniger als 1500 Tschech oder 10 Rubel unsers Geldes in Assignationen.

Gegen Süden von den Gasthäusern, auf der nähmlichen Straße, sind große Reihen Buden mit Leinwand und fertigen Kleidern. Diese Straße wird (4) von dem Nebengäßchen der Löffelstinte, Sfängjui-keu, das diesen Nahmen von den Fischerbuden, die sich an diesem Orte befinden, bekommen hat, durchschnitten. In demselben Gäßchen sind einige öffentliche Theater und Buden mit verschiedenen Waaren.

Von dem Triumphbogen gegen Nordosten geht eine Straße, in welcher (5) reiche Kaufläden mit seidenen Zeugen, weiblichem Putze und Galanterie-Waaren sind.

Nördlich von da, gerade am Ufer des Canales ist ein Platz (6), wo in besondern mit Erde bedeckten Gruben im Sommer Eis zum Verkaufe aufbewahrt wird, das man sich aus dem Canale verschafft. Einige solche Eiskeller findet man auch an andern Orten an demselben Canale.

Weiter gegen Osten (7) ist ein Theater, worin man Schauspiele auf Bestellung solcher Leute aufführt, die durch dieses Vergnügen ihre Freude über irgend einen angenehmen Vorfall zu bezeigen wünschen. Die dazu Eingeladenen bringen dem Geber des Festes ein freundschaftliches Opfer an Geld, nicht weniger als 1 Lana, d. i.: 2 Rubel in Silber. Diese Opferungen sind im Kreise von Bekannten gegenseitig. Theater solcher Art gibt es auch in an-

dern Gegenden von Wailotschen, aber in der Thronstadt Pekin's sind sie von dem verstorbenen Dsäzin, aus argwöhnischer Besorgniß, abgeschafft.

Südlich von dem Eisberge, über einige Straßen hin, ist (8) ein ziemlich großer Platz, wo öffentliche Bäder angelegt sind. In der Nähe derselben ist (9) ein Gebäude, worin ehedem ein Theater war, das aber unter Dsäzin, bey Gelegenheit des Chinesischen Aufstandes im Jahre 1813, abgebrochen wurde; weil in diesem Theater, am Vorabende des Ausbruches dieses Aufstandes, die Verschwörer sich die ganze Nacht hindurch mit dem Wirthe, der an ihrem bösen Vorhaben Theil nahm, belustiget hatten.

Von den Bädern führt eine gekrümmte Nebengasse ostwärts auf eine große Straße, die sich gegen Süden von dem zweyten Dsintschen'schen Thore, Tschunnüng oder Chata, aus erstreckt. Fast dieser Nebengasse gegenüber geht nach Osten zu eine andere Straße (10), auf welcher ein bedeutender Markt gehalten wird; mehr von ländlichen Erzeugnissen und Waaren, die das gemeine Volk bedarf; dieser Markt wird den 4., 14. und 24. jedes Monathes gehalten.

Gerade in dem nordöstlichen Winkel ist ein Thor, das zu einem Canale führt, der an den Mauern Pekin's hingeht, und auf dem man Getreide hereinbringt.

Der ganze Theil Wailotschen's von diesem Thore an bis zu der südlichen Mauer hin ist wenig bewohnt. Es sind Küchengärten und Felder darin; an einigen Stellen sieht man Seen mit sumpfigem Wasser. Überhaupt gleicht dieser Theil der Stadt mehr kleinen zerstreuten Dörfchen.

Wailotschen wird von Osten nach Westen der Länge nach von einer großen Straße durchschnitten, auf der man Kleinkrämerbuden sieht. Näher an der Hauptstraße ist eine kleine Brücke über einen Bach. Von diesem geht man auf einer Nebengasse südwärts auf den Marktplatz (11), wo alle Tage, von Tagesanbruch an bis 10 Uhr des Morgens, ein volkreicher Markt gehalten wird. Der Haupthandel besteht in fertigen, größten Theils schon getragenen Kleidern, von jeder Gattung und Gestalt.

Südlich von dem Marktplatze sind (bey 12) viele Teiche, die von der Regierung unterhalten werden. Darin hält man Goldfische zum Vergnügen. Daher hat man ihnen auch den Nahmen Dsing-

der sich im ersten Aufzuge in China befindet, wird in dem folgenden in die Manshurey und Mongoley versetzt. Der Chinesische Schauspieldichter folgt nur der Leitung der Natur *); keine einzige von unsern Regeln ist ihm bekannt, und vielleicht bedauert er dieß auch nicht, indem er seinen Zweck erreicht, der darin besteht: zu gefallen, zu rühren, zum Guten aufzumuntern und das Laster verhaßt zu machen.

Bey den Chinesern ist kein Unterschied zwischen Trauerspielen und Lustspielen, und daher kennen sie keine besondern Regeln, die man jeder dieser Darstellungsarten, die so sehr von einander abweichen, zueignet. Jedes dramatische Stück wird bey ihnen in einige Theile eingetheilt, vor denen eine Art Prolog oder Einleitung vorhergeht. Diese Theile oder Acte kann man wieder in Scenen abtheilen, indem man diese letztern zu Folge des Erscheinens und Abgehens der Schauspieler bestimmt. Jede auf der Bühne auftretende Person fängt damit an, die Zuschauer mit sich bekannt zu machen; sie sagt ihnen ihren Nahmen und die Rolle, die sie im Stücke spielen wird. Ein Schauspieler spielt oft mehrere Rollen in einem und demselben Stücke. Zum Beyspiel, ein gewisses Lustspiel wird von fünf Schauspielern aufgeführt, obgleich es zehn oder zwanzig sprechende Personen enthält, welche nach und nach auftreten. Das Gesicht des Schauspielers, das man für ein und dasselbe in zwey sehr verschiedenen Rollen erkennt, stört sehr die Täuschung. Man könnte wohl auf der Bühne mit gefärbtem Gesichte erscheinen, oder eine Maske zur Verbergung dieses Mangels gebrauchen. Aber Masken legt man nur in Balleten an, oder es erscheinen mit ihnen auf dem Theater nur Bösewichter, Räuber-Hauptleute und verurtheilte Verbrecher.

Das Chinesische Trauerspiel hat keine eigentlich sogenannten Chöre, wird aber durch Gesang unterbrochen. In denjenigen Stellen des Stückes, wo der Schauspieler von irgend einer heftigen Leidenschaft bewegt seyn muß, unterbricht er seine Rede und fängt an zu singen, nicht selten mit Begleitung musikalischer Instrumente. Diese Arien, in Versen geschrieben, sollen heftige Gemüthsbewegun-

---

*) Dann wäre er doch wohl auf keinem üblen Wege. Wieland sagt im neuen Amadis:

Bleibt nur der Natur getreu,
So könnt ihr, auf meine Gefahr, die andern Regeln verachten.

Anm. des Übers.

gen ausdrücken, als: Zorn, Freude, Liebe und Kummer. Der Schauspieler singt, wenn er gegen einen Räuber aufgebracht ist, wenn er sich selbst zur Rache erweckt, oder wenn er sich zum Tode bereitet.

Die Chinesischen Schauspieler haben keine stehenden Bühnen, ausgenommen die Hauptstadt und einige große Städte. Sie ziehen im ganzen Reiche herum, besuchen verschiedene Provinzen und Städte, und gehen, um in Privat-Häusern zu spielen, wohin man sie ruft, wenn man das Vergnügen des Schauspieles mit den Genüssen eines Schmauses vereinigen will, bey denen man selten diese Art Darstellungen entbehrt. In dem Augenblicke, wenn die Gäste sich zu Tische setzen, treten vier oder fünf reich gekleidete Schauspieler in den Saal; sie verbeugen sich Alle zusammen, und so ehrfurchtsvoll und gewandt, daß sie vier Mahl mit der Stirn die Erde berühren. Dann überreicht Einer von ihnen dem Vornehmsten aus den Tischgenossen ein Buch, worin mit goldenen Buchstaben die Nahmen von fünfzig oder sechzig Schauspielen stehen, die sie auswendig wissen, und im Stande sind, sogleich aufzuführen. Der vornehmste Gast bestimmt das Stück nach seinem Belieben erst dann, wenn die Abschrift rund herum gegangen und endlich wieder an ihn zurückgegeben ist. Die Vorstellung beginnt beym Schalle von Trommeln aus Büffelhaut, Flöten, Schalmeyen und Trompeten.

Die Scene wird auf einem ebenen Platze eingerichtet, und nimmt den leeren Raum ein, der zwischen den Tischen, die in zwey Reihen stehen, übrig bleibt. Nur der Fußboden des Saales wird mit einem Teppiche belegt, und statt der Koulissen dienen den Schauspielern die anstoßenden Zimmer, aus denen sie herauskommen, um ihre Rollen zu spielen, und immer bey Tageslicht. Sie haben gewöhnlich mehr Zuschauer als Gäste versammelt sind; denn nach einer bestehenden Sitte läßt man in den Hof einige Leute ein, welche auch das Schauspiel mit ansehen, ob es gleich nicht für sie bereitet war. Frauenzimmer können daran Antheil nehmen ohne gesehen zu werden. Sie sehen die Schauspieler durch ein Gitter, das sie selbst verbirgt.

Zur Zeit von Festtagen und öffentlichen Spaziergängen eröffnet man Bühnen in den Nebengassen und in der Mitte der Straßen. Die Schauspieler stellen darauf für das gemeine Volk und für eine sehr mäßige Bezahlung vom Morgen bis zum Abende Stücke vor.

Chinesische Gelehrte schreiben selten für die Bühne, und gewinnen nicht viel Ruhm von Producten dieser Art; denn das Schauspiel ist in China mehr geduldet als erlaubt. Die alten Volksweisen tadelten es immer, und hielten es für eine Kunst, die den Menschen verdirbt. In der Geschichte wird zum ersten Mahl theatralischer Stücke, zum Lobe eines Kaisers der Chang'schen Dynastie (welche in China vom Jahre 206 vor Christi Geburt bis 219 nach Christi Geburt herrschte), für die Abschaffung dieser Art leichtsinnigen und schädlichen Vergnügungen, gedacht. An Osiuandi, aus dem Hause Tscheu (vom Jahre 1122 bis 256 vor Christi Geburt) gelangte von den Ministern ein Bericht, worin sie ihn bathen, die theatralischen Vorstellungen vom Hofe zu entfernen, um den verderblichen Einfluß, den sie auf die Sitten haben sollten, abzuwenden. Ein anderer Kaiser wurde der Ehre des Begräbnisses, wegen seiner zu großen Leidenschaft für das Theater und der Besuche bey jungen Schauspielern, beraubt. Der Kaiser Jundshen verboth den Manshuren durch strenge Befehle das Besuchen des Theaters. Der verstorbene Dsäzin bestätigte dieses Verboth, und die Manshurischen Officiere konnten nur heimlich in's Theater gehen, indem sie von ihren Mützen die Zeichen ihres Ranges, d. i.: die farbigen Kügelchen, abnahmen. Durch diese in China ziemlich allgemeine Denkungsart kommt es, daß die Theater in gleichen Rang mit liederlichen Häusern gesetzt und in die Vorstädte verwiesen werden. Die Chinesischen Zeitungen eilen, den Nahmen des unbekanntesten Soldaten, der sich durch Tapferkeit im Kampfe ausgezeichnet hat, bekannt zu machen; sie verkünden dem ganzen Reiche ein Beyspiel kindlicher Liebe, einen Zug der Sanftmuth und Unschuld eines einfachen Landmädchens; aber die Herausgeber dieser Blätter würden einer Bestrafung unterworfen werden, wenn sie es wagten, dem Volke durch Beschreibung des Spieles, des Äußern oder des erhaltenen Beyfalls irgend eines Schauspieles anstößig zu seyn.

Doch genug von der Chinesischen Bühne.

Auf einer gekrümmten Straße von den Theatern kann man weiter westlich zu den Buchläden (18) gehen. Hier verkauft man, und ziemlich wohlfeil, alle gelehrten Producte der Chinesischen und Manshurischen Literatur. (Siehe II. Thl. S. 169.)

Unter den Buchläden ist ein Tempel, bey welchem Markt und ein öffentlicher Spaziergang vom ersten bis zum achtzehnten des ersten Mondes eines neuen Jahres gehalten wird.

Auf derselben Straße, etwas nördlich (19) ist ein großer Platz, Liulitschán, wo eine Fabrik angelegt ist, in welcher Fliesen und glasirte Ziegel gemacht werden; auch Glaswaaren werden darin verfertiget.

Geht man über eine kleine Brücke nach Westen, so sieht man den Kaufladen (20), wo vorzugsweise Seide und mit Seide gestickte Sachen von ganz vorzüglicher Güte verkauft werden, so wie auch andere von den besten Waaren, die man aus den südlichen Statthalterschaften China's, welche mehr durch Künste berühmt sind, erhält. Dieser Kaufladen ist auch dadurch noch merkwürdig, daß man darin alle Sachen, ohne einen zu hohen Preis dafür zu fordern, verkauft; solcher Kaufläden gibt es in Pekin nicht viel. Die hiesigen Kaufleute stellen gern, wie die unsrigen, die Erfahrenheit des Käufers auf die Probe, und fordern, beym ersten Worte, einen drey Mahl höhern Preis als die Sache werth ist; wehe dem Unwissenden oder dem Ungeduldigen!

In gerader Richtung nach Westen kommt man auf eine große Straße, die aus Dsintschen durch das Thor Schungtschen geht. Kommt man auf eben dieser Straße südwärts bis zu einer andern großen Straße, die von Westen nach Osten geht, so nähert man sich dem Kreuzwege (21), wo man die Verbrecher hinrichtet. Etwas höher über dieser Stelle, nahe bey dem See, ist eine tiefe Grube, in welche man die Körper nach vollzogener Hinrichtung wirft.

Gegen Südwest, ehe man noch an die andere Querstraße kommt, ist (22) eine Muhammedanische Moschee, die für die in diesem Theile Pekin's wohnenden Turkestanen erbaut ist.

Von dem übrigen Raume der westlichen Hälfte von Wailotschen kann man denselben Ausspruch thun, den wir über den östlichen Theil gethan haben; dieselbe geringe Bevölkerung, dieselbe Leere, eben so viel Küchengärten und Felder. Übrigens sind, außer den von uns beschriebenen Plätzen, in Wailotschen noch kleine Tempel und Casernen. In diesen letzten werden einige Regimenter des Pekin'schen Corps einquartirt, die (im Falle einer Vertheidigung) zu den Thoren Schungtschen und Ssiuang von Dsintschen — oder der Thronstadt Pekin's — gehören.

Endlich muß man noch zwey merkwürdige Gebäude in Wailotschen erwähnen, und zwar den Tempel des Himmels und den des Erfinders des Ackerbaues, die ganz an dem südlichen Thore liegen.

Der Tempel des Himmels, Tång-tang (23), ist von der großen Straße zur Rechten. Die hohe Ringmauer desselben hat im Umkreise 9 Li, ungefähr 5 Russische Werste (⅘ oder fast ⅘ Deutsche Meilen). Alle schönen Gebäude im Innern dieser Ringmauer sind üppig verziert. Der Kaiser begibt sich alle Jahre, am Tage der Wiederkehr der Sonne vom Winter zum Sommer, (am Tage der Frühlingsnachtgleiche) dahin, um feyerlich den Himmel zu verehren. Einen Tag vorher begibt er sich bey Anbruch des Tages zu dem Opferaltare, und bereitet sich zu der Ceremonie durch ein strenges Fasten in einem besondern Reinigungshause. Ein hoher, runder Platz von weißem Marmor, in Gestalt eines Hügels, wo der Kaiser das Opfer darbringt, ist prächtig verziert. Die Eingänge dazu sind von drey Seiten, Süden, Osten und Westen, unter sehr großen Bogen, die vom reinsten Marmor erbaut sind; die dahin führenden Treppen sind ganz vorzüglich schön gearbeitet. Übrigens besucht der Chuandi den Tång-tang auch zu anderer Zeit im Jahre, um den Himmel zu verehren und zugleich um die geistlichen Gebräuche zum Andenken seiner Ahnen zu vollziehen.

Dem Tempel des Himmels gegenüber, westlich von der großen Straße, ist (24) der Opferaltar, geweihet dem Erfinder des Ackerbaues, auf Chinesisch: Sfång-nun-tang. Dieser Platz ist gleichfalls mit einer hohen steinernen Mauer umgeben, in einem Umkreise von 6 Li, mehr als 3 Werste (fast ½ Deutsche Meile). Die Chinesischen Kaiser begeben sich jedes Jahr im Frühlinge nach Sfång-nuntang, um die Erde zu bearbeiten und dem Himmel Opfer darzubringen. Die dort befindlichen Gebäude biethen an sich nichts Erhabenes dar; aber die Ceremonie der Bearbeitung der Erde ist anziehend, und wird mit großer Feyerlichkeit verrichtet. Das Feld, das vom Chuandi bearbeitet wird, bedeckt man zu dieser Zeit mit einem besondern Wetterdache. Wenn der Kaiser in dieser geheiligten Arbeit ungefähr eine halbe Stunde zugebracht hat, entfernt er sich in ein Lusthaus, und sieht von da aus der Arbeit der Fürsten und Minister zu, die unter der Anleitung der ausgezeichnetsten wirklichen Ackerbauer das Land unter freyem Himmel bearbeiten, ohne irgend einen Schutz gegen Regenwetter. Während dieser Ceremonie singen die Hofsänger Lobgesänge, die schon in alten Zeiten zum Lobe des Ackerbaues gemacht worden sind. Der Kaiser, die Fürsten und alle Großen kleiden sich für dieses Mahl in das Gewand der Dorfbewohner. Ihre Ackerwerkzeuge, die man in besondern Vorrathskammern bewahrt, sind sehr rein. An die Hakenpflüge spannt man Ochsen, die

bloß dazu unterhalten werden. Innerhalb derselben Ringmauer ist auch ein kleiner Speicher, wohin man die Früchte der geheiligten Ernte bringt. Man hat bemerkt, sagt man, daß das Korn (der Hirse) von dem von des Kaisers Händen bearbeiteten Felde an Güte ungleich die Erzeugnisse desjenigen Feldes übertrifft, das von den Fürsten und Beamten bearbeitet wird. Aus denjenigen Körnern, die von des Kaisers Arbeit gewachsen sind, bäckt man Brote, die man bey den Opfern gebraucht, die dem Himmel dargebracht werden. Der Kaiser bereitet sich zu der hier beschriebenen Ceremonie durch Fasten, Gebethe und eine andächtige Zurückgezogenheit vor. Der Zweck dieses feyerlichen Gebrauches ist die Erhaltung des Andenkens jener Zeiten, wo die Herrscher der Völker zugleich auch Ackerbauer waren. Nach der Meynung Anderer soll dieser Gebrauch in dem Herzen der mächtigen Chuandi's die unbestreitbare Wahrheit befestigen, daß ein großes Reich ohne Ackerbau nicht bestehen kann; und daß der Reichthum desselben die Frucht der Arbeiten des Landmannes ist. Der Ursprung dieses Gebrauches in China ist in das Dunkel der fernsten Zeiten gehüllt.

IV.

Beschluß.

Nachdem ich die innere Lage der Hauptstadt China's erklärt habe, überlasse ich gern die Ehre einer genauern und anziehendern Beschreibung davon meinen würdigen Landsleuten, die einige Jahre in Pekin gelebt haben, und bessere Hülfsmittel dazu besitzen. Meinerseits halte ich es nicht für überflüssig, einige kurze, allgemeine Bemerkungen über diese merkwürdige Stadt beyzufügen.

Pekin zeichnet sich vor andern Hauptstädten und großen Asiatischen Städten durch seine Einrichtungen und innere Ordnung aus. Man muß darin keine großen Gebäude von vier und fünf Stockwerken suchen; man sieht da nicht prächtige Quai's und Trottoirs; man findet nicht die helle Beleuchtung der Häuser, Kaufläden und Straßen — Anstalten, die gewöhnlich den Reisenden in Europäischen Städten anziehen. Der Unterschied der beyden zusammengränzenden Welttheile, Asiens und Europa's, in Klima und Anbau, in dem Grade der sittlichen Bildung und des Geschmackes, eben so auch in den Verhältnissen der innern Haushaltung und politischen Vereinigungen — macht einen schneidenden Gegensatz auch in den

Erzeugnissen der Völker, die in diesen Welttheilen wohnen. Diese Besonderheit ist am meisten in China einem Fremden auffallend, dessen Bewohner von Nachahmung ausländischer Sitten fern sind. Dessen ungeachtet stellt uns diese Hauptstadt (von andern Orten, wo ich nicht war, zu urtheilen, gehört nicht zu meinem Zwecke) viele Beyspiele jener Verfeinerung auf, zu welcher die Völker durch Erfahrungen, die Jahrhunderte hindurch dauerten, und geistige Vervollkommnung gelangen.

Dort findet man fast Alles, was zum Bestehen einer wohlgeordneten Gesellschaft erforderlich ist: a) die Ruhe der Einwohner ist durch sittliche Gesetze, feste Verordnungen und eine aufmerksame Polizey geschützt; b) ihr Lebensunterhalt ist sorgenfrey durch die freye Thätigkeit der Gewerbe, und c) in den Stunden der Muße findet jeder Bürger Erhohlung in gesellschaftlichen Vergnügungen. Wir wollen von diesen Einrichtungen etwas umständlicher sprechen.

1) Bürgerliche Ordnung. In Pekin kann man selten von Familien-Zwisten hören. Die Regeln der Lehre des Confucius, der erste Unterricht bey der Kinder-Erziehung, werden nicht nur von den Chinesern im Gedächtnisse aufbewahrt, sondern sie bleiben auch der feste Grund, und gleichsam der Leitstern durch alle Jahre und Vorfälle ihres Lebens. Ein gränzenloser Gehorsam der Kinder gegen die Ältern bestimmt das Betragen eines jeden gegen Verwandte, Freunde und Mitbürger. Sie macht die Chineser zu unbedingten Erfüllern der Anordnungen der Regierung, und ehrerbiethig gegen die Repräsentanten ihrer Macht — die Civil- und Militär-Beamten.

Von der andern Seite haben die Chineser, gleich allen Völkern, nicht wenig Schwachheiten und Laster. Kälte, nicht nur gegen Ausländer, sondern selbst gegen ihre Landsleute, ist ihr Hauptfehler. Daher ist der Chineser (dasselbe ist auch von den Manshuren zu verstehen) stolz, rachsüchtig, habsüchtig, neidisch und äußerst mißtrauisch. List sieht er als die Hauptgrundlage im Betragen gegen fremde Leute, und in allen häuslichen und Handelsverhältnissen an. Hierzu zwingt ihn übrigens nicht wenig die Armuth, die unter den hiesigen Bürgern jedes Standes sehr merklich ist. Der Reichthum des ganzen Reiches zusammen genommen ist groß; aber er vertheilt sich hier, wegen der ungewöhnlichen Volksmenge, in unglaublich kleine Bruchstücke. Ein Chinesischer Beamter von Oberstens-Rang, vergleichungsweise zu reden, lebt ärmer als unser bloßer Officier, vorausgesetzt, daß beyde ihren Unterhalt nur allein durch

ihren Sold haben. Zu den hier sehr gewöhnlichen Lastern gehört eine außerordentliche Ausschweifung in der Wollust, zu deren Befriedigung Personen beyderley Geschlechtes dienen. Außer einer auf gesetzliche Weise verbundenen Frau unterhalten wohlhabende Leute in ihren Häusern zahlreiche Harems. Bey allem dem besuchen sie noch, vom Hange zur Ausschweifung hingerissen, nicht selten in Wailotschen die Wohnungen der Freudenmädchen und der jungen Priester Thaliens.

Die oberste Classe der Pekin'schen Bürger machen die Manshurischen Truppen aus, deren Officiere zugleich auch Mitglieder der bürgerlichen Gerichtshöfe sind, wo sie aber, die Mühe sich mit Untersuchung der Processe zu beschäftigen scheuend, sich der Führung der sehr gewandten und gelehrten Chinesischen Secretäre hingeben. Nach der Einnahme Pekin's durch die Manshuren wurden jedem Officiere und Soldaten Häuser von Chinesern gegeben, die in die südliche Vorstadt versetzt wurden; aber längst schon wohnt der größte Theil der Manshurischen Soldaten und Officiere in gemietheten Wohnungen. Ihre Häuser und Ländereyen sind, nach dem gemeinen Lose verschwenderischer Leute, die nicht zu rechnen wissen, wieder in die Hände Chinesischer Käufer übergegangen. Wohlhabende Kriegsmänner erwerben sich, auf eigene Kosten, besondere Häuser und Kaufläden, die ihnen ein bedeutendes Einkommen bringen.

Die zweyte Classe der Einwohner machen die Kaufleute und Handwerker aus. Hier gibt es keine Eintheilungen der Gewerbe in Gilden und Zünfte. Die Kaufmannschaft hat ihren Wohnsitz mehr in Wailotschen oder der südlichen äußeren Hälfte Pekin's. Die große, Allen so sehr bekannte Bevölkerung China's beraubt viele Einwohner der Möglichkeit, ihre Nahrung durch den Ackerbau oder andere ländliche Arbeiten zu erwerben. Aus dieser Ursache strömen aus allen Statthalterschaften nicht wenig Leute nach der Hauptstadt zusammen, die als den einzigen Preis ihrer Mühe — nur ihren täglichen Unterhalt suchen. Aber auch dieses beschränkte Bedürfniß können sie nicht immer befriedigen. Die Classe derer, welche Arbeiter bedürfen, ist sehr mäßig in ihren Wünschen, und daher hat nicht jeder Arbeiter Gelegenheit, seine Kräfte und Kenntnisse zu persönlichem Dienste oder irgend einer Handarbeit anzulegen. Man sagt, daß in Pekin sich allein von müßig herumschweifenden Leuten 50,000 befinden. Diese Menschen-Classe versucht auch verbothene Erwerbsmittel, Diebstahl, Betriegerey u. s. w. Die Wachsamkeit und Strenge der Stadt-Polizey verhindert sie aber, sich mit diesem Handwerke mit gu-

tem Erfolge zu beschäftigen. Wenigstens habe ich, während fast sechs Monathen, die ich in Pekin gelebt habe, auch nicht von Einem bedeutenden Diebstahle gehört. Da die Bettler bey den Chinesern in großer Verachtung sind, und der um Almosen Bittende überall eine kalte Zurückweisung antrifft, so wenden sich gar nicht Viele von den Armen zu diesem leichten, hier aber sehr unsichern Mittel der Ernährung. Sie sind genöthiget, Gesellschaften auszumachen, und unter der Leitung ihrer Ältesten oder Vorsteher, irgend eine Arbeit zu suchen, um nicht Hungers zu sterben. Sie beschäftigen sich mit Reinigung, Begießung der Gärten und Straßen, Bearbeitung der Erde und Lasttragen; zuweilen machen sie auch Haufen von Begleitern bey Hochzeitfeyerlichkeiten, Begräbnissen u. s. w. aus. Oft traf es sich, daß ich diese armen Elenden, die kaum ihre Blöße bedecken konnten, in Mützen mit rothen Federn und Ceremonien-Mänteln den Sarg eines Reichen begleiten sah. Wenn der Besitzer eines Kaufladens Jemanden mit einem Träger dieser Art versieht, um gekaufte Waaren nach Hause zu tragen, so erfüllt er doch, und wenn die Waaren auch über 50 Rubel kosten sollten, diesen Auftrag genau, ohne daß man nöthig hat, auf ihn Acht zu haben, und ist sehr zufrieden, wenn er 40 Kopeiken für eine Bemühung erhält, die auf zwey Stunden gewährt hatte. So stark wirkt die Nothwendigkeit des Vertrauens, das ihm ein Mittel zum Unterhalte eröffnet.

Bediente nimmt man in Pekin aus den Landleuten; bisweilen miethet man auch hierzu Soldaten, indem sie sich von ihren Regiments-Verbindlichkeiten mit dem dritten Theile ihres Soldes loskaufen. Einen nüchternen, gewandten Menschen, der etwas zu lesen und zu schreiben versteht, kann man für 1500 Tschech, oder 12 Rubel in Kupfer, außer der Speise, monathlich miethen. Die besten Bedienten nimmt man gegen Privat-Bürgschaft in's Haus, wegen ihrer Pünctlichkeit, die von irgend einem reichen Kaufmanne geleistet wird.

Alle Leute der erwähnten Stände sind einen und denselben bürgerlichen Gesetzen unterworfen. Kriegsgerichte gibt es nicht, ausgenommen die Urtheile über Verbrecher, die zu Kriegszeiten im Felde entdeckt werden. Die Deutlichkeit und Genauigkeit der Verordnungen ist das treue Unterpfand der innern Ordnung in der Stadt. Jedes bekannt gewordene Verbrechen wird unausbleiblich durch die Strenge des Gesetzes, das oft selbst die Gestalt der Grausamkeit hat, verfolgt. Der Klage von Vater und Mutter gegen Kinder leistet man unverzüglich Genüge, fast ohne Untersu-

chung; denn nach der Meynung der Chineser kann die Zärtlichkeit der Ältern keinen Hang haben, aus bloßer Willkühr gerichtliche Untersuchungen zu beginnen.

Die Auseinandersetzung von Streitigkeiten über unwichtige Dinge geschieht mündlich und ohne aller Verzögerung.

Die in Pekin wohnenden Russen genießen unter den Bürgern einer besondern Achtung und eines unausgesetzten Schutzes der Gesetze; was man von den übrigen Ausländern, die sich dort aufhalten, nicht sagen kann.

Im Falle von Feuersbrünsten hat die Pekin'sche Polizey ihre Werkzeuge zum Löschen des Feuers, die freylich an Kraft und genauer Wirksamkeit den Europäischen nachstehen; allein dafür werden diese Werkzeuge nicht oft gebraucht, da Feuersbrünste in Pekin sehr selten sind. Alle Gebäude sind steinern, d. i.: aus Backsteinen gebaut; zur Zubereitung der Speisen und Heitzung der Zimmer gebraucht man Steinkohlen, die keine heftige Flamme geben, und dabey auf offenen Herden unterhalten werden; und was wichtiger als Alles ist, die Vorsichtigkeit und Behuthsamkeit, wodurch die Chineser sich vor allen Völkern auszeichnen: das sind die Ursachen, weßwegen die Bewohner Pekin's selten den Verheerungen der Feuersbrünste ausgesetzt sind, die bey uns oft ganze Städt in Asche verwandeln.

Zum Nutzen für Kranke kann man in jedem Theile Pekin's einige Ärzte finden. Ein sehr geschickter Arzt (deren es indessen in China nicht viel gibt, und mehr erfahrene Practiker, als scharfsinnige Gelehrte) empfängt bey einem wohlhabenden Kranken für jeden Besuch nicht mehr als 5 Rubel nach unserm Papiergelde; aber armen Kranken, die in's Haus kommen, leisten die Ärzte Hülfe ohne alle, oder doch für äußerst geringe Bezahlung. Die Arzeney-Bestandtheile werden in besondern Kaufläden oder Apotheken verkauft. Arzeneyen für viele Krankheiten läßt man ohne Verschreibung eines Arztes ab, um desto mehr, da die Chinesische Arzeneykunde gemeiniglich Kräuter und andere Natur-Erzeugnisse in ihrer einfachen Gestalt als Hülfsmittel anwendet. Zuweilen bereiten sie auch Pillen aus heilsamen Wurzeln. Ein besonderes Vertrauen haben auch die Chineser auf die wundervolle Wirkung der Wurzel Shingscheng, welche die Lebenskräfte unterstützt, die erschöpften wieder erneuert, und — wie man sagt — Alte wieder jung macht. Arme Leute müssen

dieser Ladung entbehren. Ein Solotnik *) von Hyangdun'scher, d. i.: Manshurischer Shingscheng, kostet 280 Rubel, die Koreische ist von geringerer Güte, und daher ungleich wohlfeiler.

Eine bequeme und schnelle Communication in der Stadt wird durch eine große Anzahl Miethkutscher befördert. Auf jeder Stelle, wo sich zwey Straßen kreuzen, und bey jeder Brücke findet man kleine bedeckte Wägen mit zwey Rädern stehen, die mit Atlas und Sammt aufgestutzt sind. An diese spannt man Maulthiere oder Pferde, aber hauptsächlich die ersteren, als ein sehr starkes und schnelles Thier zum Fahren. Die Großen, und besonders vornehme Damen, bedienen sich der Tragsänften; doch müssen sie hierzu vorher die Erlaubniß des Kaisers erhalten. Beamte ziehen das Reiten allem andern vor, welches auch, wegen der ungleichen Oberfläche der Straßen in Pekin, und des Gedränges halber, weit schneller und bequemer zum Fortkommen ist, wie ich es selbst erfahren habe. In Pekin gibt es viel solche Beamte, welche eigene Equipagen und Reitpferde haben. Aber dessen ungeachtet bringt das Gewerbe eines Miethkutschers dem, der sich damit beschäftiget, ein großes Einkommen.

2) Versorgung mit den nöthigen Bedürfnissen. Der innere Verkehr zur Versorgung der Einwohner Pekin's mit verschiedenen Vorräthen von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, macht für die Chinesischen Gewerbsleute einen Gegenstand großer Thätigkeit und eine ergiebige Quelle des Gewinnes aus. In dieser Hinsicht kann man die südlichen Statthalterschaften, und besonders die jenseits des Flusses Dsän (Dsian) als den Mittelpunct des innern Handels ansehen. Dort wächst Thee, Reiß, Baumwolle. Dort bereitet man Seide und die verschiedenen Zeuge daraus (in den Städten Chandsheu und Ssudsheu; diese letztere ist, nach den Begriffen der Chineser, das irdische Paradies), auch Porzellan, Dinte (Tusche, auf Chinesisch: Mo), lackirte Sachen, feine hölzerne Arbeiten zur Verzierung der Zimmer u. s. w.

Die Einwohner Pekin's erhalten alle Bedürfnisse ihrer städtischen Haushaltung durch die aus dem Süden herbey geführten Waaren. In der Hauptstadt gibt es keine guten Fabriken, ausgenommen Fabriken von Fliesen und Glaswaaren, Färbereyen (nirgends als in Pekin kann man so schön blau färben) und Stein-

*) Das ist: $\frac{1}{96}$ des Russischen Pfundes, oder $\frac{29}{100}$ oder fast $\frac{3}{10}$ Loth nach Leipziger Gewicht. Anm. des Übers.

schneider-Werkstätte, so daß die Kaufleute aus dem Süden im Scherze sagen: „Der ganze Verkehr der Pekin'schen Handelsleute bestehe in Steinkohlen." Dabey richten sich die Pekin'schen Kaufleute, im Anschaffen ihrer Waarenvorräthe, streng nach der Zahl ihrer Abnehmer und der Größe des Luxus derselben. Die Pekin'schen Kaufläden werden, gegen das Ende des Handelsjahres, merklich leer bis zur neuen Zufuhr der Waaren, die nach völliger Eröffnung der Communication im fünften Monde, das ist vom Monathe Juny an, zu Wasser beginnt.

Die zur Kleidung und dem Schuhwerke nöthigen Waaren, als: seidene und baumwollene Gewebe, verkauft man in Wailotschen oder dem südlichen Theile Pekin's. Dort kann man auch Arbeiten vom höchsten Geschmacke, gutes Hausgeräthe, Gemählde, verschiedene aus Stein gehauene Sachen u. s. w. finden.

Lebensmittel verkauft man in allen Theilen der Stadt. Fast auf jedem Schritt findet man Kaufläden oder Buden mit Reiß, Mehl, und mit Brot, das über Wasserdunst gebacken, oder richtiger zu sagen, gekocht ist; Öhl u. s. w. Die Bewohner Pekin's, und besonders die Chineser, genießen vorzüglich Schweinefleisch, das hier auch schmackhafter als das unsrige und leichter für den Magen ist; Schöpsenfleisch gebrauchen die Manshuren, Mongolen und die Turkestanen, die sich in Pekin aufhalten, zur Speise; Rindfleisch essen nur die letztern. Übrigens muß man sagen, daß das Schöpsenfleisch und Rindfleisch hier wirklich nicht schmackhaft ist; die Ursache davon ist, daß das Vieh so weit und auf so beschwerlichem Wege aus der Mongoley herbey getrieben und so schlecht in den Fleischbänken mit Häckfel genährt wird. Milch in Pekin zu bekommen ist sehr schwer. Butter, besonders von Schafmilch gemacht, bringt man aus der Mongoley. Die Chineser ziehen dieser das Schweineschmalz vor, und können nicht einmahl den Geruch der aus Kuhmilch gemachten Butter leiden. Von zahmem Federviehe gebrauchen die Chineser Gänse, Hühner und Änten zur Speise. Die ersten sind ein unumgängliches Erforderniß bey Hochzeitschmäusen; das Hühnerfleisch wird schwächlichen Leuten verbothen, aber Änten — Jádsü — fette Jádsü sind das leckerste Gericht für eine Chinesische Tafel, die bey Gastmählern aus 30 und mehr Trachten besteht. Die Änten sind in Pekin ungewöhnlich groß, sehr fett durch künstliche Mastung, und schmackhaft. Im Winter verkauft man Häselhühner, Fasanen und Wild jeder Art. Beym Einkaufe der Lebensmittel muß man indessen vorsichtig seyn. Die Chinesischen Kaufleute mischen absichtlich in

das Mehl Alabaster oder Sand, um der Schwere willen; oft verkaufen sie das Fleisch verreckter oder unreiner Thiere, als Esels-, Maulthier-, Kamehlfleisch u. s. w. Die armen Chineser und Manshuren sind gar nicht ekel in der Wahl.... Die Änten und Hühner (Truthühner ganz und gar nicht) blasen sie auf eine gewisse Art auf, indem sie Luft unter die Haut lassen, wovon sie sehr weiß und fett aussehen u. s. w.

Frische Fische, besonders Karpfen, erhält man in Pekin aus den nächsten Flüssen und den am Meere liegenden Gegenden; auch viele geräucherte Fische, eingesalzene Seekrebse u. s. w. Im Winter bringt man für die Hofburg, vom Flusse Amur, auf Kamehlen eine große Menge Fische, Störe, Hausen, eine Art Karpfen u. s. w. Der Kaiser theilt diese mit den Fürsten des ersten Grades, und auf solche Weise gehen die Fische, in gewisser Menge, auch zum besondern Verkaufe über.

Von Gemüsen aus Küchengärten und Gartenfrüchten kann man überall dieselben finden, an die der Europäische Geschmack gewöhnt ist; sehr großen und schmackhaften Kohl, Gurken, Möhren (gelbe Rüben), Rüben (weiße Rüben), Rettige rc. Alle diese Gemüse, außer dem Kohle, salzt man noch sehr stark, um sie bey Tische anstatt des Salzes zu gebrauchen. Es gibt viele Weintrauben, Pfirsichen, Äpfel und Birnen, die ungewöhnlich saftig und wohlschmeckend sind, auch Apfelsinen und Citronen hat man; sie sind aber nicht sehr schmackhaft.

Das allgemeine und beständige Getränke ist Thee; aber von ganz anderm Ansehen und Geschmacke, als der, den man nach Europa gehen läßt. Für sich pflücken die Chineser von dem Theestrauche das junge Blatt ab und trocknen es an der Sonne. Diese Art von Thee ist angenehmer von Geruch und Geschmack, und sogar heilsam für den Magen. Uns Europäern aber verkaufen sie das schon gereifte auf Pfannen etwas geröstete Blatt, indem sie ihm die Farbe der Theeblüthen geben; oder sie bereiten grünen Thee, indem sie ihn mit den Blumen, Dshulan genannt, vermischen. In der Nähe von Pekin wächst kein Thee.

Wein gibt es in Pekin gar nicht. Einen sehr starken Branntwein destilliren sie aus Reiß. Die Chineser trinken ihn ein wenig erwärmt und aus kleinen Schälchen. Bey Tische gebrauchen sie eine Art von säuerlichem Branntweine, Schaußin, der aus Reiß durch Gährung und Destillation gezogen wird. Übrigens sind die

Chineser und Manshuren im Ganzen genommen keine gar zu eifrigen Verehrer des Bacchus.

Die am Ende dieses Capitels von mir beygefügte besondere Nachricht kann etwas Licht über die Lebensbedürfnisse in Pekin verbreiten, und wie viel Ausgaben nöthig sind, um sich häuslich in dieser Stadt einzurichten.

Eine große Unbequemlichkeit für einen Fremden macht die Verschiedenheit der Maße und Gewichte, die in Handelssachen und bey Arbeiten gebraucht werden. Es ist schwer, sich in die genaue Berechnung bey der Theilung der Last und des Raumes zu finden. Jede Art von Werkstatt hat ihre besondere Elle; jeder Kaufmann verschiedener Waaren hat sein Gewicht. Da man in ganz China keine andere Münze hat, als Zäng, Tschechen oder Kopeiken von Kupfer, so wird beym Einkaufe von Sachen das Silber von dem Käufer auf die Wage des Besitzers des Kaufladens gegeben, und bey dieser Gelegenheit eröffnet sich für die Chineser ein weites Feld des Betruges. Die Geschicklichkeit der Hände des Kaufmannes vermindert die Last des empfangenen Silbers, indem er auf eine unmerkliche Weise das Gleichgewicht der Schnellwage stört, die oft auch falsch ist; man gibt dem Käufer Silber heraus, das oft mit Kupfer ꝛc. gemischt ist. Die Behuthsamsten der Chineser nehmen, wenn sie in die Kaufläden zum Einkaufen gehen, auch eine richtige Wage mit. Demselben Capitel habe ich auch hier eine von mir gemachte Berechnung des Chinesischen Gewichtes, in Vergleichung mit dem Russischen, beygefügt. Ich bürge zwar nicht für die vollkommene Genauigkeit desselben; aber wenigstens mußte ich, da ich keine andere Berechnung hatte, mich ihrer bey den Ausgaben in Silber bedienen, und dieß that ich auch.

Ich halte es nicht für überflüssig, zu erwähnen, daß man in China noch einen stillschweigenden Handel erfunden hat, indem man den Preis durch die Finger bezeichnet. Was für eine Zahl sie ausdrücken wollen, eben so viele Finger strecken sie aus; wenn es 5 ist, strecken sie die Hand mit allen 5 Fingern aus; 6 oder 60 bezeichnen sie durch Einbiegung der 3 vordern Finger und durch Ausstreckung des kleinen Fingers und des Daumens, 7 oder 70, oder auch noch weiter, 700 u. s. w. durch Einbiegung des Zeige- und des Mittelfingers, und durch Ausstreckung des kleinen Fingers, des vierten Fingers und des Daumens; 8, 80, 800 u. s. w. durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und

durch gerade Ausstreckung der übrigen Finger; 9, 90, 900 u. s. w. bezeichnen sie durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und durch gerade Ausstreckung des Daumens, indem sie den Zeigefinger in einer gegen den Daumen geneigten Lage ausstrecken u. s. w.

Dieses Mittel gebraucht man öffentlich und auch im Verborgenen.

1. Ein Käufer, der weit hergekommen ist, streckt, wenn er seine Gedanken nicht mit Worten ausdrücken kann, sogleich die Hand zur Bezeichnung des Preises aus, z. B. 7; wenn der Verkäufer seinerseits nicht damit zufrieden ist, und 9 zeigt, so biethet der Käufer mehr, und zeigt 8 u. s. w.

2. Gebrauchen sie dieses Mittel im Verborgenen. Wenn die Chineser ihren Handel vor fremden Leuten geheim halten wollen, fassen sie einander in ihren weiten Ärmeln bey den Händen, und machen ihren Handel so, auf die eben erwähnte Weise, mit den Fingern im Verborgenen ab. Die Mongolen lieben dieses Mittel sehr; auch die Herren gebrauchen es, wenn sie Bediente bey sich haben. In China herrscht bey den Bedienten der Mißbrauch, daß sie von dem Preise, den der Herr bey Einkäufen bezahlt, von den Kaufleuten für sich den achten oder zehnten Theil nehmen. Wenn der Herr aber vor den Bedienten die Summe, die er gibt, verborgen hält, wie er hierdurch eben dem Kaufmanne zu verstehen gibt, so sind sie genöthiget zu nehmen, was ihnen gegeben wird. Dessen ungeachtet bezeichnen die hinter dem Herrn stehenden Bedienten, ihrerseits durch heimliche Ausstreckung der Finger, daß er ihnen den siebenten, achten, neunten, zehnten Theil der Summe, die er von dem Herrn bekommen werde, geben soll, und der Kaufmann ist, wegen dieser Forderung der Bedienten, gezwungen, entweder um so viel den Preis zu erhöhen oder gar nicht zu verkaufen. Z. B.: wenn die Bedienten nicht dabey gewesen wären, hätte er für 10 verkauft; aber in ihrer Gegenwart kann er nicht wohlfeiler als für 11 verkaufen, und dieser eilfte Theil wird heimlich, zuweilen auch sogar öffentlich, ihnen gegeben. Dieses Verfahren von Seite der Bedienten ist keinem Gerichte unterworfen, selbst nicht einmahl einem harten Tadel. Hier sprach ich von Bedienten; man kann aber dasselbe von allen Chinesern sagen. Auf den besten Freund und einen bekannten Bürger kann man sich dennoch nicht verlassen, daß er sich nicht einen solchen Antheil anmaße, wenn man ihn einladet, in

einen Kaufladen zur Gesellschaft oder zur Beyhülfe im Handeln mitzugehen. Schu-Loje, der Lehrer an der Manshurischen Schule der Russischen Sprache, enthielt doch, beym Einkaufe einiger Kleinigkeiten auf meine Bitte, sich keinesweges, nach der Sitte seines Landes bey dieser Gelegenheit 10 oder 12 Rubel darüber zu nehmen.

Endlich sind auch selbst die mit Worten ausgesprochenen Preise für einen aus fernen Gegenden Ankommenden nicht verständlich. In China hat nicht nur jede Statthalterschaft, sondern fast jeder Kreis, bey einer und derselben Münze, seine besondere Bezeichnung des Preises, ohne doch den eigentlichen Werth derselben dadurch zu verändern. Z. B. in Pekin, wenn man 2 ausspricht, bedeutet es 1; 20 bedeutet 10 u. s. w. An andern Orten bezeichnet man 2 durch 5; 100 bedeutet 30 u. s. w. Alles dieses kann es klar machen, wie schwierig die Abschlüsse im Handel der Chineser sind, und zugleich zum Beweise ihres nicht geraden Charakters dienen.

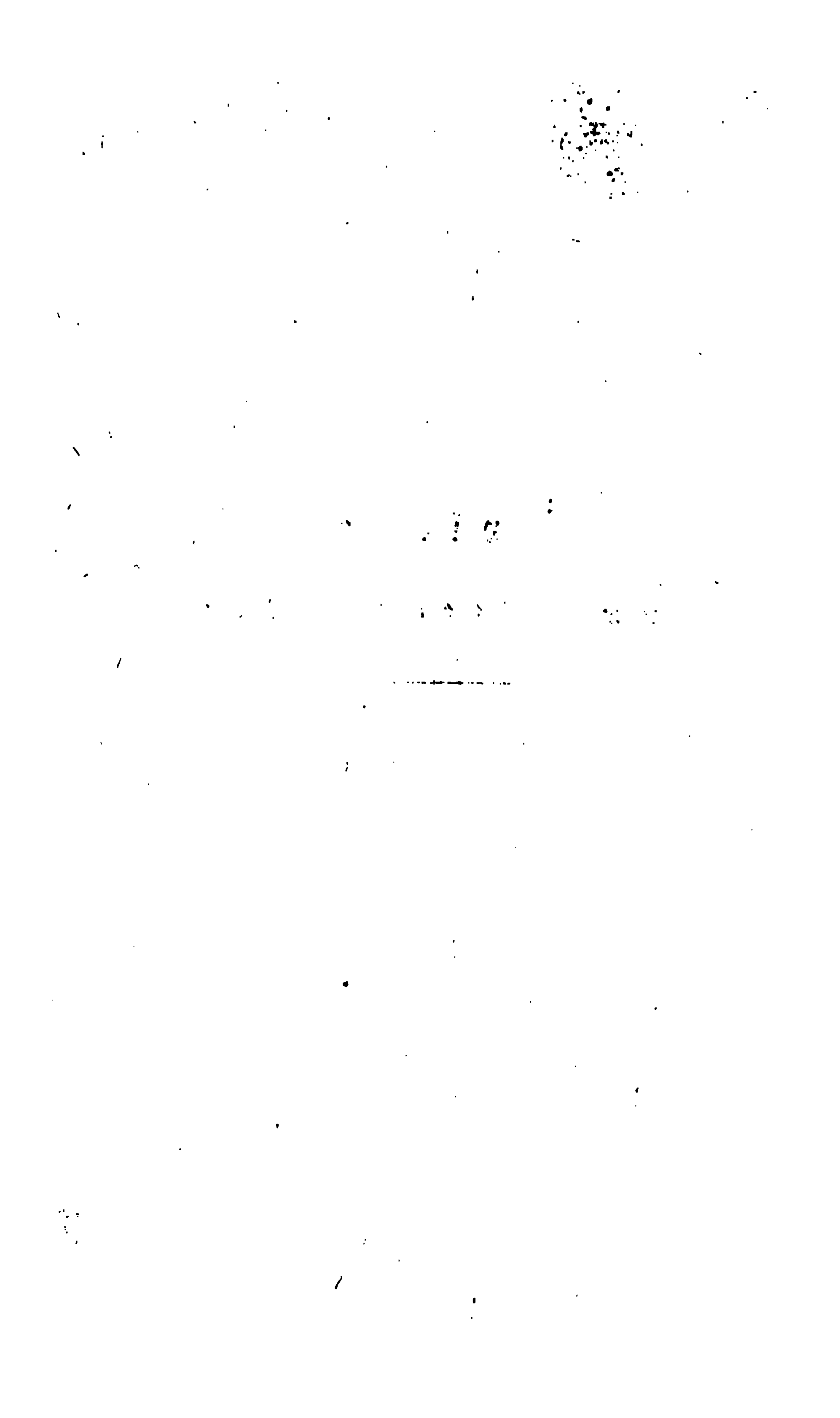
3) Vergnügungen. Die Chineser zeigen wenig Neigung zu gymnastischen Übungen. Sie scheinen wegen ihrer körperlichen Schwäche zu Zeitvertreiben dieser Art nicht geschickt zu seyn, die am meisten von dem heißen Klima, dann der dürftigen Nahrung und der außerordentlichen Erschöpfung ihrer Lebenskräfte entsteht. Die unvermeidliche Noth zwingt die in Regimentern Dienenden, besonders die Manshuren, viel und schnell zu reiten und mit dem Bogen zu schießen. Tänze kennen sie nicht, ausgenommen die Pantomimen, die sehr unvollkommen sind und von Schauspielern vorgestellt werden.

Die gesellschaftlichen Unterhaltungen der gebornen Chineser, eben so auch der Manshuren, von gewissen Jahren und Range, sind sehr zwangvoll. So sehr in Europa eine Gesellschaft ohne Damen langweilig ist, eben so sehr hält man in China eine Gesellschaft mit Frauenzimmern für unanständig und niedrig. Eine Gesellschaft der Chineser gleicht oft einer Sitzung einer Akademie, in welcher ihre unaufgeklärten Damen keinen Platz haben dürfen, als Personen, die der Ordnung und Wichtigkeit ihrer Unterredungen hinderlich sind. In einer Versammlung von Leuten von Erziehung wenden Alle ihre Aufmerksamkeit auf die Ältesten, welche, nach dem Maße ihrer Aufklärung, zum Inhalte ihres Gespräches moralische Gegenstände wählen, die, so zu sagen, als Vorlesungen für die jungen Leute dienen. Obgleich solche gesellschaftliche Unterhaltungen

Herannahen des Abends zufrieden nach Pekin zurück; über welchem ewig eine Staubwolke schwebt. Vornehme Leute, die reichen und sorgenfreyen Manshurischen Helden, zeigen sich mit Stolz auf den Spaziergängen in ihren theuren, mit schönen Maulthieren bespannten Wägen, oder reitend auf feurigen Kirgisischen Paßgängern. Der Geist der Eitelkeit und des Luxus, der den Bürgern aller Hauptstädte gemein ist, zeigt sich auch in Pekin mit denselben Zügen.

Beylagen

zum dritten Bande.



Verzeichniß

der in Pekin 1821 gekauften Chinesischen und Manshurischen Bücher.

A.

Für die kaiserliche St. Petersburgische öffentliche Bibliothek.

1. Tung dsäng gan mu. Alte und neue Geschichte China's; das einzige Werk des berühmten Dshudsü, der im zwölften Jahrhunderte lebte. Er fing von dem ersten Kaiser Fußi an, der (wenn man der Chinesischen Zeitrechnung trauen darf) 3331 Jahre vor Christi Geburt lebte, und führte die Geschichte bis zum zehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt. Sie endiget sich mit dem Jahre 1368, in welchem der letzte Kaiser aus dem Hause Juang, ein Nachkomme Dschingis-Chans, aus China verjagt wurde. — 10 Theile. Preis 10 Lana.

2. Dshungár bo nezisámo tóctóbucha bóbochoni. Genaue Beschreibung des Krieges, der vom Jahre 1754 bis zum Jahre 1759 von dem Manshurisch-Chinesischen Kaiser Zäng-lung gegen die Mongolische Nation, genannt Dshungar (die Sungaren), und gegen das östliche Turkestan, oder die kleine Bucharey, geführt wurde. In Manshurischer Sprache. — 12 Theile, wofür 30 Lana bezahlt wurden, d. i.: ungefähr 60 Rubel in Silber.

3. Pin din shun gal fan läo. Dasselbe Buch in Chinesischer Sprache. — 12 Theile. 30 Lana.

4. Pazii tun dshi. Geschichte der Abkunft und des Zustandes des Manshurischen, Mongolischen und Chinesischen Adels (der Beamten) und der Truppen, die unter den sogenannten acht Fahnen jedes Volkes, oder in 24 Corps bestehen. In 18 Theilen (ungebunden) dieses Buches sind ausführlich beschrieben: die Einrichtung jener Corps; die verschiedenen ihm ertheilten Vorrechte; die Vertheilung der Ackerfelder, welche dem Adel (den Beamten) und

den Truppen, nach der Eroberung China's zufielen; die Erbauung der Kasernen in allen Theilen Pekin's, der öffentlichen Gebäude, Kornspeicher, Waffen-Vorrathshäuser und Zeughäuser; die militärischen Einrichtungen und Anordnungen; Verordnungen wegen der Schulen; Rangbestimmung oder Tabelle von den Rangordnungen; Verordnungen wegen der Mänshurisch-kaiserlichen Familie, wegen der Civil- und Militär-Rangordnungen und erblichen Würden; Lebensbeschreibungen und Kriegsthaten der Prinzen vom Geblüte, der Heerführer und bürgerlichen Beamten, welche ihrem Vaterlande durch Aufklärung und Tugenden wichtige Dienste geleistet haben; Lebensbeschreibung vieler Frauen und Mädchen, die sich durch Keuschheit und häusliche Tugenden ausgezeichnet haben u. s. w. In Manshurischer Sprache. — 18 Theile. 26 Lana.

5. Wörterbuch Kánßi, dsü däng, nach dem Willen des Kaisers Kánßi ausgearbeitet, und ist eines der besten in dieser Art, sowohl wegen seiner Vollständigkeit als auch wegen der deutlichen und ausführlichen Erklärung jedes Wortes. — 18 Lana.

6. Inengidari dsännacha dúingbitché, in 4 Büchern, welche eine Sammlung des Besten aus der Lehre des Confucius und Mencius (Men-dsü), zweyer berühmten Philosophen im alten China, mit ausführlichen Erklärungen enthalten, verfaßt von gelehrten Männern des ersten Grades nach dem Willen des Kaisers Kánßi, zu seiner eigenen Beschäftigung damit. — 2 Theile. 3 Lana.

7) Shi dsán ßü schu. Dasselbe Buch in Chinesischer Sprache. — 2 Theile. 8 Lana.

8. Schéu schi tun káo. Anleitung zu einer ordentlichen Haushaltung, zum Ackerbau, Seidenbau, Gartenbau, zur Vermehrung des Baumwollenstrauches, der Weberey und übrigen ländlichen Beschäftigungen, mit in Kupfer gestochenen Abbildungen der verschiedenen Werkzeuge, die in allen Theilen der Wirthschaft gebraucht werden. In Chinesischer Sprache. — 4 Theile. 8 Lana.

9. Chuán tscháo li zi tu. Abbildung alles dessen, was bey dem jetzigen Chinesischen Hofe zur Zeit feyerlicher und anderer Versammlungen gebraucht wird, als: Opfergefäße, mathematische, astronomische und musikalische Geräthe und Instrumente, Gewänder und anderer Schmuck, von den kaiserlichen Beamten an bis zu den letzten herab; Gewänder der Kaiserinn und der Frauen von Beamten, kaiserliche Regalien, kriegerische Rüstungen, Feuerwaffen, Fahnen, große und kleine Kriegszelte, mit in Kupfer gestochenen Figuren. In Chinesischer Sprache. — 2 Theile. 15 Lana.

10. Atlas des Chinesischen Reiches. — 6 Lana.

11. Beschreibung der Schamanischen Gebräuche, mit in Kupfer gestochenen Figuren der Opfergefäße, musikalischen Instrumente und andern Sachen, die von den Schamanen bey ihrem Gottesdienste gebraucht werden. In Manshurischer Sprache. — 1 Theil. 2 Lana und 5 Tschina.

12. Belehrende Worte an das Volk, von den Kaisern der Daimin'schen Dynastie, vom Jahre 1368 an bis zum Jahre 1644. In Chinesischer Sprache. — 1 Theil, und

13. dieselben Worte in Manshurischer Sprache. — 10 Theile. 25 Lana und 5 Tschina.

14. Dshurchán badarámbucha dúing bitché. Vier Bücher, mit kurzer Erklärung der Worte und des Sinnes und der Anzeige der Zeit der Begebenheiten. In Chinesischer und Manshurischer Sprache zusammen gedruckt. — 4 Theile. 10 Lana.

15. Daizín gurúni fékdsini bóró néiché bódochoni bitché. Geschichte der Erhöhung des Manshurischen Reiches, oder Thaten der ersten zwey Manshurischen Kaiser, bekannt unter den Nahmen Taidsu und Taidsun, vom Jahre 1616 bis zum Jahre 1644, die den festen Grund zur Eroberung China's und der folgenden Größe ihrer Nachfolger gelegt haben. In Manshurischer Sprache. — 2 Theile. 25 Lana.

16. Miáo fa liang chuá dsin. Heiliges Buch der Verehrer des Fo, welches die Lehren darstellt, wodurch jeder nach dem Tode (angeblich) auf der Blume Nenuphar oder der Chinesischen gelben Nymphaea, wieder geboren werden und ein seliges Leben fortsetzen kann; weßhalb auch dieses Buch mit dem Nahmen dieser Blume benannt worden ist. In Chinesischer Sprache. — 1 Theil.

17. Müng ßiang dsin. Heiliges Buch derselben Religions-Partey von den übernatürlichen Offenbarungen an Diejenigen, welche dieses Buch fleißig lesen. Chinesisch. — 1 Theil.

18. Lün jang dsü. Heiliges Buch derselben Religions-Partey, von den schrecklichen Qualen in der Hölle. Chinesisch. — 1 Theil.

19. Dáo de dsin. Regeln der Weisheit und Tugend; ein Werk des berühmten Lao-dsiung, der beynahe 600 Jahre vor Christi Geburt lebte. Chinesisch. — 1 Theil. Alle diese vier Bücher, Nr. 16, 17, 18 und 19 kosten 4 Lana 5 Tschina.

20. Ssin li dsin i. Sammlung philosophischer Urtheile, zum Theile über Metaphysik, Physik und Moral-Philosophie. In Manshurischer Sprache. — 1 Theil. 1 Lana 5 Tschina.

21. Addreß-Kalender auf das Jahr 1820. — 1 Theil. 6 Tschina.

22. Manshurisch - Mongolisches Wörterbuch. — 4 Theile. 5 Tschina *).

23. Ssi jui wüng dsäng lu. Schriften von den westlich von China liegenden Ländern: dem östlichen Turkestan oder der kleinen Bucharey, Sungarey, den Chassaken u. s. w., von ihrem politischen und sittlichen Zustande, von den in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes dort vorgefallenen Veränderungen und ähnlichen Dingen. — 2 Exemplare. 4 Bändchen. 5 Lana.

24. Tagebuch (vom Jahre 1712) der Reise des Chinesischen Gesandten Tulischeng zu dem Chan der Kalmüken, Ajuk, durch die Mongoley und Rußland. Manshurisch. — 1 Theil. 1 Lana 5 Tschina.

25. Chuán zin dshin gun tu. Kurze Beschreibung der in China bekannten und dort als diesem zinsbar gehaltenen Völker (darunter sind auch einige Europäer), mit Abbildung der Kleidung und des Schmuckes beyder Geschlechter, sowohl von Leuten vom Range als auch des gemeinen Volkes; gedruckt nach dem Willen des Kaisers Zäng-lung. In Chinesischer Sprache. — 2 Theile. 6 Lana.

26. Wang näng schu. Chinesische Chronologie. — 1 Theil. 1 Lana.

27. Manshurisches Wörterbuch; alphabetisch geordnet, mit Mongolischer, Tibetischer und Chinesischer Übersetzung. — 8 Lana 5 Tschina.

28. Zwey Landkarten von China.

29. Grundriß von Pekin.

30. Abbildung beyder Hälften der Erdkugel, nach Europäischem Muster; und

31. Abbildung beyder Hälften der Himmelskugel. Die Landkarten Nr. 28, 29, 30 und 31 kosten 3 Lana und **) Tschina.

Ausgemahlte Zeichnungen im Chinesischen Costume, vorgestellt von dem bey der Pekin'schen geistlichen Mission gewesenen Mönche

*) Ein so geringer Preis, in Vergleich der Preise der andern Bücher, läßt fast einen Druckfehler des Russischen Originales vermuthen. Indessen ist in dem Druckfehler-Verzeichnisse desselben nichts angezeigt. Anm. des Übers.

**) Durch einen nicht angezeigten Druckfehler des Russischen Originales fehlt die Zahl, die aber zu Folge einer (hier nicht wohl zu erklärenden Eigenheit der Russischen Sprache) nicht unter 2 und nicht über 4 seyn kann. Anm. des Übers.

III.B. Timk.



Eine Manshurin in Hoftracht

Jakinf, und jetzt ebenfalls in der [illegible] Bibliothek befindlich, an welche sie auf allerhöchsten Befehl des Kaisers im Jahre 1824 übersendet wurden.

Ein Chinesischer Beamter in eigentlich Chinesischer Kleidung, welche aber, seit der Unterwerfung China's unter die Herrschaft der Mandschuren, gegen die Mandschurische vertauscht worden ist.

Eine Chinesische Dame in eigentlich Chinesischer Kleidung, welche ihnen jetzt nur am Tage ihrer ehelichen Verbindung und an den Tagen, wenn sie ihren Verstorbenen Opfer darbringen, gestattet ist.

Aufgenähete Flecken, welche jetzt von den Chinesischen Staatsbeamten (von der ersten bis zur zweiten Classe) auf der Brust und auf dem Rücken am Oberkleide getragen werden; und aufgenähete Flecken, welche die Chinesischen Militär-Beamten auf der Brust und auf dem Rücken, an dem Oberkleide, — entsprechend den Rang-Classen 1 bis 8 [illegible]. — tragen.

Ein Chinesischer Beamter in der Hof-Ceremonien-Kleidung, und

Eine Mandschurische und Mongolische Dame in der Hofkleidung.

Überhaupt Chinesische Beamte in der Hofkleidung, und

Eine Chinesische Dame in jetziger Tracht.

Ein Mandschur zu Pferde im Schießen begriffen.

Ein Chinesischer Beamter in Staatstracht, welche jetzt nur bey theatralischen Vorstellungen zu gebrauchen gestattet ist.

Ein kämpfender Soldat von der grünen Fahne mit Schilde, in solcher Kleidung vorgestellt, in der sie nur bey der Haupt-Herrschaft erscheinen.

Die allgemeine Winterkleidung der Chineser, die jetzt sowohl von Beamten als gemeinen Leuten getragen wird.

Die allgemeine Uniform der Chinesischen Soldaten von der grünen Fahne, mit Ausnahme der Mandschuren und Mongolen.

Die allgemeine Sommerkleidung der Chineser, die jetzt von Beamten und gemeinen Leuten getragen wird, und

Eine gemeine Mandschurinn in der Sommertracht, wovon sich die Winterkleidung bloß dadurch unterscheidet, daß sie gesteppt oder mit Pelz gefüttert ist.

Ein Chineser in Sommerkleidung nach gemeiner Art, und

Eine gemeine Chineserinn der südlichen Gegenden.

Ein Chinesischer Bauer aus den nördlichen Gegenden, der Ohrgehänge und Frauenglas verkauft, und

Eine Chinesische Bäuerinn aus den nördlichen Gegenden, welche Weißzeug wäscht.

Ein Chinesischer Bauer aus dem Süden, der das Land umgräbt, und

Eine Chinesische Alte aus dem Süden, welche eine Gans trägt.

Ein Lama im Tempeldienste, und

Ein Lama in gemeiner Kleidung.

Ein Daos, Mönch von der Laodanischen Secte, der Almosen in eine aus Wurzeln geflochtene Schale, und

Ein Choschan von der Secte des Fo, der Almosen in einen leinenen Quersack sammelt.

Eine Bizini, im gemeinen Leben Nigu, eine Nonne von der Religion des Fo.

Eine Chinesische Dame in einem kleinen mit Maulthieren bespannten Wagen.

Ein Barbier, der einem den Kopf schert, welches im Hause und auch auf der Straße geschieht.

Ein vornehmer Herr und sein Bedienter in Sommerkleidung mit Uhr und Fächer.

Ein blinder Musikant und Sänger, und

Ein Bettler.

Ein Mongole auf einem Kamehle, und

Eine Mongolinn aus dem Süden.

Ein Koreer in Hof-Ceremonien-Kleidung, die man in den ältesten Zeiten auch am Chinesischen Hofe trug, jetzt aber nur noch auf der Bühne vorkommt.

Eine Koreerinn in Hof-Ceremonien-Kleidung.

Ein Koreischer höchster Staatsbeamter in einer von den Chinesern entlehnten Kleidung, und

Eine Koreische Dame.

Kleidung der Koreischen Beamten und Bürgerlichen des Mittelstandes, und

Ein Koreisches Mädchen.

Ein Koreer in gemeiner Tracht, und

Eine gemeine Koreerinn.

Ein Koreischer Bauer.

Ein Tibeter und ein Tangute.

Ein Mann aus der kleinen Bucharey, eigentlich ein Turkestane, und

Eine reiche Mongolinn aus dem Norden.

Eine Turkestaninn und

Ein Lutschuanisches Mädchen.
Ein Bürgerlicher aus den Liuziusischen Inseln, und
Ein Beamter aus den Liuziusischen Inseln.

B.

Bücher für die Bibliothek des Asiatischen Departements des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

In Chinesischer Sprache:

32. Schi dsán i dsin, d. i.: Buch der Veränderungen, mit ausführlicher Erklärung, verfaßt von gelehrten Männern des ersten Grades, zum Gebrauche des Kaisers Kanßi. Drey ganze Schriftzüge und eben so viel durchschnittene machen die Grundlage dieses alten Buches aus. Die ersten drey beziehen sich auf den Himmel und die letzten auf die Erde. Aus der Vermischung der ganzen mit den durchschnittenen sind acht Trigrammen oder dreyfache Schriftzeichen entstanden, und diese, mit sich selbst multiplicirt, gaben 64 Hexagrammen oder sechsfache Schriftzeichen, womit die neuern Chineser die Entstehung der Welt und aller darin existirenden Dinge zu erklären denken. Aber Wüng-wang und sein Sohn Dsheugun, auch Confucius, untersuchten diese Züge, und gaben ihnen einen mehr poetischen als metaphysischen Sinn. Für den Erfinder dieser Trigrammen hält man Fußi, den Kaiser und Gesetzgeber der ersten uralten Zeit China's, der, wie die Chineser annehmen, 3331 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. — 2 Theile. 3 Lana.

33. Sang go (ho) dshi. Geschichte der drey Kaiserthümer: Schu, Wei, U, in welche China vom Jahre 189 bis zum Jahre 265 nach Christi Geburt getheilt war; das ist: nach der Vernichtung des Kaiserhauses Chang bis zu dem Stifter der neuen Dsingschen Dynastie, Tsümajang, der den drey Reichen ein Ende machte. Die Begebenheiten während eines Zeitraumes von 76 Jahren sind mit lebendigen Farben geschildert, mit vielen Erdichtungen, die mehr für ein Heldengedicht als für eine Geschichte gehören. — 6 Theile. 11 Lana.

34. Chun lo mün; ein satyrischer Roman auf die Erhebung und den Fall einer vornehmen Manshurischen Familie. — 4 Theile. 8 Lana.

35. Liu dsin tu, Darstellung des alten China's, oder Sammlung alles Merkwürdigen in Hinsicht auf Erdbeschreibung und Sta-

tistik dieses Reiches, mit gestochenen Karten und Abbildungen merkwürdiger Gegenstände. — 2 Theile. 5 Lana.

36. Ssi jui wüng dsiang lu, s. oben Nr. 23.

37. Wüng miáo ßü diang; Rangbestimmung der feyerlichen Darbringungen der Opfer im Tempel des Confucius, mit ausführlicher Beschreibung der Vorrechte und Ehrenbezeigungen, die man zu allen Zeiten diesem großen — wie die Chineser sagen — Lehrer der Fürsten und Völker erwiesen hat, eben so auch dem Mendsü und übrigen durch Gelehrsamkeit und Tugenden berühmt gewordenen Männern. Diesem Buche sind einige gestochene Abbildungen von Opfergefäßen, musikalischen Instrumenten und andern Sachen beygelegt. — 1 Theil. 4 Bände. 1 Lana 5 Tschina.

38. Dshu dsü ziuang schu; eine ähnliche Sammlung aller Werke des Chinesischen Kaisers Dshu-ßi, der im zwölften Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte. — 5 Lana.

39. Kanßi dsü diang; Wörterbuch, s. oben Nr. 5.

40. Wörterbuch Dshu dsü wei. — 2 Theile. 1 Lana 17 Tschina.

41. Wörterbuch Jui tan dsü wei. — 6½ Tschina.

42. Addreß-Kalender auf das Jahr 1821. — 6 Tschina.

In Manshurischer Sprache:

43. Schi dsin; Sammlung von Gedichten, geschrieben zur Zeit der Dynastie Dsheu, deren Anfang von den Chinesern 1222 Jahre vor Christi Geburt gesetzt wird. Dieses Buch ist, nach der Wichtigkeit der Gegenstände, auf welche diese Gedichte gemacht sind, in vier Theile getheilt. Der erste heißt Go (Ho) fün, und enthält den größten Theil der gemeinen Lieder in den appanagirten Fürstenthümern. Lieder dieser Art wurden an den Hof des Kaisers geschickt, wo man eine Auswahl daraus machte und Schlüsse von den Sitten und Neigungen der Einwohner daraus zog. Der zweyte: Ssiáo ja, Verse und Gesänge, von kaiserlichen Männern gemacht; man sang sie bey feyerlichen Gastmahlen am Hofe. Der dritte: Dá já, enthält Verse und Oden von besonderer Wichtigkeit. Die Tugenden des Wüngwang und seines Sohnes U-wan waren die einzigen Gegenstände dieser Gedichte. Oden und Lieder dieser Gattung wurden bey den feyerlichen Audienzen gesungen, welche die Chinesischen Kaiser den appanagirten Fürsten gaben. Der vierte: Ssung oder Lobgesänge zu Ehren der Vorfahren, die beym Darbringen der Opfer gesungen wurden. — 2 Theile. 3 Lana.

44. Gu (Hu) wüng; alte Beredsamkeit, oder Sammlung

merkwürdiger und musterhafter Werke, Befehle, Berichte und ähnlicher gelehrten und politischen Producte über verschiedene Gegenstände, die Reichsregierung, das öffentliche und Privat-Leben betreffend. — 12 Theile. 12 Lana.

45. Tun dsian gan (han) mu; alte und neue Geschichte von China, einziges Werk des berühmten Dshudsü, der im zwölften *) Jahrhunderte lebte. Er fing von dem ersten Kaiser Fußi an, der 3331 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben soll, und führte die Geschichte bis zum zehnten **) Jahrhunderte nach Christi Geburt. Sie endet mit dem Jahre 1368, wo der letzte Kaiser des Hauses Juang, Dshingis-Chans Nachkomme, aus China verjagt wurde. — 10 Theile. 10 Lana.

46. Inengidari dsánnacha duin bitché. Siehe oben Nr. 6 Sammlung des Besten aus der Lehre des Kong-fu-tßü und Mengdsü, zweyer berühmten Philosophen im alten China, mit ausführlicher Erklärung, gemacht von gelehrten Männern des ersten Grades, nach dem Willen des Kaisers Kanßi, zu seinem eigenen Gebrauche. — 2 Theile. 3 Lana.

47. Zin wüng dsáng; Manshurisches Wörterbuch mit Chinesischer Erklärung und richtiger Aussprache sowohl der Manshurischen als Chinesischen Wörter, mit genauer Auseinandersetzung der Bedeutungen jedes Wortes. — 8 Theile. 6 Lana 5 Tschina.

48. Ißábucha bitché; Manshurisches Wörterbuch mit Chinesischer Übersetzung, alphabetisch geordnet. — 2 Theile. 1 Lana 3 Tschina.

49. Sfang ché biang lang; Manshurisches Wörterbuch mit Mongolischer und Chinesischer Übersetzung, in alphabetischer Ordnung. — 2 Theile. 5 Lana.

50. Ssiáo ßio. Schule der Knaben, oder Anfangsregeln, welche die Jugend zur Aufklärung und Tugend führen, mit verschiedenen Anekdoten. — 1 Theil. 2 Lana 5 Tschina.

51. Karte des Chinesischen Reiches und des größern Theiles von Asien, entworfen von den Römisch-katholischen Missionären in China, und gedruckt auf besondern Befehl des Kaisers Zäng-lung

---

*) Vielleicht vierzehnten; denn Dshudsü's Geschichte endet ja mit dem Jahre 1368.

Anm. des Übers.

**) Doch wohl vierzehnten? Nr. 1 ist derselbe Fall.

Anm. des Übers.

tistik dieses Reiches, mit gestochenen Karten und Abbildungen merkwürdiger Gegenstände. — 2 Theile. 5 Lana.

36. Ssi jui wüng dsiang lu, s. oben Nr. 23.

37. Wüng miáo ßü diang; Rangbestimmung der feyerlichen Darbringungen der Opfer im Tempel des Confucius, mit ausführlicher Beschreibung der Vorrechte und Ehrenbezeigungen, die man zu allen Zeiten diesem großen — wie die Chineser sagen — Lehrer der Fürsten und Völker erwiesen hat, eben so auch dem Mendsü und übrigen durch Gelehrsamkeit und Tugenden berühmt gewordenen Männern. Diesem Buche sind einige gestochene Abbildungen von Opfergefäßen, musikalischen Instrumenten und andern Sachen beygelegt. — 1 Theil. 4 Bände. 1 Lana 5 Tschina.

38. Dshu dsü ziuang schu; eine ähnliche Sammlung aller Werke des Chinesischen Kaisers Dshu-ßi, der im zwölften Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte. — 5 Lana.

39. Kanßi dsü diang; Wörterbuch, s. oben Nr. 5.

40. Wörterbuch Dshu dsü wei. — 2 Theile. 1 Lana 17 Tschina.

41. Wörterbuch Jui tan dsü wei. — 6½ Tschina.

42. Addreß-Kalender auf das Jahr 1821. — 6 Tschina.

In Manshurischer Sprache:

43. Schi dsin; Sammlung von Gedichten, geschrieben zur Zeit der Dynastie Dsheu, deren Anfang von den Chinesern 1122 Jahre vor Christi Geburt gesetzt wird. Dieses Buch ist, nach der Wichtigkeit der Gegenstände, auf welche diese Gedichte gemacht sind, in vier Theile getheilt. Der erste heißt Go (Ho) fün, und enthält den größten Theil der gemeinen Lieder in den appanagirten Fürstenthümern. Lieder dieser Art wurden an den Hof des Kaisers geschickt, wo man eine Auswahl daraus machte und Schlüsse von den Sitten und Neigungen der Einwohner daraus zog. Der zweyte: Ssiáo ja, Verse und Gesänge, von kaiserlichen Männern gemacht; man sang sie bey feyerlichen Gastmahlen am Hofe. Der dritte: Dá já, enthält Verse und Oden von besonderer Wichtigkeit. Die Tugenden des Wüngwang und seines Sohnes U-wan waren die einzigen Gegenstände dieser Gedichte. Oden und Lieder dieser Gattung wurden bey den feyerlichen Audienzen gesungen, welche die Chinesischen Kaiser den appanagirten Fürsten gaben. Der vierte: Ssung oder Lobgesänge zu Ehren der Vorfahren, die beym Darbringen der Opfer gesungen wurden. — 2 Theile. 3 Lana.

44. Gu (Hu) wüng; alte Beredsamkeit, oder Sammlung

merkwürdiger und musterhafter Werke, Befehle, Berichte und ähnlicher gelehrten und politischen Producte über verschiedene Gegenstände, die Reichsregierung, das öffentliche und Privat-Leben betreffend. — 12 Theile. 12 Lana.

45. Tun dsian gan (han) mu; alte und neue Geschichte von China, einziges Werk des berühmten Dshudsü, der im zwölften *) Jahrhunderte lebte. Er fing von dem ersten Kaiser Fußi an, der 3331 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben soll, und führte die Geschichte bis zum zehnten **) Jahrhunderte nach Christi Geburt. Sie endet mit dem Jahre 1368, wo der letzte Kaiser des Hauses Juang, Dshingis-Chans Nachkomme, aus China verjagt wurde. — 10 Theile. 10 Lana.

46. Inengidari dsännacha buin bitché. Siehe oben Nr. 6 Sammlung des Besten aus der Lehre des Kong-fu-tßü und Mengdsü, zweyer berühmten Philosophen im alten China, mit ausführlicher Erklärung, gemacht von gelehrten Männern des ersten Grades, nach dem Willen des Kaisers Kanßi, zu seinem eigenen Gebrauche. — 2 Theile. 3 Lana.

47. Zin wüng dsäng; Manshurisches Wörterbuch mit Chinesischer Erklärung und richtiger Aussprache sowohl der Manshurischen als Chinesischen Wörter, mit genauer Auseinandersetzung der Bedeutungen jedes Wortes. — 8 Theile. 6 Lana 5 Tschina.

48. Ißäbucha bitché; Manshurisches Wörterbuch mit Chinesischer Übersetzung, alphabetisch geordnet. — 2 Theile. 1 Lana 3 Tschina.

49. Ssang ché biang lang; Manshurisches Wörterbuch mit Mongolischer und Chinesischer Übersetzung, in alphabetischer Ordnung. — 2 Theile. 5 Lana.

50. Ssiáo ßio. Schule der Knaben, oder Anfangsregeln, welche die Jugend zur Aufklärung und Tugend führen, mit verschiedenen Anekdoten. — 1 Theil. 2 Lana 5 Tschina.

51. Karte des Chinesischen Reiches und des größern Theiles von Asien, entworfen von den Römisch-katholischen Missionären in China, und gedruckt auf besondern Befehl des Kaisers Zäng-lung

---

*) Vielleicht vierzehnten; denn Dshudsü's Geschichte endet ja mit dem Jahre 1368.

Anm. des Übers.

**) Doch wohl vierzehnten? Nr. 1 ist derselbe Fall.

Anm. des Übers.

in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes auf 128 Blättern. — 20 Lana.

C.

Für die in Irkutzk zu errichtende Anstalt der Asiatischen Sprachen.

52. Mangdshu güruni, uchéri kóli; d. i.: Manshurisches Gesetzbuch, in Manshurischer Sprache. — 40 Lana oder 80 Rubel in Silber.

53. Dshákung Gusái (Husái) i tun dshi; d. i.: Geschichte der Herkunft und des folgenden Zustandes des Manshurischen Volkes, in Manshurischer Sprache. — 16 Theile, und in Chinesischer Sprache in 10 Theilen. — 26 Lana.

54. Fáfuni bitché; d. i.: peinliche Gesetze; Manshurisch in 6 Theilen und Chinesisch in 4 Theilen. — 10 Lana.

55. Juáng güruni bitché; d. i.: Geschichte des Hauses Juang, oder Dshingis-Chan's und seiner Nachkommen; Manshurisch. — 1 Lana. — Gespräch eines Christen mit einem Chineser über den Glauben, in Mongolischer Sprache, in 2 Theilen. — 1 Lana 7 Tschina.

56. Chun lo müng; romanhaftes Werk. Chinesisch. — 4 Theile, 1 Lana 5 Tschina.

57. Wörterbuch in vier Sprachen, d. i.: Manshurisch, Mongolisch, Tibetisch und Chinesisch. — 9 Lana.

58. Wörterbuch in drey Sprachen, d. i.: Manshurisch, Mongolisch und Chinesisch. — 4 Theile. 7 Lana.

59. Wörterbuch in Manshurischer und Chinesischer Sprache. — 8 Theile. 6 Lana.

60. Manshurisch-alphabetisches Wörterbuch, mit Übersetzung und Erklärungen in Chinesischer Sprache. — 2 Theile. 1 Lana 2 Tschina.

61. Ssang che biang lang, oder Wörterbuch nach dem Manshurischen Alphabete, mit Mongolischer Übersetzung. — 2 Theile. 5 Lana.

62. Shi dsán ßü schu; d. i.: tägliche Auslegung über die vier Bücher der Schöpfung, von Kundsü (Confucius) und seinen Jüngern. Chinesisch. — 2 Theile. 3 Lana.

63. Endúringé tázißáng; geheiligte Unterweisung des Chinesischen Kaisers Jundshen. Manshurisch und Chinesisch. — 5 Tschina.

64. Zin wüng zi mün; d. i.: Buch, welches das Alphabet, die Grammatik und Gespräche in beyden Sprachen enthält. — 3 Tschina.

65. Ziäng dsü wüng bo dsiä ßin, ßang dsü dsin; in Chinesischer Sprache. — 2 Tschina.

66. Ssang dsü dsin; Manshurisch und Chinesisch, mit Erklärung. — 2 Tschina.

67. Ssiäo ßio, d. i.: Kinderschule, in beyden Sprachen, mit Erklärung. — 2 Lana 5 Tschina.

68. Hundert Gespräche in Manshurischer und Chinesischer Sprache. — 2 Tschina.

69. Hundert Gespräche in Mongolischer Sprache, mit Chinesischer Übersetzung. — 7 Tschina.

70. Zwey Exemplare der Mongolischen Gesetze, in Mongolischer und Chinesischer Sprache, jedes in 2 Theilen. — 40 Lana.

Preise

der Lebensmittel und verschiedener Waaren in Pekin im Jahre 1821,

wobey 1 (Russisches) Pfund Silber*) zu 92 Rubel 80 Kopeiken in Assignationen, und die Chinesische Lana zu 8 Rubel in Russischem**) Gelde, oder 1100 Tschech in Chinesischer Kupfermünze angenommen ist.

I. Lebensmittel und häusliche Bedürfnisse.

Thee. Blüthenthee, aber nicht der beste, ein Gin, d. i.: ungefähr $1\frac{3}{8}$ Pfund Russisch oder ungefähr $1\frac{1}{3}$ Pf. Leipz. G., $2\frac{1}{2}$ — 3 Lana.
— schwarzer, gewöhnlicher, 1 Lana.

---

*) Wenn man 1 Pfund Silber zu 26 Rthlr. 16 Gran in Conv.=Gelde, oder zu 28 Rthlr. in Preuß. Courant annimmt, so macht 1 Lana (wenn 1 Pfund Ruff. $\frac{87}{100}$ Pfund Leipz. Gewicht beträgt) gerade 2 Rthlr. in Conv.=Geld, oder in Pr. Cour. 2 Rthlr. 2 Gr. 5 Pf. beynahe (wobey aber der steigende und fallende Cours des Pr. Cour. nicht mit in Anschlag kommt); also 1 Tschech $\frac{576}{1000}$ Pfennige in C.=G., oder $\frac{144}{250}$, d. i.: etwas über $\frac{1}{2}$ Pfennig oder ungefähr 1 Heller.

Anm. des Übers.

**) Nähmlich in Assignationen; denn in Silber=Rubeln sind immer zwey auf eine Lana gerechnet.

Anm. des Übers.

Thee. Lündsin, das allerjüngste Blatt, nach Chinesischem Geschmacke der beste, 1600—2000 Tschech.
— Dshülang, grüner, 1—2 Lana.
— Ssiangpian, der in China gewöhnlichste, 320—1600 Tschech.
— Bortogon, eine Art Backstein-Thee, die Kiste 550 Tschech.
Zuckerkand, weißer, das Gin 130 Tschech.
— rother — — 120 —
Wachs, weißes, von Bäumen gesammeltes, 700 Tschech.
— gelbes, 400—500 Tschech.
Weintrauben, weiße und rothe (blaue), das Gin 40—70 Tschech.
Birnen, 10 Stück der besten, 300 Tschech.
— mittelmäßige, 100 — 150 —
Äpfel, 10 der besten, 200 — 300 —
— mittelmäßige, 100 — 150 —
Granatäpfel, 10, 300 — 500 —
Zitronen, 10, 700 — 1000 —
Weitzenmehl, das beste, das Gin 35—40 Tschech.
Graupen aus Reiß, das Maß von 20 Pf. am Gewichte, 400 Tschech.
Hirsengraupen, das Maß von 20 Pfund, 275 Tschech, also das Pud (40 Pf. Russ., oder $34\frac{8}{18}$ oder fast 35 Pf. Leipz.), 550 Tsch.
Butter, das Gin 130 Tschech.
Öhl — — 120 —
Talg zu Lichtern, das Gin 130 Tschech.
Rindfleisch, das Gin ohne Knochen 45—60 Tschech.
Schöpsenfleisch — — — — 60—70 —
Schweinefleisch — — — — 70—80 —
Ein Spanferkel 1000—1300 Tschech.
Eine zahme Gans 600— 800 —
Eine zahme Änte 500— 600 —
Eine wilde Änte 300 —
Ein Huhn 160— 250 —
Ein Fasan 200— 350 —
Haselhühner, das Paar, 55— 65 —
Ein Hühnerey 4— 6 —
Große Fische: Hausenfleisch, das Gin 60—400 Tschech.
Karpfen und andere Gattungen, weiße *) Fische, 50—60 Tschech.

---

*) Im Russischen belaja rüba, wörtl.: weiße Fische, worunter man in Rußland die kleinen Fische versteht, im Gegensatze der großen, als: Hausen, Störe, die krasnaja rüba, rothe Fische, genannt werden.
Anm. des Übers.

Lebendige Karpfen, das Gin 20 Tschech.
Eine Flasche Essig 11 —.
Gemeiner Kornbranntwein, das Gin 100 Tschech.
Liqueur, eine Art Aufguß mit süßen Früchten aufgesetzt, das Gin 120—150 Tschech.
Schaußin (schwacher), säuerlicher Kornbranntwein, das Gin 56—70 Tschech.
Senf, 65 Tschech.
Kohl, 3—5½ Tschech.
Shanjo (eine Art länglicher Kartoffeln), 30—40 Tschech.
Rauchtabak in Blättern, das Gin 160—250 Tschech.
Tabak von Huangdung oder Manshurischer, 300—660 Tschech.
— in kleinen viereckigen Stücken (Dindsüjan), das (viereckige) Stück 18 Tschech.
— in (runden) Paketen, aus dem Süden (Nangjang), das Paket 160 Tschech.
Schnupftabak Brasilischer, den die Portugiesen einführen, das Pfund, in Silber, 25 Lana.
Wohlriechender Tabak, in Pekin zubereitet, die Lana 500—1000 Tschech.
Tabak von geringerer Gattung, das Gin 250 Tschech.
Steinkohlen gewöhnliche, 4½ Tschech.
— die besten, 6 —
Holzkohlen, 13—16 Tschech.
Brennholz, das nach dem Gewichte verkauft wird, das Gin 6 Tschech.

II. Bedienung.

Einem Bedienten in den besten Häusern bezahlt man monathlich 3 Lana oder 3300 Tschech.
Einem Bedienten in mittlern Häusern (die Kost hat er bey dem Herrn) 1000—1500 Tschech.
Einem Miethkutscher für einen Wagen mit einem Maulthiere bespannt, auf den Tag 1000—1200 Tschech.
Ein Wagen (Kalesche) 600—750 Tschech.
Ein Reitpferd auf den ganzen Tag 600—1100 Tschech.
Auf 24 Stunden Futter für ein Pferd, Häckerling mit Körnern und Mehl, kostet 250—300 Tschech.
Auf 24 Stunden Futter für ein Maulthier, 160—200 Tschech.
Einem Tischler bezahlt man auf den Tag 300 Tschech.
Einem Zimmermanne und Steinmetzen auf den Tag 200 Tschech.
Einem der die Zimmer (mit Papier-Tapeten) verklebt, auf den Tag 200 Tschech.

Einem gemeinen Arbeiter auf den Tag 130 Tschech.
Wasser zum Gießen, zwey Eimer an einem Schulterjoche, 3 Tschech.

III. Schreibpapier u. s. w.

Schreibpapier, der Bogen, — 6 der unsrigen, — 18—22 Tschech.
Packpapier (Maotudshi), der Bogen so groß als $1\frac{1}{2}$ der unsrigen, 3 Tschech.
Tusche, die beste, in gleichem Preise mit dem Silber.
— mittlere Güte, das Gin 1—$5\frac{1}{2}$ Lana.
Zinnober der beste, beynahe in gleichem Preise mit dem Silber.

IV. Arzeneymittel.

Shingscheng, Radix Chinae, die allerbeste, 1 Lana oder $8\frac{1}{2}$ Solotnik *), kostet in Silber 350 Lana.
— koreische, das Gin 250 Lana.
Kugo, oder Ignatius-Bohnen, das Gin 1250 Tschech.
Densui oder Dindsújao, weißer und rother, 250 Tschech.

V. Metalle.

Gold, das allerfeinste, ist 18 Mahl theurer als Silber, von 90r Probe 16 Mahl.
Kupfer weißes, das allerbeste, aus Jungnang:
— verarbeitetes, das Gin 1 Lana 2 Tschina.
— grünes, verarbeitetes 350 Tschech.
— rothes, — 350—400 Tschech.
Zinn verarbeitetes, das Gin 300—450 —

VI. Seidenzeuge.

Duangsü, auf Sibirisch Kánfa, der beste Atlas, das Stück bis 20 Arschinen (ungefähr 25 Ellen Leipz. Maß) lang, 25 Lana.
— mittlerer Güte, das Stück von derselben Länge, 18—19 Lana.
Kantscha (Rintscheu), das Stück bis 22 Arschinen ($27\frac{1}{2}$ Leipz. Ellen) 18—20 Lana.
— kürzeres, das Stück $7\frac{1}{2}$—8 Arschin (10 Leipz. Ellen) $7\frac{1}{2}$ bis 9 Lana.
Fánßü, Sibirisch: Fansa, breiter, glatter Taffet, das Stück bis 27 Arschinen (34 Leipz. Ellen) 11—$12\frac{1}{2}$ Lana.

---

*) Wie viel 1 Lana genau beträgt, sehe man am Ende bey der Vergleichung des Chinesischen Gewichtes. Anm. des Verf.

Fánßü, schmaler, glatter, das Stück 13 Arschinen (17⅞ Leipz. Ellen) 3½ Lana.
Lindsü, das Stück bis 13 Arschinen, 4—4½ Lana.
Dsheutscheu, das allerbeste Koudsheu, oder glatter Krepp, das Stück bis 27 Arschinen, 16 Lana.
Jandsheu, geblümter Krepp von demselben Maße, 11—12 Lana.
Miängtscheu, breiter Krepp, das Stük 20 Arschinen, 4½ Lana.
— schmaler Krepp, 20 Arschinen, 3½ Lana.
Scha, d. i.: geblümter Flor, der allerbeste, breite, das Stück 26 Arschinen (32⅝ Leipz. Ellen), 20—22 Lana.
— mittlere Güte, 11 Lana.
— glatter, breiter, bis 13 Arschinen (16⅜ Leipz. Ell.), 3½ Lana.
Ssiängtscheu, auf Sibirisch Halb-Seidenzeug und Tschentscha, das Stück bis 25 Arschinen, 3 Lana.
Ssüßütscheu, auf Sibirisch: Tschißütschú, das Stück bis 24 Arschinen (30¼ Leipz. Ellen), 5 Lana.
Seide, das Gin enthält nach Chinesischem Gewichte an reiner Seide 12 Lana.
— ungezwirnte, 5—7½ Lana.
— gezwirnte, 3 Lana 7 Tschech bis 5½ Lana.

VII. Baumwollene Waaren.

Kitaika (Nanking), das Stück, ungeglätteter, zu 9 Arschinen (11⅓ Leipz. Ellen), 1 Lana 2 Tschina.
— geglätteter, 7 Arschinen (über 8¾ Leipz. Ell.), 6—7 Tschina.
— ungeglätteter, 1 Lana.
Dabá (grobe Leinwand), der beste, 20 bis 24 Arschinen lang, 1 Lana 1 Tschina bis 1 Lana 4 Tschina.
Dalenba, ½ Arschin breit, das Stück bis 15 Arschinen (18 9/10 Leipz. Ellen), 1 Lana 3 Tschina.
Gedruckte Leinwand, das Stück bis 13 Arschinen, 1 Lana 5 Tschina.
Ein Gin der besten Baumwolle, 250 Tschech.

VIII. Pelzwerk.

Pelzwerk zu einem Schlafrock von Rückenfellen von Grauwerk, 23—25 Lana.
— von Bauchstücken, 12—13 Lana.
Eine Kurma (kurzes Oberkleid), schwarz mit untermischtem Grau, 30—40 Lana.
— schwarz ohne Grau, 25—30 Lana.

Pelzwerk von weißen Lämmerfellen zum Schlafrocke, 12—15 Lana.
— von großgewachsenen, dichthaarigen Lämmern, 15—17 Lana.
Biber-Aufschläge zu den Ärmeln, 4—10 Lana.
Kragen von Biberschwanz, 5—8 Lana.
Eine Mütze von Zobel mit seidenem Quast, 6—8 Lana.
— von geschwärzten Iltissen, mit Quast, 2500—3000 Tschech.
Eine Kurma von Pfotenfellen rother Füchse, 50—80 Lana.
Pelzwerk zu einem Schlafrocke von Pfotenfellen weißer Steinfüchse, 40—60 Lana.
— blauer oder graulicher Steinfüchse, 40—60 Lana.
— von Rückenfellen weißer Steinfüchse, 50—100 Lana.

IX. Holz in Bretern zu kleinen Arbeiten.

Campherholz,	das Gin	40—50	Tschech.
Cypressenholz,	weißes,	35—40	—
—	schwarzes,	300	—
—	rothes,	250	—
Sandelholz,	rothes,	350	—
Fichtenholz,		20	—

Lindenholz, in Bretern 1 Klafter lang, $\frac{1}{2}$ Arschin breit und $\frac{3}{4}$ Werschok (fast $1\frac{1}{2}$ Zoll Leipz. Maß) dick, 6 Tschech. Beym Hausbaue zu Säulen und Bindebalken gebraucht man Ceder und Tanne.
Ein Balken, 3 Klaftern lang, im Querschnitte 6 bis 7 Werschok (9—10 Zoll Leipz. Maß), 10—15 Lana.

Chinesisches Gewicht.

Das Gin (Dsin) enthält 16 Lana; eine Lana 10 Tschina; (ziáng); eine Tschina 10 Funa; eine Funa 10 Li.

In China gibt es drey verschiedene Gewichte:

1) Kúpin, oder das Gewicht der Regierung, wovon 11 Lana ein Russisches Pfund ($\frac{87}{100}$ Leipz. Pfund) ausmachen; in diesem Gewichte werden die Abgaben angenommen, die Gehalte ausgezahlt u. s. w.

2) Schipin, aus Irrthum Tämpin (dieses letztere Wort bedeutet bloß Gleichgewicht); davon machen 11 Lana 1 Tschina ein Russisches Pfund aus. Dieses Gewicht ist fast gar nicht in Gebrauch.

3) Erlämpin. Nach diesem Gewichte handeln die Chineser. Sie gebrauchen es vorzugsweise im gemeinen Leben und im Handel; auf das Russische Pfund gehen von diesem Gewichte 11 Lana 6 Tschina.

Goldene und silberne Münzen gibt es in China gar nicht. Silber in Stangen gebraucht man zu Bezahlung der Arbeit u. s. w. Nur eine einzige Kupfermünze, Ziäng (Zäng), ist im Umlaufe. Die Mongolen nennen sie Dshoß; nach ihrem Beyspiele haben die Russen das Wort Tschoch oder Tschech gebildet. Es ist eine kleine runde Scheibe von gelbem Kupfer (Messing); auf der einen Seite ist der Nahme des Kaisers, unter dem die Münze geschlagen ist, ausgeprägt, und auf der andern der Nahme des Münzhofes, wo sie geprägt ist; in der Mitte des Tschech ist eine viereckige Öffnung. Diese Münzen reihet man zu 500 an eine Schnur, welches die Chineser Diäo, ein Bund, nennen. Nur den Polizey-Soldaten, eben so auch den Dienern am Hofe, wird der Gehalt in Tschechen gegeben, die zu 1000 auf einem Bunde angereihet sind. Wenn sie beym Einkaufe oder Verkaufe handeln, besprechen sie sich allezeit darüber, ob ein großes oder kleines Bund für die Sache gefordert wird. Auf diese Art, wenn sie sprechen: i diäo dazäng, d. i.: ein großes Bund Tschech, verstehen sie darunter 1000 Tschech.

In Kupfermünze gilt eine Lana Silbers im Tauschhandel 1100 Tschech. Aber dieß ist Abwechselungen unterworfen.

Der Geld-Cours in China steigt und fällt nach dem Zustande der innern Industrie.

Hier folgt die Berechnung des Chinesischen Gewichtes in Vergleichung gegen das Russische.

*) Kupin, Gewicht der Regierung, 11 Lana gleich einem Russischen Pfunde.

1 Pfund	96 Solotnik	$\frac{87}{100}$ Pfund (oder $27\frac{21}{25}$) Lth. Leipz. G.	in Tschechen auf 1 Lana 1060 Tsch.; 12,760 Tsch. das Pfund.
1 Funa	$\frac{24}{275}$ Solotn.	$\frac{174}{6875}$ (ungefähr $\frac{2}{79}$) Loth Leipz. Gew.	
1 Tschina	$\frac{48}{55}$ Solotn.	$\frac{348}{1375}$ (oder über $\frac{1}{4}$) Loth Leipz. Gew.	
1 Lana	$8\frac{8}{11}$ Solotn.	$2\frac{146}{275}$ (über $2\frac{1}{2}$) Lth. Leipz. Gew.	
1 Gin	1 Pf. $43\frac{7}{11}$ Sol.	1 Pf., $8\frac{136}{275}$ (fast $8\frac{1}{2}$) Loth Leipz. G.	

*) Das Russische Original enthält hier in einer Tabelle eine ausführliche Berechnung, wie viel 1 Pfund, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ Pfund u. s. w.

Erlämpin (Handelsgewicht), 11 Lana 6 Tschina auf ein Russisches Pfund.

1 Pfund	96 Solotnik	$\frac{87}{100}$ Leipz. Pfund (oder $27\frac{21}{25}$) L.L.G.	in Tschechen auf 1 Lana 1100 Tsch.; 12,760 Tsch. das Pfund.
1 Funa	$\frac{12}{143}$ Solotn.	$\frac{8}{123}$ Loth Leipz. G.	
1 Tschina	$\frac{24}{29}$ Solotn.	$\frac{6}{23}$ Loth Leipz. G.	
1 Lana	$8\frac{8}{29}$ Solotn.	$2\frac{2}{3}$ Loth Leipz. G.	
1 Gin	1 Pfund, $36\frac{12}{29}$ Solotn.	1 Pfund, $6\frac{2}{3}$ Loth Leipz. Gew.	

in Lana, dann wieder wie viel 1, 2, 3 bis 10 Funa u. s. w. in Russ. Gewichte machen. Hier sind bloß die Haupt-Resultate aus der Tabelle genommen, mit Beyfügung der Berechnung der Russ. Pfunde, Solotniks u. s. w. in Leipz. Gewicht, wo Jeder dann leicht nach diesem das Übrige berechnen kann, wenn er dessen bedarf.

Anm. des Übers.

Inhalt
des
dritten Theiles.

Beylagen zum dritten Theile.

Des Schotten

Sir Georg Stuart Mackenzie

Reise durch Island,

und des Engländers

John Roß

Reise

zur

Ausforschung des Baffins-Busens

und

einer Durchfahrt nordwestlich von Grönland.

Von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Mit zwey Karten und zwey Kupfern.

Wien, 1826.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Reise

durch die

Insel Island,

gemacht

im Sommer 1810

von dem Schotten

Sir Georg Stuart Mackenzie.

Einleitung.

Die Dänische Insel Island ist so reich an Wundern der Schöpfung und an Eigenthümlichkeiten in der geschichtlichen Bildung des Volkes, daß sie von je her den Verehrern der Natur und den Forschern in der Geschichte gleich wichtig war. Darum besitzen wir aus ältern und neuern Zeiten viele Nachrichten über dieses Eiland, theils von Dänen, theils von Engländern; am meisten aber von den Isländern selbst, die mit vieler Sinnigkeit und besonderer Liebe Alles beschreiben und erzählen, was sich auf ihre Insel bezieht. Ein Verzeichniß aller der Schriften, die in Island, England, Dänemark, Norwegen, Schweden und Deutschland über diese Insel gedruckt sind, würde leicht mehrere Bogen anfüllen. Wir werden gelegentlich die eine und die andere kennen lernen, und uns gleich mit dem neuesten Reisenden in diesem Lande bekannt machen, weil er unser Führer seyn soll. Es ist dieß der Schottische Baronet Mackenzie, Präsident der naturwissenschaftlichen Abtheilung der königlichen Gesellschaft, und Vice-Präsident des astronomischen Institutes zu Edin-

burgh, welcher wohl vorbereitet im Sommer 1810 die südlichen Gegenden der Insel durchstreifte. Seine Reisegefährten waren Heinrich Holland und Richard Bright, welche beyde ihn bey der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung unterstützten und einzelne Theile derselben besorgten. Diese Reisebeschreibung fand einen solchen Beyfall, daß der ersten Auflage derselben vom Weinmonath (October) 1811, schon im Windmonath (Aprill) 1812 eine neue folgte. Hoffentlich wird sie unsere Leser in der gegenwärtigen Gestalt nicht weniger anziehen. Wir eilen zur Sache und lassen Mackenzie selbst reden.

Erste Fahrt.

Von Edinburgh bis Reiklavik.

Wir segelten den 18. des Windmonathes (Aprill) 1810 von Leith, dem Hafen Edinburgh's, der Hauptstadt in Schottland, ab, und kamen in 44 Stunden in Stromneß an. Dieses ist die zweyte Stadt auf Pomana oder Mainland, der größten unter den Orkadischen Inseln, deren es 67 gibt, wovon 29 bewohnt werden, während die andern nur als Weideplätze dienen. Stromneß hat längs dem Fuße eines Hügels, westlich von der Bucht, welche den Hafen bildet, eine sehr angenehme Lage. Die Häuser, worunter einige sehr gut sind, liegen regellos durch einander, und die sogenannte Straße ist an einigen Stellen so eng, daß zwey Schubkarren sich kaum ausweichen können. Der Ackerbau wird in der Umgegend schlecht betrieben. Der Landmann ist träge, unwissend und wohnt in elenden Hütten. Hornvieh, Schafe und Pferde sehen erbärmlich aus und der Pflug ist schlecht eingerichtet.

Den 25. kam die Elbe, das Schiff, auf dem wir nach Island segeln wollten, in Stromneß an; sogleich gingen wir an Bord, und wurden von dem Schiffshauptmanne Liston und dem Herrn Fell, dem Geschäftsträger der Handlung Phelps und Comp., der das Schiff gehörte, freundschaftlich empfangen. Den 28. gingen wir unter Segel. Ein gelinder Wind trieb uns zuerst westlich, bald aber trat Windstille ein, darauf ward das Wetter unstät, und den 3. des Wonnemonathes überfiel uns ein heftiger Sturm. Des Morgens früh stürzte ein Matrose, ein ältlicher Mann, von der großen Rahe, oder der Stange vom Hauptsegel, auf's Verdeck. Wir sprangen sogleich vom Bette auf, und bemühten uns, obschon es kaum zu stehen möglich war, den Platz zu erreichen, wo er lag, um ihm zur Ader zu lassen. Leider starb er aber den Abend. In der Nacht auf den 4. wurde der Wind noch heftiger und war von Schneegestöber begleitet. Das Takelwerk, wie man die Masse der Schiffstaue nennt, fror steif. Mit Tagesanbruch heiterte sich das Wetter auf, und da heller Tag war, rief man uns auf das Verdeck, um Island zu sehen. Eine Kette ungeheurer, mit Schnee bedeckter Berge lag vor uns.

Es erregte dieser erste Anblick Schaudern, und so sehr wir uns freuten, dem Ziele, oder vielmehr dem Anfange unserer Reise nahe zu zu seyn, so wunderbar war uns doch zu Muthe, als wir das Land zum ersten Mahl sahen, wo von den frühesten Zeiten an ewiger Schnee über Schnee zum staunenden Himmel empor steigt; wo Eisberge auf Eisberge sich thürmen und den Schiffen drohen, gleich gestaltlosen Nebelwolken, die sich über den Wogen erheben.

Am Abende fuhren wir südlich die Westmann-Inseln vorbey, eine schöne Felsengruppe, die sich von dem südlichsten Theile Islands 4 bis 5 Meilen weit ausdehnt. Die Schifffahrt um das Vorgebirge Reikianes, die südwestliche Spitze der Insel, schien zur Nachtzeit nicht sicher, und wir legten daher bis Tagesanbruch vor Anker. Am Morgen segelten wir dem Vorgebirge zu, und hatten gegen die Berge auf dem südwestlichen Theile der Insel eine schöne Aussicht. Sie sind nicht sehr hoch und waren schon fast vom Schnee entblößt. Ihre rauhen Gipfel und zerstörten Schluchten deuteten auf Vulkane. Vom Vorgebirge entfernt liegen einige Felsen im Meere; wir segelten zwischen denselben und dem Vorgebirge durch, und wendeten uns dann nach der Skagenspitze. Den 7. erreichten wir Faxe-Fiord (Faxe-Busen), und die Berge, welche die Küsten dieser Bucht umkränzen, lagen gleich einer Rundbühne vor uns. Von der einen Seite endete sie in rauhen düstern Hügeln beym Vorgebirge Reikianes, von der andern Seite in dem hohen Snaefell-Jokul (Snaefell-Schneeberg oder Gletscher), der beständig mit Schnee bedeckt ist. Wo man in dieser Rundbühne keinen Schnee sah, da erblickte man steile Abhänge, oft dicht an dem Meere, oder es zeigten sich, zumahl in den ebneren Gegenden, Spuren von Zerstörungen unterirdischen Feuers. Vom Ufer her kam eine Menge Fischerböte; eines fuhr auf uns zu, wir begrüßten es und nahmen die Leute mit den Fischen an Bord. Sie hatten Stockfische, Butten und Seekatzen, etwa 30 Stück gefangen, und forderten dafür 1 Thlr. 6 Groschen. Sie trugen Schafpelze, die gegen Nässe gut schützen. Im nördlichen Island tragen sie Seehundsfelle mit Kappen, welche zu ihren Jacken passen. Die Unterkleidung bestand aus einem tuchenen Wamms und solchen Hosen; die Schuhe waren von unbereiteten Seehundsfellen. Etliche trugen wollene Kappen mit Quasten, die Meisten aber runde herabhängende Hüte. Ihr Haar war lang und flach; Einige hatten lange Bärte.

Von der See nimmt sich Island's Hauptstadt, Reikiavik, elend aus. Sie ist in einem engen Thale zwischen zwey niedrigen Hügeln erbaut, und hat nordöstlich das Meer und südwestlich einen kleinen See. Der Hafen ist gut, durch mehrere kleine Inseln gegen den

Wind geschützt und hat sichern Ankergrund. Wir landeten gegen Abend, und wurden bald von Isländern und Dänen umringt. Alle Häuser, nur eines, die Kirche und das Gefängniß ausgenommen, sind von Holz erbaut, und außen mit einer Mischung von Theer und rothem Thone übertüncht. Die Kirche faßt einige hundert Menschen; ist aber sehr baufällig, so daß Wind und Regen von allen Seiten Zugang haben. In der Nähe der Stadt liegen mehrere Kothen (schlechte, oft halb unterirdische Hütten), von den Arbeitern der Kaufleute bewohnt. Die ganze Bevölkerung Reikiavik's beträgt 500 Seelen. Auf Empfehlung des ehemahligen Befehlshabers der Insel, des Grafen Trampe, wurde uns ein gut eingerichtetes Haus angewiesen, und unser erster Besuch war bey dem Bischofe der Insel, Gur Vidalin, welcher uns sehr zuvorkommend empfing. Wir trafen in ihm einen gelehrten, offenen, gefühlvollen Mann, der ein wohlgesetztes Latein sprach. Späterhin besuchten wir den geheimen Staatsrath Olaf Stephenson, der etwas über eine halbe Meile von Reikiavik auf der Insel Vidoe wohnt. Sein Haus, von Steinen erbaut, liegt zwischen zwey grünen Hügeln, und hat eine sehr angenehme Umgebung. Die Vorderseite geht auf die See. An der Westseite ist ein Kirchlein (Capelle), worin der Pfarrherr von Reikiavik alle drey Wochen predigt. Vor der Capelle befindet sich ein kleiner Garten mit einem Erdwalle umgeben, und hinter dem Hause sind Kothen für das Gesinde und Ställe für Kühe und Schafe. Der Wirth empfing uns an der Thür mit vieler Höflichkeit, als Dänischer Oberst gekleidet, und schien sich über unsern Besuch ausnehmend zu freuen. Er führte uns in ein großes Zimmer, worin auf zerfallenen Wänden noch einige Reste alter Verzierungen, nebst Kupferstichen und Schattenrissen hingen, und von hier in sein Schlafzimmer, das bequem eingerichtet war. Wir mußten zu Mittag bleiben. Ein gut aussehendes Mädchen, ganz in Isländischer Tracht, kündigte uns an, daß das Essen bereit sey. Der Anzug des weiblichen Geschlechtes erscheint einem Fremden drollig, zumahl der Kopfputz, der entweder gleich einem Zuckerhute himmelan strebt, oder einem Horne ähnlich, vorn über liegt, oder gleich einer männlichen Schlafmütze herunter hängt. Der Leib nimmt sich sehr lang aus; die Hüften sind von einem Gürtel umgeben. Aber in dem ganzen Anzuge liegt Reichthum und Wohlhabenheit; man wird unwillkührlich dabey an die Anzüge unserer Großmütter erinnert, die derb, gediegen und kostspielig waren. Rock, Leibchen, Jacke, Schürze, alles ist Tuch; Ränder und Näthe haben oft goldene und silberne Zierathen oder sammetne Besätze. Die Halskrausen sind von Sammet gemacht und mit silbernen und goldenen Streifen versehen. Silberne Ketten und

Schaustücke hängen, wie dieß auch in Schlesien der Fall ist, vom Halse herab. Gehen die Frauen in die Kirche, so tragen sie einen Mantel, gewöhnlich von schwarzem Tuche, Wadmal genannt. Auch diesen ziert oft Silber, Gold und Sammet. Die Kopftracht ist von Leinen oder Kattun und bedeckt sämmtliche Haare, sie heißt Faldur; die Schürze, Tvinta; die Jacke, Trojé; der Kragen, Kragé; die Halskette, Halsfesti; die Strümpfe, Sockar (Socken); aus welchen letztern Wörtern sich die Verwandtschaft der Isländischen Sprache mit der Deutschen ergibt. Die Verwandtschaft ersieht man aus vielen tausend andern Wörtern und Redensarten, z. B. die Zahlen von 1 bis 12: eyrn, tveir, thryr, fioorer, fimm, sex, sive, aatta, nya, tya, elleſu, twolf; bloma heißt die Blume; draumur, der Traum; fader, der Vater; blad, das Blatt; haena, die Henne; hagl, der Hagel; rif, die Rippe; thif, der Dieb.

Das Mittagsessen war in der großen Stube angerichtet. Wir fanden eine niedlich gedeckte Tafel, worauf für Jeden eine Flasche Wein stand. Dieß beunruhigte uns ein wenig; denn wir fürchteten, unser Wirth wolle ein Trinkgelage auf Altdänische Weise halten. Nach der Sagosuppe erschien gebackenes Rindfleisch, und als wir einige Gläser Wein getrunken hatten, ward ein seltsamer silberner Becher auf den Tisch gesetzt, der wohl eine halbe Flasche in sich aufnehmen konnte. Unser Wirth füllte ihn bis an den Rand, legte den Deckel darauf, und reichte ihn dem Nachbar mit der Bitte, hinein zu sehen — eine gewöhnliche Vorsicht, damit Jeder einen vollen Becher trinkt. — Darauf trank der Wirth unsere Gesundheiten, und ließ jetzt den Becher rund herum gehen. Zwey von uns machten Fehler dabey, und mußten deßhalb zum zweyten Mahl den Becher leeren. Nachdem wir noch Pfannkuchen und einen Sago-Pudding zu uns genommen hatten, kündigte das Tassengeklirre in der Nebenstube den Kaffeh an, und wir freuten uns sehr, durch ihn Erlösung von dem vielen Essen und Trinken zu erhalten. Allein unser Tagewerk war noch nicht vollbracht. Nach dem Kaffeh erschien ein großes porzellanenes Gefäß nebst großen Tumlern (Pokalen). Ängstlich sahen wir einer den andern an, da der Deckel abgenommen ward und der Punsch uns entgegen dampfte. Allein wir mußten, um die gute Laune unsers Wirthes zu erhalten, eine heitere Miene zum bösen Spiele machen, und so viel als möglich trinken. Des Guten zu viel ist ein größeres Unglück, als des Guten zu wenig.

Unser nächster Besuch war beym Pfarrherrn von Reikiavik und beym Stadtarzte. Der Pfarrherr Sigurdson empfing uns an der Thür einer elenden Hütte, und führte uns durch einen langen, düstern und schmutzigen Gang, der durch allerley Hausgeräthe und durch

einen Mann, der Stockfisch klopfte, beengt wurde, in ein dunkles Zimmer — das beste in seinem Hause. Es war so niedrig, daß ein Mensch kaum aufrecht stehen konnte, und ein Bett, eine Wanduhr, ein Geschub (Commode) und ein Glasschrank nahmen den größten Theil des Raumes ein. Sigurdson, der Pfarrherr in der Hauptstadt, hat jährlich 120 Thaler Einkünfte, die dazu noch unregelmäßig bezahlt werden, und Weide für zwey Kühe und einige Schafe. Die Leichenbegängnisse, wovon wir eins in Reikiavik zu sehen Gelegenheit hatten, werden eben so gefeyert, wie in Norddeutschland. Dasselbe gilt von den Trauungen. Der Arzt in Reikiavik, Dr. Klog, wohnt mit dem Apotheker in Einem Hause, und freute sich sehr, daß wir Kuhpockenstoff mitbrachten. Außer dem Dr. Klog sind noch fünf andere Ärzte von der Regierung in Island angestellt, die, wenn sie nicht einigen Gehalt erhielten, gar nicht würden leben können. Der Bezirk eines Arztes in Island ist 40 bis 50 Deutsche Meilen lang. Deßhalb kann schnelle Hülfe nur selten seyn. Leicht entstehen darum hier verheerende Seuchen. So rafften im J. 1707 die Pocken 16,000 Menschen weg, den vierten Theil der ganzen Bevölkerung. Im Jahre 1797 starben an den Masern sogar 600 Menschen. Ja im J. 1402 soll in einer Pest nur ein Drittel der Einwohner übrig geblieben seyn. Wenn auch solche Übel selten kommen, so sind doch die meisten Isländer viel mit Hautkrankheiten geplagt, die daher rühren, weil fast alle ihre Speisen aus dem Thierreiche genommen werden. Scharbock und Aussatz sind gewöhnlich; von der Krätze findet man wenige gemeine Isländer ganz frey. Zur Pflegung der unheilbaren Aussätzigen bestehen drey Kranken-Anstalten im Lande, die theilweise dadurch unterhalten werden, daß an einem gewissen Fischtage jedes Fischerboot den Antheil eines Mannes diesen Anstalten abliefert.

Den 13. des Wonnemonaths besuchte uns Magnus Stephenson, der Sohn unsers Freundes auf Vidoe. Er ist Staatsrath und Oberrichter in Island. Er sowohl als seine beyden ebenfalls schon angestellten Söhne, die er mitbrachte, bothen uns ihre Dienste an. Überhaupt beeiferten sich Isländer und Dänen, uns Gefälligkeiten zu erzeigen. Von den letzten muß dieß um so mehr gerühmt werden, da die Engländer kurz vorher Kopenhagen beschossen und dadurch viele Verwüstungen in der Hauptstadt angerichtet hatten; aber sie unterschieden sehr wohl unsere Regierung und das Englische Volk.

Den 14. wohnten wir einer Gerichtssitzung bey, die wenig Feyerlichkeit hatte. Durch das Rühren einer alten Trommel wurde das Zeichen zum Anfange gegeben. Denselben Tag untersuchten wir einige heiße Quellen, etwa eine halbe Meile östlich von der Stadt. Ein kleiner Bach fließt quer durch die Quellen, und es ist darum

nicht schwer, die Hand so in's Wasser zu halten, daß der eine Theil friert, während der andere einer starken Hitze ausgesetzt ist. Je näher wir der Stelle kamen, wo das heiße Wasser heraussprudelt, desto sichtbarer wurden die Wirkungen der Hitze auf die Pflanzenwelt, und das grüne Ufer des Baches machte einen auffallenden Gegensatz gegen das öde Land um die Quellen. Die Pflanzen, welche wir aus dem Wasser zogen, das aus warmem und kaltem gemischt war, hatten, so wie das warme Wasser selbst, einen unangenehmen Schwefelgeruch, fast wie faule Eyer. Die Frauen von Reikiavik waschen gewöhnlich ihre leinenen Zeuge in dem Schwefelwasser und kochen dabey in den Stellen, wo das Wasser am heißesten ist, ihre Fische und andere Speisen. In einem großen lauwarmen Teiche dieser Gegend baden sich an einem Tage im Brachmonath alle Mädchen aus der Nachbarschaft. Viele Ähnlichkeiten haben diese Quellen mit denen bey Carlsbad in Böhmen.

Den 15. gaben wir dem zweyten Geschlechte in und um Reikiavik zu Ehren einen Ball. Eine schlecht gestrichene Geige wurde von einem rostigen Triangel und der oben schon erwähnten Trommel begleitet. Wir konnten uns in die verwickelten Wendungen der Tänze nicht finden. Während des Tanzes wurde Thee und Kaffeh herum gegeben, und die Herren, welche nicht tanzten, tranken Punsch, rauchten dabey Tabak und spuckten ohne Weiteres überall auf den Fußboden. Bey dem Abendessen sangen einige Frauen und Jungfrauen ziemlich gut; wir aber hatten keinen Genuß davon, wegen des unaufhörlichen Plauderns der Herren. Einer der Gesänge war zum Lobe der Bewirthenden, und während des Chors wurde mit den Gläsern angestoßen. Obgleich es die ganze Nacht hell war, so hatte man doch mehrere Leuchter im Zimmer. Um drey Uhr, als die Gesellschaft aufbrach, stand die Sonne schon hoch am Himmel.

Bey einem zweyten Besuche in Widoe lernten wir die Isländische Kußsitte kennen. Wir hatten nähmlich der Nichte und der Schwägerinn unsers Freundes einige Kleinigkeiten geschenkt, und erhielten aus Dankbarkeit einen Kuß. Die Isländer küssen sich jedes Mahl beym Kommen und Gehen, wie dieß auch in mehreren Gegenden Deutschlands Sitte ist. Sie reichen sich dabey die rechte Hand, rücken mit der linken an den Hut und schlagen ihr langes schönes Haar zurück.

Zweyte Fahrt.

Gemacht im Goldstriche.

Unsere erste Reise im Lande sollte nach dem goldbringenden Striche (Guldbringe-Syssel) gehen, der wohl wegen der reichen Fischereyen so genannt ist. Wir konnten keine Reitpferde erhalten, und wollten deßhalb zu Fuße gehen, worüber die Einwohner nicht wenig staunten, indem der geringste Mann in Island nie zu Fuße reiset. Ein junger als Geistlicher gebildeter Mann both uns als Führer seine Dienste an, und wir wurden mit ihm Handel eins. Früh Morgens am 20. fingen die Vorbereitungen zur Reise an; allein die gedungenen Isländer waren so langsam, daß erst um zwey Uhr Nachmittags die Reise vor sich ging. Unsere Sachen lagen auf Packpferden. Die Packsättel bestanden aus viereckigen Stücken Torf, über denen ein gebogenes Rückenholz lag, an dessen beyden Enden sich ein Pflock zum Anhängen der Sachen befand. Die Pferde wurden zusammen gebunden; das folgende an den Schwanz des vorhergehenden. — Das Wetter war schön, die Gegend, durch die wir kamen, öde und scheußlich. Nicht weit von Hauneflord wird der Weg rauh, und wir kamen über eine Landstrecke, die fürchterliche Spuren des unterirdischen Feuers an sich trug. Auf dieser Strecke fiel ein so dicker Schnee, daß wir nicht über 50 Ruthen weit sehen konnten. Dieß verstärkte nicht wenig den Eindruck, welchen der erste Anblick eines Lava-Stromes auf uns machte. Die geschmolzenen Massen waren nach jeder Richtung auf einander gehäuft, und bildeten verworrene, sonderbare Gestalten mit Klüften und Höhlen. Als wir es gar nicht erwarteten, lag unter einer der schroffesten Stellen des Lava-Stromes Hauneflord vor uns, hart an einer Bucht. Wir nahmen unsern Aufenthalt im Sinertson'schen Hause und wurden auf das freundschaftlichste bewirthet. Wir versuchten hier zum ersten Mahl unter Eiderdunen zu schlafen. Ein ungeheuer angeschwollenes Deckbette wog nicht mehr als 4 bis 5 Pfund. Diese Leichtigkeit war uns anfänglich sehr zusagend; allein da die Dunen schlechte Wärmeleiter sind, so hielten wir es nicht lange unter denselben aus.

Am 21. gingen wir nach Besestadt, um einer Schulprüfung in der einzigen Schule von ganz Island beyzuwohnen. Unter Weges besuchten wir den Propst vom Goldstriche, der in der schmutzigsten Armuth lebt, und dennoch eine nicht üble Büchersammlung hat. Herr Jonson, erster Lehrer der Schule, empfing uns sehr freundlich, und führte uns bald in die Kirche, die weit besser aussieht, als die in Reikiavik. An der Thür befindet sich ein Grabstein mit dem Bildnisse

des Statthalters Paulus Stigotus, welcher im J. 1566 starb. Er ist in voller Rüstung vorgestellt, auf ein zweyschneidiges Schwert sich lehnend. Im Schulhause empfing uns der Bischof, der uns auch zur Prüfung hatte einladen lassen, im vollen Schmucke. Sein Unterkleid war von schwarzem Sammet, über demselben hing ein Oberkleid von Seide, mit Sammet besetzt. Weiße Hand- und Halskrausen gaben dem schwarzen Anzuge viel Feyerlichkeit. Die Schulstuben und Schlafstellen der Schüler sahen schmutzig aus, und man merkte bald, daß es auch in dieser Schule, wie in vielen ihrer Schwestern in Deutschland, am Besten fehlt. Als wir den Bischof darauf aufmerksam machten, rief er aus: „Die Kriege! ach die schrecklichen Kriege!“ — Früherhin waren zwey Schulen auf Island, die eine zu Holum in Nord-Island, die andere zu Skalholt, und jede hatte 20 bis 30 Schüler. Gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes wurden beyde vereint und nach Reikiavik verlegt. Die liegenden Gründe der Schulen zog leider die Regierung ein, und bewilligte dagegen eine jährliche Summe aus dem öffentlichen Schatze. Vor einigen Jahren kam die Schule hierher, in die ehemahlige Wohnung des Statthalters. Drey Lehrer arbeiten an 24 Schülern. Der erste Lehrer hat 600 Thaler, die beyden andern nur zusammen so viel. Der größte Theil der Schüler ist meistens zum geistlichen Stande bestimmt. Jeder wird erst nach der Einsegnung (Confirmatio) aufgenommen. Die Schule dauert jährlich vom Weinmonath bis zum Wonnemonath; die vier übrigen Monathe sind frey wegen der Feldarbeiten, woran ohne Unterschied des Ranges jeder Isländer Theil nimmt. Die Schüler bleiben höchstens sieben Jahre auf der Schule, lernen Lateinisch lesen und schreiben, etwas Griechisch und Hebräisch, die Auslegekunst der Bibel, werden mit der Dänischen Sprache, mit Geschichte, Zahllehre und Erdkunde bekannt gemacht, und wenn sie Geistliche werden wollen, müssen sie auch aus der Kirchengeschichte etwas wissen. Einige von den Entlassenen pflegen die Copenhagener Hochschule zu besuchen, indessen sind dieß Wenige. Die Andern, wozu die meisten Geistlichen gehören, erhalten weiter keine Bildung. Und, ungeachtet dieses geringen Schul-Unterrichtes, der doch auch nur Wenigen zu Theil wird, und trotz des geringen geistigen Verkehres unter einander, den die großen Entfernungen hemmen, herrscht in Island viel Bildung. Aber gerade der wenige Umgang treibt die Leute in die Tiefe ihres innern Lebens. Sie sind umgeben von großen Wundern und furchtbaren Erscheinungen in der Schöpfung; die langen Winterabende fesseln sie an ihre Büchersammlungen, worauf sie viel halten, und die herrliche Aussaat der Vorzeit treibt noch jetzt schöne Blüthen. Der Pfarrherr kann sich in Nichts weiter vor seinen Pfarrkindern aus-

zeichnen, als durch Kenntnisse; denn sein äußerer Stand ist dürftig; er muß arbeiten gleich dem geringsten Manne. Er ist nicht bloß Redner, sondern wahrer Seelsorger und Vorsteher der öffentlichen Erziehung. Will er seine Würde als solcher behaupten, so muß er ein inneres, geistiges Ansehen sich bewahren, und das ist bey den Meisten der Fall. Überhaupt liefert Island den klarsten Beweis, daß Bildung auch in den ärmsten Hütten, bey den gröbsten Arbeiten und in der stillesten Einsamkeit Statt finden kann. Der Unterricht seiner Kinder macht eine regelmäßige Beschäftigung des verheiratheten Isländers aus. Während seine Hütte ganz in Schnee begraben liegt, und es rund umher dunkel und wüste ist, schlägt er beym Scheine einer Öhllampe ein Buch auf, worin er Nahrung für den Geist seiner Kinder findet. Es ist höchst selten, daß ein Isländer nicht lesen kann. Ja der Geistliche hat das Recht, eine Heirath zu verhindern, wenn die Braut nicht im Lesen geübt ist. In allen Häusern sind Lesebücher, in Island geschrieben und gedruckt, und meistens gottseligen Inhaltes. Bey manchen Kirchen gibt es eigene Büchersammlungen, aus denen man sich Bücher leiht. Auch tauscht man sich wechselseitig die Bücher zum Lesen aus. So allgemein eine gewisse Bildung über ganz Island verbreitet ist, so ausgezeichnete Gelehrte gibt es im Lande. Diese beschäftigen sich gern mit der Erforschung von Gottes Wort, — der Bibel und mit den alten Isländischen Schriften, den beyden Edda, dem Landnamabock und vielen alten Geschichten, die unter dem Nahmen Saga bekannt sind. Alle angesehenen Isländer sprechen Lateinisch, viele auch Dänisch, Wenige Englisch und Deutsch. Mehrere verrathen es jetzt noch, daß sonst große Dichter (Skalden) unter ihnen lebten; denn bey jeder Gelegenheit liefern sie Gedichte. Die meisten werden aber nicht gedruckt. Einer der fruchtbarsten Isländischen Schriftsteller ist jetzt der Oberrichter Stephenson. Mit der alten Isländischen Dichtkunst beschäftiget sich viel der Advocat Finnur Magnuson in Reikiavik; mit den Schriften der Römer und Griechen Steingrim Jonson, bisher Rector der Schule zu Besestadt, jetzt Pfarrherr in Odde, Zögling des verstorbenen Bischofes Finsson zu Skalholt; Eggert Olafson und Olaf Olafson sind als Beschreiber von Island bekannt. Viele geborne Isländer haben sich außerhalb des Landes Ruhm und Ansehen erworben; z. B. der Bildhauer Thorwaldson. Eine gelehrte Gesellschaft im Lande befördert die wissenschaftlichen Forschungen.

Den 22. verließen wir Hauneford, wohin wir von Besestadt zurückgekehrt waren. Wir reiseten am Rande eines alten Lava-Stromes hin, und erstiegen darauf einen mit lockern Schlacken bedeckten Berg-

rücken. Die Lava war hier an einigen Stellen in die Höhe gestiegen; eine sonderbare Erscheinung, die daher rührt, daß die Oberfläche der Lava erkaltet, während die untere Masse noch flüssig ist, die dann wie das Wasser in einer Röhre sich in die Höhe hebt. Überall sahen wir schwarze Lava-Massen, hier höckerig und hügelig, dort Schluchten und Höhlen bildend. In den Höhlungen fanden wir oft Schnee und Eiszapfen, womit wir, in der Hitze des Tages, unsern Durst löschten.

An den Ufern des Flusses Kald-aa (kalten Wassers) fanden wir ein grünes Plätzchen, und beschlossen dort zu bleiben, weil bis Krisuvik, wohin wir wollten, keine andere Stelle mehr war, wo unsere Pferde hätten weiden können. Wir schlugen unser Reisezelt auf, und besahen eine Lava-Höhle, die 7 bis 8 Fuß hoch war und 55 Ruthen weit sich erstreckte. Auf unserm Rückwege zum Zelte sahen wir die Quellen des Flusses Kald-aa, die im Grunde einer Höhle ein großes Becken bilden, aus dem sich ein Strom ergießt und nach einer halben Meile unter der Lava sich verliert, so daß er nicht weiter zu finden ist, und wahrscheinlich eine unterirdische Bahn in's Meer hat. An dem Hügel Helgafell fanden wir eine auffallend ebene Lava-Strecke, an derem Rande Spuren von mehreren Kratern waren, oft in sonderbaren Formen, z. B. mit Kuppeln versehen. Durch diese Krater mochten wohl die Dämpfe der Masse geströmt seyn, und diese darum zu einer Ebene gebildet haben. Am folgenden Tage fanden wir die Überreste einer Frau, die sich vor einem Jahre zwischen den Lava-Klüften verirrt hatte. Ihre Kleider und Gebeine lagen umher. Wahrscheinlich hat sie im Schneeschauer den Weg verloren, ist von einer steilen Anhöhe heruntergeglitten und die Beute der Adler und Füchse geworden. Es ist zum Erstaunen, wie die Isländer im Winter durch ihre Öden und Wüsten den Weg finden. Hier und da sieht man wohl Merkzeichen; allein im Winter sind die gefährlichen Klüfte oft unsichtbar, weil sie der Schnee ausgefüllt hat. — Nachdem wir einen steilen Berg erstiegen hatten, erblickten wir einen See, und etwas weiter hin sahen wir Dampf aufsteigen. Wir gingen näher, und bemerkten, daß er aus einem runden Becken, in einer Vertiefung, nahe am Gipfel des Berges, mit Ungestüm empor stieg; wir hörten ein lautes Plätschern, und als wir hart an's Becken kamen, das etwa 12 Fuß im Durchmesser hat, sahen wir, daß ein dicker, schwarzer Schlamm darin kochte und wallete. Das Sieden und Kochen war heftig, der Schlamm und Broden blieb aber immer in derselben Höhe. In dem Sande um uns herum entdeckten wir eine Menge kleiner Ritzen, aus welchen mit zischendem Geräusche dampfender Broden herausbrach. Als wir nachdenkend über die unter-

irdischen Feuer Islands weiter gingen, stiegen wir nach dem Thale von Krisuvik hinunter, und sahen unten eine solche Menge Dampfes, daß sich unser Erstaunen über die erste Erscheinung bald verlor. Der Dampf stieg aus Höhlen, Thonlagern und aus Felsenritzen empor. Tiefer unten hatten wir einen schönen Anblick der Schwefelberge, des Zieles unserer Reise. Zu Krisuvik ist ein Meierhof nebst einigen Kothen. Wir wollten zuerst, wie es hier von Reisenden gewöhnlich geschieht, in der Kirche übernachten; als wir sie aber besehen hatten, zogen wir unser Zelt vor. Die hölzerne Kirche war 18 Fuß lang, 8 Fuß breit, und bis zum Quergebälke nicht 6 Fuß hoch. Große Kasten, worin Sachen des Pächters sich befanden, standen noch in dem engen Raume. Die Kanzel war 2 Fuß erhöht, und der Altar bestand in einem hölzernen Schranke, worin zugleich Hausgeräthe aufbewahrt wurden. Der Pächter und seine Frau räumten ihn etwas ab, setzten Milch darauf und luden uns ein, zu essen. Diese äußere Unheiligkeit der Kirchen, wovon man auch Spuren in Nord-Deutschland findet, ist in Island überall. Manches hat die Noth erzeugt; Manches ist aber auch üble Gewohnheit. Die Isländischen Pächter bleiben so lange auf einem Gut, als sie wollen; nur wenn sie schlecht wirthschaften, können sie von dem Besitzer vertrieben werden. Manche aber ziehen dennoch sehr häufig. Die verpachteten Güter sind Grasplätze mit den darauf befindlichen Häusern und Viehherden. In ganz Island gab es zu Anfang dieses Jahrhundertes 4761 Pachthöfe und 5821 Pächter; so daß also mehr Pächter als Pachthöfe waren. Außer den Pächtern findet man Heuerlinge; um jene Zeit waren 735 solche, die noch Grasgrund hatten, und 590 solche, die nichts davon besaßen. Die Pächter bewirthschaften die Güter mit Knechten und Mägden, die entweder ihre eigenen Kinder oder Anverwandte von andern Pächtern sind. Ein Isländischer Pachthof gleicht den Schweizer Sennhütten oder den Schlesischen Gebirgsbauden, in so fern an keinen Ackerbau auf diesen Besitzungen zu denken ist. Das Leben in einem solchen Pächterhause ist in den Wintertagen höchst einfach. Man steht des Morgens um 6 oder 7 Uhr auf. Einer sieht dann nach den Schafen, ein Anderer wartet der Kühe und der Pferde; Andere verfertigen Taue aus Wolle oder Pferdehaaren; Einer arbeitet in der Schmiede und macht Hufeisen und andere Eisensachen. In der Stube wird gesponnen, gestrickt, gewebt, oder man näht Schafpelze zur Fischerkleidung. Beschäftigen sich Viele in der Stube, so lieset gewöhnlich Einer etwas vor, und bringt dadurch Abwechselung in das eintönige Leben. Bisweilen wird Schach oder etwas anderes gespielt. Von Troil schildert die Unterhaltung der Isländer also: „Wenn sie zusammen kommen, ver-

treiben sie sich die Zeit mehrentheils mit Saugulestur, Vorlesung ihrer Sagen, womit der Hauswirth den Anfang macht, und womit die Übrigen, wenn er müde wird, fortfahren. Ein Theil von ihnen weiß diese Sagen auswendig; Andere haben sie gedruckt, oder, wo es daran fehlt, geschrieben vor sich. Zu diesen Zeitvertreiben gehört auch Rümulestur, da Verse gelesen und bisweilen schlecht genug abgesungen werden. Außerdem vergnügen sie sich auch bey ihren Zusammenkünften mit Wikewaka, da sich nähmlich eine Frau und ein Mann bey der Hand fassen, und ein's um's andere Lieder singen, die auf einander passen, wobey der Chor bisweilen mit einstimmt. Zu ihren Zeitvertreiben gehört auch Glaeder, da sich Einer verkleidet; Hnattleikur, da sie mit Kugeln auf dem Eise spielen; Lyntriden, da sie in die Wette reiten u. s. w. Sie vergnügen sich auch mit Kotra (Bretspiel), und haben vier Arten davon. Sie spielen Karten, doch bloß zum Vergnügen, ohne Geld auf's Spiel zu setzen.

Im Sommer kommt mehr Abwechselung in das Leben der Isländer, vorzüglich durch den Fischzug und die Heuernte. Ist das Heu in der Nähe des Hauses eingeerntet, so gibt der Pächter ein Erntefest, und am Schlusse der ganzen Heuernte ein zweytes, wozu ein fettes Schaf geschlachtet wird. Der Reichthum eines Isländers kann nach Pferden, Kühen und Schafen berechnet werden. Auf den ersten reisen sie, die Kühe liefern ihnen Speise und Trank, und die Schafe Speise und Kleidung. Es gab im Jahre 1804 auf der Insel 26,000 Pferde, 20,000 Kühe und 210,000 Schafe. Die Schafe und Pferde müssen sich das ganze Jahr hindurch selbst nähren; nur selten erhalten sie im Winter etwas Heu. Sie fristen darum kümmerlich ihr Leben und sehen im Frühlinge schrecklich verfallen aus. Die Kühe dagegen werden regelmäßig im Winter gefuttert. Die Isländischen Kühe sind gewöhnlich ohne Hörner, geben aber alle Tage 10 bis 12 Quart Milch. Saure Molken ist der Isländer Lieblingsgetränk, und Butter, die ein Paar Jahre gestanden hat, ihr Lieblingsessen. Fehlt die Butter, so essen sie Talg. Die Isländischen Schafe sind weiß, schwarz und bunt; ihre Wolle ist nicht fein, und wird nicht geschoren, sondern gezupft. Man melkt sie gleich den Kühen. Die Schafe werden im Wonnemonath (May) in die Gebirge getrieben und laufen dort bis in den Weinmonath (October) herum. Dann veranstaltet der Strichmann (Sysselmann) eine Zusammenkunft von allen Schafbesitzern des Striches; oft kommen 200 Knechte oder Pächter zu Pferde zusammen; sie wählen einen Anführer, treiben unter dessen Leitung alle Schafe zusammen, und jeder sucht sich die seinigen aus, die ihm durch Zeichen kennbar sind. Fröhliche

Laune wechselt dabey mit Zank und Trauer; denn nicht selten machen Zwey Ansprüche auf dasselbe Thier, oft fehlen auch welche.

Die Häuser auf Island sind auswendig von einer Torfmauer umgeben, die $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch und oft 6 Fuß dick ist. An einer Seite, gewöhnlich gegen Mittag, befinden sich Thüren, häufig roth angestrichen. Von der Hausthür aus kommt man in einen engen, langen, dunkeln Gang, von wo aus man auf beyden Seiten in die Gemächer tritt. Die Gemächer sind durch Torfwände gebildet. Jedes Gemach hat sein eigenes Dach, durch das vermittelst Glasstücke oder Haut, von 4 bis 5 Zoll im Durchmesser, Licht fällt. Nur die Häuser der Vornehmern haben an der Vorderseite kleine Fenster mit Glasscheiben. Die dicken schwarzen Torfwände, der unreinliche Erdboden, die Schmutzigkeit der Geräthschaften und der Bewohner, macht solche Gemächer selbst für den unverwöhnten Ausländer unausstehlich. Oft schlafen zwanzig und mehrere Menschen in einem solchen Behältnisse; dazwischen liegen Häute, Öhlsäcke und gedörrte Fische, und frische Luft kann nirgends eindringen. Die Kothen der gemeinen Leute sind aber noch weit schlechter; so elend, daß man es nicht begreift, wie ein menschliches Wesen darin leben kann.

Am Morgen des 25. traten wir unsere Reise nach dem Schwefelberge an. Am Fuße des Berges war eine schwefelhaltige weiße Thonschicht, aus der von allen Seiten Broden heraus stieg. Höher herauf bemerkten wir auf einer Kuppe eine Höhlung, in der es kochte und plätscherte. Sausend stieg aus Spalten ringsum Qualm heraus. Die Höhlung und die ganze Seite des Berges gegenüber waren mit schwefeligem Thone von gelblicher und weißer Farbe bedeckt. Das Gehen über diese weiche, dampfende Oberfläche blieb ein Wagestück; leicht konnte die Kruste brechen und der Thon mit uns sinken. Einige Mahl waren wir nahe daran uns zu verbrühen. Herr Bright verbrannte sich auch wirklich etwas an einem Fuße, und litt große Schmerzen. Oft konnten wir uns wegen des Brodens nicht sehen; dann war für jeden Einzelnen die Gefahr um so größer. Wir wandelten gleichsam auf der Schaumkruste eines ungeheuren Siedekessels der Schöpfung. Wo wir Schwefel abbröckelten, stieg sogleich Broden hervor, und an manchen Stellen war der Schwefel so heiß, daß wir ihn nicht anfassen konnten. Der Broden roch nach geschwefeltem Wasserstoffgase. Der Wärmemesser, einige Zoll in den Schlamm gesteckt, stieg gleich nahe dem Siedepuncte. Einen Kessel kochenden Schlammes fanden wir, der wenigstens 15 Fuß im Durchmesser hatte, und weit heftiger kochte, als der, den wir den vorigen Tag sahen. Wir näherten uns ihm bis auf einige Ruthen. Der Wind wehte den Qualm seitwärts, und so konnten wir den Kessel gut beobachten.

Der Schlamm war in beständiger Bewegung, und wurde oft bis zu einer Höhe von 7 Fuß empor geworfen. Unweit des Schlammkessels war ein unförmliches Becken, worin Wasser lebhaft kochte. Von hier aus gingen wir mehr den Berg hinauf, und fanden zu unserm größten Erstaunen hier in dieser Siedewelt eine kalte Quelle. Der Berg hat oben zwey Spitzen, die ein Rücken verbindet. Dieser Rücken besteht ganz aus Schwefel und Thon. Der Schwefel bildet hier eine glatte Kruste, die einige Zoll dick und schön gestrahlt (krystallisirt) ist. Unmittelbar darunter fanden wir lockern, körnigen Schwefel, welcher mit dem Broden als Luftmasse aufzusteigen und dann die Kruste zu bilden scheint. Finge man den Broden künstlich auf, und suchte die Dämpfe zu verdicken, so würde man wahrscheinlich hier viel Schwefel gewinnen können. Oder sammelte man nur den Schwefel, der die Oberfläche bedeckt, so ließen sich viele Speicher damit füllen*). Die Hauptschwefel-Quelle hatten wir noch nicht gesehen. Um zu ihr zu gelangen, mußten wir noch manche Gefahren bestehen. Eine Strecke gingen wir über lockern Thone, in den wir bey jedem Schritte einsanken. Glücklich kamen wir zum Ziele. Eine dichte Dampfsäule, mit etwas Wasser vermischt, bahnt sich mit Ungestüm den Weg durch eine Felsenspalte. Hinter der Dampfsäule starrt ein schwarzer Felsen in die Höhe. Der Dampf dringt so gewaltsam hervor, daß er die Luft ringsumher in Erschütterung setzt, und dadurch ein Geräusch verursacht, das man bey stillem Wetter eine halbe Meile weit hört. Was ein Mensch, selbst von starken Nerven, empfindet, wenn er vor diesem Schlunde auf einem unsichern Boden steht, unter dem er die tiefsten Abgründe ahnet, das läßt sich mit Worten nicht bezeichnen. Eingehüllt in dicken Dämpfen, betäubt von dem tobenden Geräusche, starrt er auf den Boden hin, und sieht zu, ob er noch steht; erblickt um sich überall Verwüstung, und staunt, daß er noch lebt.

Den 27. brachen wir nach Grundevik auf, und machten 3 bis 4 Meilen durch eine vollkommene Wüste von Lava, Schlacken und Sand. Unfern sahen wir eine Spur von Pflanzen. Als wir uns der Küste näherten, kamen Männer, Frauen und Kinder aus ihren Kothen heraus, wie die Ameisen aus ihren Hügeln, und gafften uns an; denn vor uns waren in dieser Gegend noch keine Fremden ge-

*) In Nord-Island bey Reikiahilb, unweit des Mückensees (Myvatn), befinden sich ähnliche Schwefel-Absätze, wie bey Krisuvik, und wurden vor 50 bis 60 Jahren benutzt.

wesen. Je weiter wir kamen, desto mehr Kothen fanden wir. Überall lagen Fische aufgehäuft, und wir sahen viele Menschen in Grundevik. Unsere Verwunderung, eine so öde Gegend so gut bevölkert zu finden, hörte auf, als wir vernahmen, daß im Anfange jeder Fischzeit aus den verschiedenen Landstrichen viele Menschen nach den fischreichen Küsten ziehen, um sich auf den Winter mit Fischen, der Hauptnahrung, zu versehen. Eigene Kothen sind bey den Fischereyen, die nur während der Fischzeit bewohnt werden. Mit Anfang des Eismonathes (Februars) ziehen aus allen Gegenden viele Bewohner an die westlichen und südwestlichen Küsten. Die Pächter schicken ihre Knechte hin, einige kommen selbst. Mitgenommen wird Butter, geräuchertes Hammelfleisch und ein guter Schafpelz. Die Pächter nehmen auch wohl ein wenig Rockenbrot und Branntwein mit: — Leckereyen auf Island. Reiset der Isländer vom Hause ab, so entblößt er sein Haupt, hält den Hut vor das Gesicht und verrichtet ein Reisegebeth. In jeder Kothe, bey der er ankommt, ist er willkommen, und selten zahlt er etwas für die Bewirthung. Mancher reiset 40 bis 50 Meilen mitten im Schnee und in Dunkelheit, weil im Eismonathe wenig Tag auf Island ist. Der aus dem Innern des Landes verdingt sich bey dem Besitzer eines Bootes, verpflichtet sich bis Mitte des Wonnemonathes zu dienen, und erhält dafür einen Antheil an den gefangenen Fischen. Der Eigener des Bootes erhält zwey Antheile, wenn er Angel und Schnüre zum Fangen liefert, und die Hälfte aller Fische, wenn er Netze hergeben muß. Die Leute auf einem Boote wohnen gewöhnlich auch zusammen in einer Kothe. Täglich gehen die Boote 8 bis 12 Stunden in See, und die Leute halten in der Finsterniß und der größten Kälte so lange auf dem Meere aus, ohne etwas anders, als ein wenig saure Molken, die mitgenommen werden, zu genießen. Bey dem Reinigen und Spalten der Fische am Ufer helfen die Frauen. Erlaubt das stürmische Wetter das Fischen nicht, so ergetzen sich die Fischer mit Ringen und Spielen, z. B. mit dem Kämmerchen vermiethen. Im Wonnemonathe gehen die Leute, welche bloß zum Fischen kamen, wieder nach Hause, und lassen ihre noch nicht trockenen Fische, wovon ein Mann etwa 5 bis 600 Stück besitzt, unter Aufsicht eines dort Wohnenden zurück. In der Mitte des Brachmonathes (Juny), wenn die Pferde sich schon im Freyen wieder etwas ausgefressen haben, ziehen die Pächter mit ihren verkäuflichen Waaren, als Talg, Butter und Wolle an die Küste, erhandeln dafür gewöhnlich noch mehr Fische, als sie schon durch die Arbeit ihrer Knechte besitzen, und bringen den ganzen Wintervorrath zu Hause. Die Fische, welche am meisten gefangen werden, sind Kabliaue, Schellfische, Butten und Schollen. Die Häringe

fängt man erst später, nähmlich im Brach- und Heumonath (Juny und July), oft in einem Netzzuge so viel, daß 150 Fässer damit gefüllt werden. Der Kabliau (gadus morhua) lebt in den Meeren des gemäßigten Erdstriches in ungeheurer Menge, wird 2 bis 4 Fuß lang und 9 Pfund schwer. Mehrere tausend Schiffe gehen jährlich zu seinem Fange in's Meer; jetzt vorzüglich nach Neu-Fundland, sonst nach Island. Er hält sich auf dem Grunde auf, frißt Krebse, Seesterne und Häringe, und laicht im Winter. Man fängt ihn an Angelschnüren, die oft eine Viertelmeile lang sind, und von Elle zu Elle kleinere Schnüre mit dem Köder, gewöhnlich einem Häringe, haben. An der langen Angelschnur sind etwa ein Dutzend Tonnen angebracht, damit sie oben bleibt und wieder gefunden wird. Der an der Luft getrocknete Kabliau heißt Stockfisch, der eingesalzene Laberdan, und der, welcher nach dem Einsalzen getrocknet ist, Klippfisch. Aus der Schwimmblase gewinnt man die Hausenblase, einen Fischleim. Die Gräthen gebraucht man in Island zur Feuerung. Der Schellfisch (gadus aeglefinus) ist mit dem Kabliau sehr verwandt, doch etwas kleiner, gewöhnlich nur 1, selten 2 Fuß lang und 3 bis 6 Pfund schwer. In Island fängt man ihn mit dem Kabliau zusammen, und behält ihn zum eigenen Gebrauche, während man letzteren verkauft. Der Leng (gadus molva) wird nicht so häufig, wie der Schellfisch, bey Island getroffen; er ist 4 Fuß lang und 18 Pfund schwer. Der gemeine Scholl (pleuronectes platessa) und der Heilbutt (pleuronectes hippoglossus) kommen in nicht geringer Anzahl an. Letzterer wiegt 2 bis 3 Centner, und ist 5 Ellen lang.

Wir wollten von Grundevik nach Rakianes, unweit des Vorgebirges Reikianes gehen; als wir aber hörten, daß wir dort kein Futter für unsere Pferde finden würden, so gingen wir durch eine wilde, fürchterliche Lava-Strecke und über einen langen Kiesgrund, der wohl vom Meere gebildet war, quer über die Halbinsel nach dem Fischerdorfe Niardivik, welches 300 Boote besitzt, und 200 Einwohner für gewöhnlich, in der Fischzeit aber gegen 2000 zählt. Auf ganz Island befinden sich über 2000 Boote, die zur Fischzeit fast alle in See gehen. Von Niardivik machten wir einen Abstecher nach Kieblivik, wo einige Kaufleute wohnen. Bey einem von denselben verweilten wir wegen Regen drey Tage, und wurden auf's herzlichste bewirthet. Den 1. des Brachmonathes reiseten wir von da über Niardivik nach Haunefiord zurück. Unter Weges verirrten wir uns, litten außerordentlich an Durst, und zerrißen in der Lava Schuhe und Füße. Den 3. des Brachmonathes kamen wir nach einer Abwesenheit von 14 Tagen in Reikiavik wieder an.

Am 8. schifften wir nach Vidoe über, um die Eidergänse zu sehen, welche um diese Zeit zum Nisten sich versammeln und zahm sind, während sie zu andern Zeiten sich nicht sehen lassen. Sie stehen in Island, wie in andern Gegenden, unter dem Schutze der Gesetze. Wer während der Brutzeit eine Eidergans tödtet und darüber ertappt wird, muß 30 Thaler Strafe zahlen. Als unser Boot sich dem Ufer näherte, kamen wir durch ganze Haufen dieser Thiere, die uns kaum auswichen. Zwischen dem Landungsplatze und dem Hause unsers alten Freundes war der Boden mit Eidergänsen bedeckt, und wir mußten uns in Acht nehmen, daß wir nicht in ihre Nester traten. Die Gänseriche schrieen, ähnlich den Tauben: Huhu oder Ao, und waren weniger scheu als unsere zahmen es sind. Rund um das Wohnhaus, an der Gartenmauer, an den Dächern der Kothen, selbst im Innern der Häuser und in der Capelle saßen Gänse auf ihren Nestern. Die, welche noch nicht lange gesessen, verließen dieselben, wenn man sehr nahe kam; welche aber schon ein Paar Eyer gelegt hatten, blieben ruhig sitzen, ließen sich sogar berühren, und brauchten spielend höchstens den Schnabel, um die nahe Hand zu entfernen. Ist ein Gänserich bey seinem Weibchen, so geräth er sehr in Bewegung, wenn sich Jemand nähert, reckt den Kopf empor und kurret. Die Nester sind mit Dunen ausgefüttert, welche die Gans sich mit dem Schnabel aus der Brust rauft. Um's Nest hat sie mehr Dunen liegen, womit sie die Eyer bedeckt, wenn sie auf Nahrung geht, was gewöhnlich zur Ebbezeit geschieht. Man nimmt der Gans zwey Mahl die Dunen aus dem Neste, so daß sie gezwungen wird, sich drey Mahl zu rupfen. Ja zuweilen muß sie dieß vier Mahl thun. Sind ihre Dunen alle ab, so ersetzt der Gänserich das Fehlende. Auch nimmt man gewöhnlich mit den Dunen eine gewisse Anzahl Eyer weg, die für eine Leckerey gehalten werden. Unser Freund zu Vidoe schickte uns einige Mahl 200 Stück. Gekocht sind sie nicht übel, stehen jedoch den Hühner- und Änteneyern nach. Schwaneneyer dagegen, wovon wir auch einige erhielten, schmecken vortrefflich. Die Eidergans legt drey Mahl, und jedes Mahl fünf grünliche Eyer. Das Äußere der Nester besteht aus Heu und Moos, was man auch wohl an ihre Brutstellen hinbringt, um ihnen den Nesterbau zu erleichtern und sie dadurch anzuziehen. Die Eidergans selbst sollte eigentlich Eiderände heißen (anas molissima). Das Männchen ist gescheckt, oben weiß, unten schwarz, am Nacken blaßgrün; das Weibchen ist rostgelb und in der Quere schwarz gestreift. Die Eidergans ist kleiner als unsere Gans, und ein wenig größer als unsere zahme Änte. Sie lebt nur in kalten Gegenden, als in Grönland, Norwegen und Gothland. Selten

kömmt eine nach Deutschland. Sie taucht 12 Faden tief unter, und nährt sich von Fischen, Krebsen und andern Seethieren. Sobald die Jungen aus den Eyern gekrochen sind, nimmt die Gans sie auf den Rücken und schwimmt eine Strecke in's Wasser, taucht dann unter, und läßt die Kleinen sich so im Schwimmen versuchen. Von nun an führt die Mutter ihre Jungen zu Lande und zu Wasser, bis sie ziemlich ausgewachsen sind. Im Herbste verschwindet Jung und Alt, man weiß nicht wohin — eine auffallende Erscheinung! — —

Die gesammelten Dunen werden im Winter getrocknet und von Gras und andern Unreinigkeiten gesondert. Ein Nest gibt etwa ein halb Pfund ungereinigter Dunen, oder ein Sechstel bis ein Viertel Pfund gereinigter. Ein Pfund Dunen gilt zwey Thaler Dänisch Geld. Dazu gehören ungefähr fünf Nester. Alljährlich werden aus Island 1000 bis 1500 Pfund Eiderdunen ausgeführt. Außer der Eidergans gibt es viele andere Wasservögel auf Island. An der Südküste halten sich vorzüglich die Rothgänse (pelecanus bassanus) auf. Die Seeraben (pelecanus graculus) und die Wasserraben (pelecanus carbo) sitzen auf allen Felsen. Unzählbare Möven und Sturmvögel nisten in den Klippen; die schwarze Möve kommt auch in den Sümpfen vor. Änten, Kneifet (merganser) und Taucher von allerley Art schaukeln sich auf Seen, Strömen und in Buchten und Busen des Meeres. Die Seeschwalben (sterna hirundo) nisten häufig bey frischem Wasser unweit der Meeresküste. Ihre Eyer schmecken sehr angenehm, und gehörten auf unsern Reisen zu unsern Leckereyen. Auf die Möven machen die Isländer eine besondere Jagd. Sie fahren nähmlich mit einem Boote an den Fuß eines Felsens, der von Möven bewohnt wird; hier steigen Einige aus, während die Andern im Boote bleiben. Die Ausgestiegenen sind mit Stangen von 10 bis 12 Ellen Länge versehen, an deren Spitze ein eiserner Haken ist, so, daß sie unsern Feuerhaken gleichen. Der Eine hat auch einen langen Strick um den Leib. Durch die Stangen sucht man immer höher und höher zu kommen. Einer hilft dem Andern dabey, stützend und schiebend mit den Stangen. Wo sie Nester finden, da nehmen sie die Vögel, die Dunen und die Eyer. Gemeiniglich sitzen die Vögel still; wollen sie wegfliegen, so wirft man ein Vogelnetz auf sie zu. Die getödteten Vögel werden in's Boot geworfen. Der Mann, welcher den Strick um den Leib hat, muß die gefährlichsten Stellen besteigen, während zwey Andere an den Enden dieses Strickes, die oft mehrere Ellen lang sind, ihn halten. Allein bisweilen geschieht es dennoch, daß alle Drey jählings von dem Felsen herunter stürzen und zerschmettert werden. Ein früheres Gesetz in Norwegen, wo auch diese Jagd Statt findet, erklärte die so Um-

gekommenen für Selbstmörder; vielleicht um dadurch mehr Vorsicht zu empfehlen. Weil manche Klippen von unten unzugänglich sind, so sucht man von daneben stehenden Klippen sie zu erreichen. Man legt die Stange hinüber, und rutscht auf derselben hin. Kann man an einer schroffen Seite nicht von unten hinauf kommen, so läßt sich Einer von oben an einem Seile hinunter, und wird von den Andern gehalten. Bisweilen unternimmt dieses Wagestück auch ein Einzelner, und bindet das Tau oben an einer Felsenspitze fest. Auf den Orkadischen und andern nördlichen Inseln treibt man dieselbe Jagd, und erhält dadurch außerordentlich viele Vögel sammt Eyern und Dunen. Die Isländischen Landvögel kommen den Wasservögeln bey weitem nicht nach. Ganz arm ist das Land an Singvögeln; nur die Schneeammer (emberiza nivalis) singt etwas. Der Goldkibitz, die Regenschnepfe und die Heerschnepfe kommen auf dem Lande noch am häufigsten vor. Ihre unangenehmen Töne machen aber die öden Sumpfgegenden, worin sie hausen und die sie durchschreyen, nur noch grausender.

Ein Land, daß so kalt ist, als Island, kann wenig Käfer (Insecten) haben. Von den Schmetterlingen kommen gar keine Tag- (papilio) und Abendvögel (sphinx) vor. Hooker, der das Land in dieser Beziehung untersuchte, fand außer einigen Nachtvögeln, wenig Käfer; einen Grabkäfer (scarabaeus), einige Rüsselkäfer (curculio), und Laufkäfer (carabus) und einen Sonnenkäfer (coccinella). So gering die Anzahl der Käfer ist, eben so gering ist die Anzahl der Pflanzenarten. Moose und Flechten kommen am häufigsten vor. Mehrere Gras- und Seggenarten wachsen auf den Wiesen, darunter die Moorseide (eriophorum polystachium), deren Samenfederchen zu Lampendochten gebraucht werden, und die Mannahirse (festuca fluitans). Der Bitterklee, dessen Wurzeln ein sicheres Netz über den Moorgrund spinnen, ist sehr gemein. Mehrere Steinbrecharten stehen zwischen Moosen und Rauschbeeren (empetrum nigrum); Bärentrauben (arbutus uva ursi) und Heidekraut (erica vulgaris) sind die wesentlichsten Bekleidungen der Felsen. In der See wachsen mehr Salzpflanzen, nähmlich Tangenarten (fucus), wovon einige als Viehfutter dienen. Die Palmtange wird in Milch gekocht und von Menschen gegessen. Das Sandhaargras (elymus arenarius), von den Isländern Malur genannt, welches fast in ganz Europa im Flugsande wächst, und denselben befestiget, ist das Isländische Getreide. Man schneidet es im Erntemonath mit der Sichel, bindet es in Garben, schlägt zu Hause die Ähren ab, und hebt diese in einem Kornhause auf, während man das Stroh zum Dachdecken gebraucht. Im Winter trocknet man die Ähren, reibt sie aus,

reiniget die Körner, und mahlt sie auf Handmühlen, deren Steine aus Lava gemacht sind. Aber man gewinnt dieses Getreide nicht in allen Gegenden, und immer nur in geringer Menge.

Am 11. des Brachmonathes wohnten wir der Einsegnung der Kinder in Reikiavik bey, die fast eben so wie in Deutschland gehalten wird. Der Pfarrherr verrichtete dabey Alles. Der Bischof war ein bloßer Zuschauer.

Dritte Fahrt.

Gemacht nach Nordwesten.

Unsere zweyte Reise in Island ging nordwestwärts. Wir kauften dazu noch fünf andere Pferde, und gaben für die Packpferde 8 bis 10, und für unsere Reitpferde 12 Thaler. Es waren wohl keine schönen Reitpferde, aber zu der Reise geeignet. Alle unsere Pferde hatten noch die langen Winterhaare, und unsere Führer und Pferdebesorger waren außerordentlich langsam; — ein Hauptfehler der Isländer. Den 15. des Brachmonathes sendeten wir des Morgens die Pferde mit unserm Gepäcke zu Lande ab, wir selbst aber setzten Nachmittags auf einem Boot über die Bucht hinüber, und langten an dem Fuße des Essian-Berges an. Hier fanden wir ein ganz anderes Land, als den Goldstrich. Von der Küste bis zum Fuße des Berges ist alles grün, nirgends zeigen sich Spuren von unterirdischen Feuern. Der Berg erhebt sich steil aus der Moorebene, etwa 1500 Fuß hoch, und an seiner schroffen Vorderseite erkennt man sehr deutlich die verschiedenen Lagerungen der Gebirgsmassen. Leider trafen wir unsere Pferde hier nicht, irrten lange umher, wurden vom Regen durchweicht, zerbrachen einen unserer Schwermesser (Barometer), und fanden endlich einige Kothen, deren Bewohner schon schliefen. Wir weckten sie, und ließen uns nach einem uns als Nachtherberge empfohlenen Pächterhof führen, wo wir in der Kirche schliefen, ohne von Geistern geplagt zu werden. Der Altar diente auch hier als Tisch, und ward mit einer Schüssel voll gesottener Eidergänse-Eyer besetzt. Unsere Pferde waren durch die Moorgründe aufgehalten, und kamen erst um 11 Uhr an. Den andern Tag reiseten wir längs dem Hual-Fiord (Wallfisch-Arm) hin, der einige schöne Ufer hat, denen weiter nichts als Wald fehlt. Felsen und Moorgründe wechseln hier mit einander, und letztere liefern gutes Futter. Die Isländischen Pferde sind außerordentlich vorsichtig auf den Moorgründen. Sie wissen, wo sie mit Sicherheit hintreten können;

sind sie zweifelhaft, so fühlen sie erst mit dem Fuße zu, ob der Boden auch trägt. Ist Gefahr da, so lassen sie sich weder durch Streicheln noch durch Gewalt weiter bringen; sie suchen dann von selbst eine bessere Stelle. Bisweilen ereignet es sich dennoch, daß ein Pferd bis an den Leib einsinkt; aber da hilft es sich mit sichtbarer Ruhe wieder heraus.

Unser Weg führte uns durch einen kleinen Seearm, einen Theil des Hual-Fiord, etwa 2000 Schritt breit. Dieser Durchritt wollte uns zuerst nicht gefallen; doch folgten wir unserm Führer, und kamen glücklich an's andere Ufer. Bald darauf erreichten wir einen Pachthof, worin wir übernachteten und mit Lachs bewirthet wurden, den man hier, wie in mehreren Theilen Islands, in den Flüssen fängt. Die Lachse werden theils in Netzen, theils in besonders eingerichteten Kasten, Lachskasten genannt, gefangen. Um die Fische in die Kasten zu leiten, errichtet man Steindämme an den Abfällen des Wassers. Bey dem Pachthofe trafen wir auch eine Art Garten mit regelmäßigen Beeten, worin eine Frau Kohlpflanzen setzte. Es gibt über 200 solche Gärten auf der Insel, d. h.: eingehägte Landstücke, worauf man etwas Gemüse zu bauen wagt, und bisweilen auch wirklich gewinnt. Unweit dieses Pachthofes setzten wir in einem Nachen über den Hual-Fiord nach Saurbar, und ließen unsere Pferde um den Meerbusen herum führen. Wir kehrten bey dem Pfarrherrn Hialtalin ein, der schon 24 Jahre in Saurbar mit einem Gehalte von 30 Reichsthalern, und Land für Kühe und Schafe lebt. Aus zwey Ehen waren ihm 24 Kinder zu Theil geworden, wovon 13 lebten. Sein Haus sah reinlicher aus, als es in Island zu seyn pflegt; das Wohnzimmer enthielt außer einer Menge Büchern auch einen Ofen, der in Island nicht so gewöhnlich ist, als man der Kälte wegen wohl glauben sollte. Wir unterhielten uns viel mit diesem würdigen Geistlichen. Sein Pfarrbezirk ist etwa vier Meilen lang und zwey und eine halbe Meile breit, also zehn Meilen im Geviert. Darauf wohnen 200 Seelen, wovon 30 verheirathet sind. Jährlich ereignen sich sechs bis sieben Geburten und Sterbefälle, und kaum Eine Heirath. Herr Hialtalin führt über seine Kirchkinder ein genaues Verzeichniß. Von jedem ist bemerkt, wo es wohnt, wie alt es ist, in welchen häuslichen Verhältnissen es lebt, womit es sich beschäftiget, welches Alter es erreicht, welche Kenntnisse es hat, wann es zum heiligen Abendmahle gegangen, was für Fähigkeiten es besitzt, und wie es sich aufführt. Bey jedem Hause findet man angegeben, welche Bücher darin sind, und bey manchem Hause ist dieses Verzeichniß nicht klein. In allen Pfarreyen werden ähnliche Listen geführt. Überhaupt sind die kirchlichen Einrichtungen Islands mit vieler Umsicht gemacht, und

so äußerlich arm auch die Kirchen und ihre Diener erscheinen, so innerlich reich sind doch beyde an wahrhaften, dauernden kirchlichen Gütern. Seit der Reformation in Island (1551) bestehen gegen 300 Kirchspiele auf der Insel, und da die ganze Bevölkerung derselben noch nicht 50,000 Menschen beträgt, so kommen auf jedes Kirchspiel nicht 200 Seelen. Die Geistlichen stehen unter Pröpsten, deren es 19 auf der Insel gibt. Die Oberaufsicht über alle Kirchen hat der Bischof; er wacht über die Aufführung der Geistlichen, entscheidet in geistlichen Streitigkeiten, weihet die Pfarrherren ein und leitet die häusliche Erziehung; darum bereiset er alle Jahr einzelne Landstriche. Er genießt jährlich 1800 Reichsthaler Einkünfte. Der Gehalt der Pfarrherren steigt von 5 bis 180 Reichsthaler jährlich, und besteht in Zehnten, die zu Geld veranschlagt sind. Außer diesen Zehnten haben alle Pfarrherren Grundbesitz, erhalten freye Arbeiter für gewisse Tage und genießen Opferpfennige und Gebühren. Selbst die beste Pfarre ist nicht reichlich ausgestattet. Die in Besestadt vorbereiteten jungen Geistlichen erhalten bis zu ihrer Prüfung und Anstellung vom Bischofe Aufgaben zu Ausarbeitungen, die sie einsenden müssen, und helfen bis zur Erhaltung einer Pfarre ihren Anverwandten durch Heuen, Fischen u. s. w. mit das Brot verdienen. Diese Geschäfte setzen sie als Pfarrherrn auch fort. Der gewöhnliche Gottesdienst besteht in Gebethen, Psalmen, einer Predigt und einer Vorlesung aus der heiligen Schrift, und wird mit vielem äußeren Anstande und mit wahrer innerer Erbauung gehalten. Wären nicht die vielen Kirchen, so könnte nicht jeder Isländer alle Sonntage seine kirchliche Erbauung haben; da aber so viele Kirchen sind, und das Bauholz erst zu Schiffe aus andern Ländern kommen muß, so können freylich die Kirchen nur dürftig seyn. Die Versammlung der Isländer bey ihrer Kirche ist einzig in ihrer Art. Oft liegen die Kirchen zwischen öder Lava, oder an nie schmelzendem Schnee, oder in andern schauerlichen Gegenden. Da versammeln sich des Sonntags stattlich geputzte Pächter und Pächterinnen, begrüßen jeden neu Hinzukommenden mit einem Kusse, und sind in der Regel von ihren Kindern begleitet. In der Ferne weiden die Pferde, worauf sie kamen. Der Eine freut sich, den Andern zu sehen; man knüpft allerley Gespräche an, bis der Geistliche erscheint. Der küßt auch Alle, läßt sich zu dem kleinsten Kinde herab, und geht nun als ein treuer Hirt mit seiner Herde in die Kirche.

Obgleich zwey Isländische Übersetzungen der Bibel, die eine von Thorlakson, die andere von Skulasson vorhanden sind, so herrschte doch seit einiger Zeit Mangel an Bibeln. Diesem wurde neulich abgeholfen, indem die Englische Bibelgesellschaft im J. 1814 den Herrn

Prediger Paterson mit Bibeln nach Island schickte. Und mit welcher Liebe die Isländer die Bibeln aufnahmen, ersieht man aus einem Briefe Paterson's, woraus wir nur folgende Stelle anführen:

„Wären Sie doch gegenwärtig gewesen, als ich mein Zelt im Thale aufschlug, und hätten Sie doch die begierige Menge vor meiner Thür sitzen gesehen, denen ein armer Jüngling, der ein neues Testament von mir erhalten hatte, das 3. Cap. des Ev. Joh. vorlas! Feyerliche Aufmerksamkeit war in jedem Gesicht, und von Zeit zu Zeit sah man bey Alt und Jung milde Thränen in stiller Andacht die Wangen hinab rollen." —

Von Saurbar reiseten wir nach Indreholm, und fanden einige verkümmerte Birken, die ersten Bäume, die wir auf Island sahen. Diese Birken werden gewöhnlich in Kohlen verwandelt, die man beym Schmieden gebraucht. In West-Island, z. B. in Steingrimsfiord, am Skirdalsbrun, bey Stigehild und Gronnehild findet man auch ein verkohltes auf einander geschlichtetes Holz, Surturbrand (Teufelsbrand) genannt. Es kommt in langen Stücken vor, und heißt auch wegen seiner Schwere und Härte Isländisches Ebenholz. Theils steckt es in Torflagern, theils in Felsschichten, und aus seiner Verschiedenheit ergibt sich, daß es mehreren Holzarten angehört. Man kann es brennen gleich den Steinkohlen, aber auch gleich dem Holze zu Tischen und andern Geräthschaften verarbeiten. Einige glauben, dieses Holz rühre aus früheren Jahrhunderten oder Jahrtausenden her, in welchen Island wärmer gewesen sey und große Waldungen gehabt habe. Wahrscheinlicher möchte der Surturbrand, altes Treibholz seyn, das von den großen Flüssen America's aus, nach den Nordpolgegenden, und also auch nach Island noch heut zu Tage treibt. Der größte Theil der Böte und Häuser in Island ist aus Treibholz erbaut.

Indreholm liegt in einem Moorgrunde am Fuße eines fast 2000 Fuß hohen Berges, des Akkrefell. Wir wurden daselbst von dem Besitzer, dem Sohne unsers Freundes auf Vidoe, dem Oberrichter Stephenson, sehr herzlich empfangen, und gleich mit Kaffeh, Wein, Zwieback und Englischem Käse bewirthet. Zu Abend hatten wir gekochten Lachs, gebackenes Hammelfleisch, Kartoffeln (aus England), Sago mit Sahne, Englischen Porter und vortrefflichen Portwein. Die Frauen und Fräulein im Hause brachten die Speisen herein und richteten Alles an. Wir glaubten, sie würden mitessen, und wollten uns nicht eher setzen, bevor sie Platz genommen; allein sie sagten uns, sie hätten schon gegessen. Die Frauen in Island, vom höchsten und vom geringsten Stande, werden nähmlich als Mägde betrachtet, wie dieß früherhin auch in England der Fall war. Die Hausfrau stand,

so lange wir Männer aßen, bey der Thür, und sah zu, ob Alles seinen Schick (?) habe; ihre Töchter und ein anderes Fräulein beschäftigten sich mit dem Tellerwechseln. Während der Mahlzeit ließ sich plötzlich eine angenehme Musik hören. Es schien uns, als würde über uns ein Pianoforte gespielt; allein man sagte uns, wir hörten ein eigenthümliches Isländisches Werkzeug, das Langspiel, worauf die Tochter und der Sohn unsers Wirthes sehr stark seyen. Das Langspiel wird, wie die Geige, mit einem Bogen gestrichen, und hat nur drey Saiten. In der Ferne nimmt es sich, zumahl wenn Zwey spielen, sehr gut aus; in der Nähe ist es zu harsch und rauh. Die Fräulein unterhielten uns auch mit Gesang, und unser Wirth besaß eine kleine Orgel. Das Stephenson'sche Haus möchte auch wohl das einzige auf Island seyn, in welchem Sinn für Gesang und Tonkunst angetroffen wird. Herr Stephenson selbst ist ein sehr gebildeter Mann; er besitzt eine schöne Büchersammlung, und hat gegen 20 Schriften herausgegeben, und mannigfaltig auf die Bildung Islands als Beamter und als Mann von Geist eingewirkt. Wir verdanken ihm viele Aufschlüsse über Island, und seinem Hause viele Freude während eines dreytägigen Aufenthaltes. Stephenson's Haus ist eigentlich ein Häusergehäuse. In einer kleinen Entfernung davon liegen die Milch- und Speisekammern, eine Wassermühle und eine Schmiede. Jeder Pächter oder Gutsbesitzer in Island hat fast eine Schmiede, und jeder Isländer versteht etwas vom Schmieden und kann ein Pferd beschlagen. Wir sahen den Sohn und Erben unsers Wirthes damit beschäftiget.

In Indreholm waren zwey Gärten, worin Kohl, Rüben und zuweilen auch Kartoffeln mit Erfolg gebaut werden. Die Weiden umher sind gut. Häufig wächst die Grasnelke (statice ameria) darauf. Nicht weit vom Ufer liegt eine kleine Insel, worauf Eidergänse brüteten, für die man mehrere steinerne Behälter zum desto bequemern Nisten gemacht hatte. Unser Wirth hielt 25 Kühe und 300 Schafe, und war damit beschäftiget, letztere durch Spanische Zucht zu veredeln. Er hat eine große Fischeranstalt von 20 Böten, und besitzt außer Indreholm in mehreren Theilen des Landes beträchtliches Grundeigenthum.

Den 20. des Brachmonathes bestiegen wir den Akkrefell, und hatten von da eine herrliche Aussicht; den 21. brachen wir nach Leira auf. Hier aßen wir ein Gericht von Isländischem Moose (lichen islandicus, *L.*) Dasselbe wird klein gehackt und erst drey bis vier Mahl im Wasser abgekocht, um ihm die Bitterkeit zu benehmen. Ist dieß geschehen, so kocht man es in Milch, läßt es kalt werden, wobey es zu einer Gallerte gerinnt, die mit Milch oder Sahne gegessen wird, und nicht übel schmeckt. Bey Leira besuchten wir heiße Quellen, die Vieles un-

sich herum versteinert hatten. Wir kamen des Nachts um zwölf Uhr von diesen Quellen zurück, und obgleich nach Norden der Gesichtskreis durch eine enge Bergkette beschränkt und der Himmel bewölkt war, so konnten wir doch zwischen zwölf und ein Uhr den kleinsten Druck lesen; denn Untergang und Aufgang der Sonne folgten nahe auf einander. Unweit Leira besuchten wir eine Buchdruckerey, die einzige auf der Insel. Sie liegt in einem Moorgrunde, wäre im vorigen Winter durch die Fluth fast fortgeschwemmt worden, und sieht elend aus. Auch hat sie wenig zu thun.

Von Leira nach Huaneyre überstiegen wir einen hohen Bergrücken, an dessen beyden Seiten sich noch weit höhere Berge aufthürmten. Von oben herab sahen wir das Thal des Huitaa (weißen Flusses), eines der größten Flüsse Islands. Beym Herabsteigen vom Berge kamen wir über einen tiefen, reißenden Fluß, der sich von Felsen zu Felsen herabstürzte und herrliche Wasserfälle bildete. In Huaneyre wohnte damahls der Bruder des Oberrichters, und bekleidete die Stelle eines Amtmannes vom westlichen Island. Ganz Island ist nähmlich in vier Landestheile, in das Westland, Nordland, Ostland und Südland getheilt. Jedem Lande steht unter dem Statthalter ein Amtmann vor. Die Landestheile sind wieder in Striche (syssels) getheilt, denen der Strichmann (sysselmann) vorgesetzt ist. Die Striche zerfallen in Kirchspiele, und jedes Kirchspiel hat in seinem Voigte (Hrepsſiore) seinen Beamten. Fast alle Beamte sind zugleich Grundbesitzer oder Pächter, und fallen darum dem Lande wenig zur Last. Abgaben entrichten die Isländer überhaupt wenig, und diese in Sachen, als in Fischen, Talg u. s. w., an den Strichmann, der sie in Geld umsetzt. Zur Unterhaltung der Armen, die aber nicht in besonderen Häusern untergebracht, sondern unter Aufsicht von den Verwandten verpflegt werden, müssen die Isländer viel steuern. Es sind darüber sehr genaue Gesetze vorhanden. Allen Isländischen Gesetzen liegt das im J. 1280 eingeführte Jonsbok zum Grunde.

Den Herrn Amtmann Stephenson trafen wir nicht zu Hause, was wir weniger darum vermißten, weil uns der Oberrichter noch immer begleitete. Die Frau des Amtmannes, eine Predigertochter, nahm uns sehr freundlich auf. In Huaneyre hat der Herr Amtmann Stephenson 35 Pferde, 50 Kühe und 250 Schafe. Die Weiden um den Borgarfiörd sind unstreitig die besten in Island. Hier halten sich auch viele Schwäne auf. Wir sahen an einem Morgen 40 Stück unweit unserer Behausung.

In Huaneyre ward uns Lachs, gekochter Sauerampfer, süßer Kuchen, Kaffeh, Sago-Gallerte, Rahm, Rockenbrot und Zwieback

zum Frühstücke vorgesetzt. Hinter Huaneyre mußten wir über den Huitaa, dessen Wasser von dem Thone, den er mit sich führt, milchig aussieht. Wir fuhren mit unsern Sachen in einem Nachen über; die Pferde schwammen durch. Bis an's Ufer begleitete uns der Oberrichter. Der Fluß trennt den Strich Borgarfiord von dem Moorstriche (Myre Syssel), der seineu Nahmen mit der That führt; denn die südlichen Theile dieses Striches sind im Sommer wegen der Sümpfe unzugänglich. Wir übernachteten in Svigna-Skard, und mußten wegen Regenwetter einen Tag dort bleiben. Hinter Svigna-Skard kamen wir durch eine felsige Landschaft, sahen mehrere Birkenbüsche, drey bis vier Fuß hoch, einige Seen zwischen den Hügeln, und reißende Bergbäche. Nachdem wir die Skardsheide, welche diese felsigen Gegenden enthält, überstiegen hatten, kamen wir auf Lava, die Burgen, Thore und Festungen hier zu bilden schienen. Die Nacht brachten wir zu Stadar-Hraun (Lava-Stadt) in der Kirche zu, und hatten eine schöne Aussicht auf den Snäfelljokul. Auf unserer Reise von hier über Kolbeindstadir nach Miklaholt ereignete sich wenig. Wir trafen viel Lava, einige Krater, kegelförmige Hügel und viel Moorgrund. In einer Moorgegend war der Weg so schlecht, daß wir in fünf Stunden kaum zwey Meilen zu Pferde zurücklegten. Vor Miklaholt trafen wir mehrere Isländische Zelte, welche die Eingebornen auf ihren Reisen mit sich führen. Es sind dieselben kleiner und von wollenem Zeuge gemacht. Sie werden durch zwey Stangen und eine Querstange in die Höhe gehalten und unten durch Pflöcke oder Steine befestiget.

Von Miklaholt reiseten wir nach Butterstad, einem Handelsplatze, worin außer mehreren Kothen ein Kaufmannshaus, ein Lagerhaus und eine Kirche sich befinden. Das Kaufmannshaus ist von Ziegelsteinen gebaut, welche von Kopenhagen hierher gebracht sind. Die Lava hinter Butterstad ist schroffer als irgend eine andere, welche wir sahen. Zahlreiche Risse und Klüfte trifft man darin, die oft große Höhlen bilden. Zwischen Butterstad und Stappen, einem andern Handelsorte, fanden wir eine große Strecke ebenen Sandes, der den Strand ausmachte, und maßen von da aus den Snäfelljokul. Wir fanden ihn 4558 Fuß hoch. Als wir den Strand verließen, wurde unser Weg reitzend. Er schlängelte sich oft neben Klippen hin, die über das Meer hingen; ging bergauf, bergab, und wurde von vielen Gebirgsbächen durchschnitten. Oft rauschten uns Wasserfälle entgegen, und mehrere Seevögel belebten das Ganze. Stappen selbst liegt auf einer Reihe säulenartiger Felsen, die sich als Inselgruppen noch in die See erstrecken. Die ganze Küste bey Stappen ist höchst merkwürdig. Auf einer Strecke von fast einer halben Meile ziehen sich

die säulenförmigen Klippen hin, alle ungefähr 50 Fuß hoch und einige höchst regelmäßig. Viele bilden die schönsten Inselgruppen im Meere, andere enthalten herrliche Höhlen. In zwey derselben fällt das Licht durch Spalten in der obern Decke, und bewirkt eine sehr mahlerische Erleuchtung. Man fährt in einem Nachen vom Meere aus in diese Höhlen. Die Einfahrt in die eine gleicht einem mächtigen Thore, das in eine Festung führt. Die meisten Säulen stehen senkrecht, manche aber schief, und bilden so die sonderbarsten Gruppen. Westlich von Stappen steht ein großes Felsenthor, durch welches man eine herrliche Aussicht hat. Im Vordergrunde liegen die verschiedenen Gruppen von Felsen-Inseln, und in der Entfernung eine hohe Bergkette. Alle diese Bildungen sind vulkanisch, aber sehr alt; denn so lange Island bevölkert ist (seit dem neunten Jahrhunderte), weiß man nichts von Feuerausbrüchen in diesen Gegenden.

Am Strande bey Stappen erblickten wir mehrere Hayfische, die wegen des Öhles, der Leber und der Haut waren gefangen worden. In verschiedenen Theilen Islands, besonders an der nördlichen und nordwestlichen Küste, macht der Hayfischfang eine ordentliche Beschäftigung aus. Starke Angeln mit Ködern werden an Ketten befestiget, in einer kleinen Entfernung vom Ufer eingeankert und daran die gefangenen Fische an's Land gezogen. Von der Haut macht man Schuhe, und das Fleisch wird theilweise geräuchert und verspeiset. Uns war es unmöglich, davon zu essen; wir konnten es nicht einmahl riechen. Das von jungen Hayen soll besser schmecken. Der Hay gehört zu den Knorpelfischen, gebiert lebendige Junge, hat eine nackte, zappige (chagrinartige) Haut, und kommt in mehreren Arten vor. Einige Arten werden nur 3 bis 4 Fuß lang, dagegen andere 30 Fuß lang und 1500 Pfund schwer. Die großen sind sehr reißend und gefräßig; sie verschlucken Menschen und Pferde. Einige besitzen Spritzlöcher, gleich den Wallfischen, andere nicht. Die merkwürdigsten Arten sind: a) der Schwader-Hay (squalus squatina), der über 1000 Pfund schwer und bisweilen gegen 7 Fuß lang wird, und Menschen beißt, wenn er sie beym Baden trifft. Von seinem Felle machen die Türken Uhrgehäuse und Degengriffe. b) der Schwert-Hay (squalus pristis oder pectinata), gewöhnlich Schwertfisch genannt. Dieser hat ein sohliges, beyderseits gezahntes, knochiges Schwert, das ein Drittheil seiner Leibeslänge beträgt, und vorn abgerundet ist. Die Zähne in diesem Schwerte sind eingezapft, und an jeder Seite sitzen etwa zwey Dutzend. Mit dieser Säge greift dieses mächtige Ungeheuer, das 15 Fuß lang ist, die größten Wallfische an. Man sagt, daß es den erlegten Wallfischen nur die Zunge ausfresse. Im Kampfe gegen einen Wallfisch oder stoßend gegen ein

Schiff bricht es bisweilen seine Säge ab. c) der Pferde-Hay (squalus maximus oder peregrinus). Dieser wird gegen 30 Fuß lang und an 160 Centner schwer. Er hat über 4000 sehr kleine Zähnchen, 4 Mägen und eine 20 Centner schwere Leber, die zwey Drittheile der Bauchhöhle einnimmt. Sein Kopf hat Ähnlichkeit mit dem eines Pferdes, darum er auch das Seepferdchen genannt wird. d) der Riesen-Hay (squalus carcharias), 15 bis 30 Fuß lang. Er hat in sechs Reihen 400 Zähne, wovon einige Reihen im Fleische sitzen, weßhalb sie nach allen Seiten beweglich sind. Dieser Fisch lebt vorzüglich im mittelländischen Meere, und darum findet man seine Zähne häufig auf Malta und Sicilien unter dem Nahmen Schlangenzungen. Die Riesenhaye werden so groß, daß ein Mensch in ihrem Rachen schlafen könnte, und daß man einen gefangenen zerhauen und auf zwey Wagen laden muß, um ihn fortzuschaffen. Nach den ausgegrabenen Hayzähnen zu schließen, müssen früherhin die Haye noch einmahl so groß gewesen seyn, als jetzt. Der Riesenhay kommt in allen Meeren vor, hält sich gewöhnlich in den Tiefen auf, und nähert sich nur dem Strande, wenn er seinem Fraße nachgeht oder vom Pottfische verfolgt wird, den er sogar todt noch fürchtet. Er verschlingt Alles, todt oder lebendig, Rochen, Kabliaue, Robben, Thunfische und selbst seines Gleichen. Wo er einen Menschen erwischen kann, packt er ihn. Beym Baden gelingt ihm dieß bisweilen; man hat mehrere Beyspiele, daß er Menschen ein Bein abbiß. Er verfolgt die Sclavenschiffe, um die gestorbenen und ausgeworfenen Sclaven zu erschnappen, und schnellt sogar 20 Fuß hoch aus dem Wasser nach ihnen. In dem Magen eines Hayes, der 1500 Pfund wog, fand man ein ganzes Pferd, und in dem Magen eines andern einen gepanzerten Mann. Er besitzt einen starken Geruch und wittert faules Fleisch über eine Meile weit. So fein soll sein Geruch seyn, daß, wenn Weiße und Schwarze mit einander baden, er die letztern nur anpackt, weil sie stärker als die erstern ausdünsten. Hört er Leute reden, so kommt er aus der Tiefe herauf; darum sind die Fischer ganz still, wenn sie dergleichen vermuthen. Er vermehrt sich nicht sehr stark. Vierzig Eyer mit Jungen hat man in einigen gefunden. Die Neger in Afrika fangen diesen Fisch auf eine sehr kühne Weise. Sie schwimmen ihm nach, und während er sich auf Einen zuwendet, um ihn zu schnappen, taucht dieser etwas tiefer, und schneidet dem Fische den Bauch auf. Im Jahre 1758 ereignete sich im mittelländischen Meere folgende Merkwürdigkeit mit einem Haye. „Ein Matrose fiel über Bord und wurde von einem Haye verschlungen. Eine Kanone ward sogleich auf den Fisch gerichtet und er durch eine Kugel durchbohrt; als er den Schmerz fühlte, spie er den Matrosen wieder

von sich, den man lebendig an Bord brachte. Der Fisch verblutete sich an seiner Wunde und ward todt auf's Schiff gezogen. Der Matrose zog hernach mit dem ausgestopften Fische in Deutschland umher, und ließ sich mit demselben für Geld sehen."

Von Stappen aus konnten wir den Snaefelljokul wegen des schlechten Wetters nicht ersteigen, darum reiseten wir nach Olafsvik, und hatten auf der hohen Bergstraße eine schöne Aussicht auf den Breidefiord und die Berge umher. Von Olafsvik erstiegen meine Reisegefährten den 3. des Heumonathes den Snaefälljokul. Sie kamen auf die höchste Spitze dieses hohen, in den Urzeiten feuerspeyenden Berges nicht hinauf; eine tiefe Kluft in dem ewigen Schnee, der mit 2700 Fuß anfängt, hielt sie auf. In Olafsvik verweilten wir einige Tage bey Herrn Clausen, einem sehr gebildeten Kaufmanne, der Englisch sprach und uns viele Nachrichten über Island gab. Bey Olafsvik fanden wir an den Küsten des Breidefiord mehrere Seehunde, schossen auch nach einigen, aber ohne Erfolg. Seehunde werden nur wenige bey Island gefangen. Weiße Bären sind nicht heimisch; es pflegen aber auf dem Treibeise alljährlich einige von Spitzbergen und Grönland, etwa ein Dutzend, anzukommen, werden dann aber bald erlegt. Zwey Fuchsarten trifft man auf Island, den weißen Fuchs (vulpes alba) und den blauen (v. fuliginosa). Man richtet die Hunde zur Jagd auf sie ab. Im Ganzen ist Island arm an Säugethieren. Das zahme Schwein wird gar nicht gehalten, und unser Wild fehlt dort ganz. Dagegen findet man in dem Goldstriche Herden von 30 bis 40 wilden Rennthieren, die von einigen Paaren herstammen, welche man im Jahre 1770 von Norwegen auf die Insel brachte. — Von den Wallfischen fangen die Isländer in der Regel nur die kleinern Arten, die größern unterstehen sie sich nicht anzugreifen, weil ihre Böte dazu zu klein sind. Ja sie haben vor einigen eine abergläubige Furcht, wagen nicht ihren Nahmen zu nennen, und suchen sie durch Wachholderreiser, Schwefel und andere stark riechende Sachen vom Boote entfernt zu halten. Bisweilen aber kommen die Wallfische mit der Fluth nahe an die Küste, und können bey eintretender Ebbe nicht rasch genug wieder zurück. Dann machen die Isländer Jagd auf sie und erlegen bisweilen einen durch Steine und Lanzen.

Von Olafsvik bis Grunnefiord hatten wir einen wilden Bergweg; an einigen Stellen sehr schmal und schroff, an andern an tiefen Schlünden gelegen. An einer Stelle ging er an einer fast senkrechten, 1000 Fuß hohen Wand hin. Er war durch Gerölle und Gries hin und wieder noch beschüttet, und wir schwebten oft in der größten Gefahr. Hinter Grunnefiord fanden wir einen 150 Fuß

hohen Wasserfall, der vom Schnee herab über einen sonderbar gebildeten Felsen stürzte. Nach einem mühseligen Wege in vielen Zickzacken kamen wir nach Stikkesholm, welches auf der Spitze einer kleinen Halbinsel liegt. Auf der Landenge trafen wir das Dörfchen Helgafell (heiligen Hügel), eine der frühesten Niederlassungen auf Island. Etwa 150 kleine Inseln umgränzen Stikkesholm, und manche davon bergen viele Schwäne. In Stikkesholm waren wir einen Sonntag, und bemerkten da erst, was uns bis jetzt entgangen war, daß die Isländer ihren Sonntag des Sonnabends um 6 Uhr anfangen und des Sonntags um 6 Uhr endigen, so daß sie sich sogar dann umziehen und wieder an ihre Geschäfte gehen. Von Stikkesholm bis nach Snoksdalr kamen wir größten Theils durch eine öde Gegend, und hatten Gelegenheit, in einem Pächterhause die schlechte und langsame Art zu weben, welche die Isländer haben, kennen zu lernen. Hinter Snoksdalr durchreiseten wir mehrere grasreiche Thäler, wovon der Bezirk Thalstrich (Dale-Syssel) heißt. Am oberen Guitaa trafen wir die größten Birken, 6 bis 10 Fuß hoch. Von Sidumule gingen wir den Guitaa zwey Meilen hinunter, setzten dann über, und kamen glücklich in Huaneyre an. Von hier aus besuchten wir Reikholt, wohin wir von Sidumule nicht kommen konnten, weil dort das Übersetzen über den Fluß zu schwierig und bedenklich war. Nach Reikholt hin begleitete uns der älteste Sohn des Amtmannes Stephenson, ein Jüngling von 16 Jahren; er sprach gut Lateinisch, und hatte im Englischen bey seinem Oheime auch schon ansehnliche Fortschritte gemacht. Über jeden Gegenstand redete er mit außerordentlichem Verstande und großer Bescheidenheit. Die heißen Quellen im Thale von Reikholt oder im Reikiadal sind sehr des Beachtens werth. Wir sahen, als wir in's Thal kamen, an verschiedenen Stellen Dampfsäulen aufsteigen. Als wir uns näherten, fanden wir eine Menge Öffnungen in einem Felsbecken, welches mit einer Kalkkruste belegt war. Aus einigen Öffnungen quoll das Wasser sanft hervor, aus andern mit Gewalt, und trieb Strahlen von 2 bis 3 Fuß Höhe. Die Hitze des Wassers betrug 212 Grad nach Fahrenheit. Etwas weiter im Thale ist ein Fels, mitten im Flusse, etwa 10 Fuß hoch und 96 Ruthen im Gevierte. Aus der höchsten Stelle desselben bricht mit Heftigkeit ein Strahl kochendes Wasser hervor und steigt mehrere Fuß hoch. Nicht weit davon befindet sich ein 2 Fuß breites Loch mit siedendem Wasser, und an der andern Seite ein zweytes der Art. Höher herauf liegt Reikholt selbst und dabey ein vor 600 Jahren von Snorro Sturleson erbautes Bad, wozu man eine heiße Quelle benutzt. Auf unserer Rückreise von Reikholt fanden wir eine Quelle, aus der das Wasser in bestimmten Zeitabsätzen hervorbrach. Man hatte neben die-

ser Quelle einen Schuppen eingerichtet, um die Hitze derselben zum Trocknen der Wäsche zu benutzen. Eine Viertelmeile davon trafen wir eine ganze Gruppe von Quellen, 16 in einer Reihe, auf einem Felsen, von etwa 50 Ruthen Länge, wovon einige das Wasser hoch emportreiben. Unter diesen ist eine Doppelquelle. Sie hat zwey Öffnungen, die etwa eine Ruthe von einander entfernt sind, und die abwechselnd steigen und fallen. In dem einen Becken erhebt sich der Strahl 12 bis 15 Fuß hoch, und das über vier Minuten, dann sinkt er, und es erhebt sich ein Strahl aus dem andern Becken, etwa fünf Fuß hoch und dauert drey Minuten. Ist dieser Strahl gesunken, so steigt der in dem andern Becken wieder, während das Wasser in diesem nur kocht.

Auf unserm Rückwege fuhren wir von Indreholm zur See nach Reikiavik, wo wir nach einer Abwesenheit von einem Monath und zwey Tagen ankamen, in welcher Zeit wir 80 bis 90 Deutsche Meilen gemacht hatten. Wir wohnten bald nach unserer Ankunft einem Lachsfischfange bey, der den Einwohnern von Reikiavik eine Art Fest war. Es wurde der eine Arm eines Flusses abgedämmt, so daß das Wasser ablief, und man die Lachse leicht fangen konnte. Neunhundert erhielt man an diesem Tage; oft aber soll man schon 2—3000 mit einem Mahle dort gefangen haben.

Vierte Fahrt.

Zu den Geisern und dem Hekla.

Den 25. des Heumonathes traten wir unsere letzte Reise in Island an, begleitet von zwey Isländischen Freunden, Herrn Fell und Herrn Jörgen. Wir durchreiseten ein hügeliges Land, sahen einen Wasserfall und den Dampf von mehreren heißen Quellen. Den Pfarrherrn eines Dorfes fanden wir mit dem Grasmähen beschäftiget. Bey unserer Ankunft verließ er sogleich seine Arbeit und führte uns in sein Haus, wo es reinlich und nett war. Seine Frau bewirthete uns reichlich mit Milch, während er selbst einigen unserer Pferde die Hufeisen befestigte. Vor Thingvalla geriethen wir in eine tiefe, gräßliche Bergspalte, die, wie mehrere ähnliche in dieser Gegend, welche mit ihr gleich laufen, Erzeugnisse des unterirdischen Feuers sind. Plötzlich kamen wir zu einem jähen Rande, und während unser Blick noch davor zurück schauderte, machten unsere Pferde schon Anstalten, hinunter zu klimmen. Wir stiegen aber ab, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Mehrere merkwürdige Höhlen ka-

hohen Wasserfall, der vom Schnee herab über einen sonderbar gebildeten Felsen stürzte. Nach einem mühseligen Wege in vielen Zickzacken kamen wir nach Stikkesholm, welches auf der Spitze einer kleinen Halbinsel liegt. Auf der Landenge trafen wir das Dörfchen Helgafell (heiligen Hügel), eine der frühesten Niederlassungen auf Island. Etwa 150 kleine Inseln umgränzen Stikkesholm, und manche davon bergen viele Schwäne. In Stikkesholm waren wir einen Sonntag, und bemerkten da erst, was uns bis jetzt entgangen war, daß die Isländer ihren Sonntag des Sonnabends um 6 Uhr anfangen und des Sonntags um 6 Uhr endigen, so daß sie sich sogar dann umziehen und wieder an ihre Geschäfte gehen. Von Stikkesholm bis nach Snoksdalr kamen wir größten Theils durch eine öde Gegend, und hatten Gelegenheit, in einem Pächterhause die schlechte und langsame Art zu weben, welche die Isländer haben, kennen zu lernen. Hinter Snoksdalr durchreiseten wir mehrere grasreiche Thäler, wovon der Bezirk Thalstrich (Dale-Syssel) heißt. Am oberen Guitaa trafen wir die größten Birken, 6 bis 10 Fuß hoch. Von Sidumule gingen wir den Guitaa zwey Meilen hinunter, setzten dann über, und kamen glücklich in Huaneyre an. Von hier aus besuchten wir Reikholt, wohin wir von Sidumule nicht kommen konnten, weil dort das Übersetzen über den Fluß zu schwierig und bedenklich war. Nach Reikholt hin begleitete uns der älteste Sohn des Amtmannes Stephenson, ein Jüngling von 16 Jahren; er sprach gut Lateinisch, und hatte im Englischen bey seinem Oheime auch schon ansehnliche Fortschritte gemacht. Über jeden Gegenstand redete er mit außerordentlichem Verstande und großer Bescheidenheit. Die heißen Quellen im Thale von Reikholt oder im Reikiadal sind sehr des Beachtens werth. Wir sahen, als wir in's Thal kamen, an verschiedenen Stellen Dampfsäulen aufsteigen. Als wir uns näherten, fanden wir eine Menge Öffnungen in einem Felsbecken, welches mit einer Kalkkruste belegt war. Aus einigen Öffnungen quoll das Wasser sanft hervor, aus andern mit Gewalt, und trieb Strahlen von 2 bis 3 Fuß Höhe. Die Hitze des Wassers betrug 212 Grad nach Fahrenheit. Etwas weiter im Thale ist ein Fels, mitten im Flusse, etwa 10 Fuß hoch und 96 Ruthen im Gevierte. Aus der höchsten Stelle desselben bricht mit Heftigkeit ein Strahl kochendes Wasser hervor und steigt mehrere Fuß hoch. Nicht weit davon befindet sich ein 2 Fuß breites Loch mit siedendem Wasser, und an der andern Seite ein zweytes der Art. Höher herauf liegt Reikholt selbst und dabey ein vor 600 Jahren von S n o r r o S t u r l e s o n erbautes Bad, wozu man eine heiße Quelle benutzt. Auf unserer Rückreise von Reikholt fanden wir eine Quelle, aus der das Wasser in bestimmten Zeitabsätzen hervorbrach. Man hatte neben die-

ser Quelle einen Schuppen eingerichtet, um die Hitze derselben zum Trocknen der Wäsche zu benutzen. Eine Viertelmeile davon trafen wir eine ganze Gruppe von Quellen, 16 in einer Reihe, auf einem Felsen, von etwa 50 Ruthen Länge, wovon einige das Wasser hoch emportreiben. Unter diesen ist eine Doppelquelle. Sie hat zwey Öffnungen, die etwa eine Ruthe von einander entfernt sind, und die abwechselnd steigen und fallen. In dem einen Becken erhebt sich der Strahl 12 bis 15 Fuß hoch, und das über vier Minuten, dann sinkt er, und es erhebt sich ein Strahl aus dem andern Becken, etwa fünf Fuß hoch und dauert drey Minuten. Ist dieser Strahl gesunken, so steigt der in dem andern Becken wieder, während das Wasser in diesem nur kocht.

Auf unserm Rückwege fuhren wir von Indreholm zur See nach Reikiavik, wo wir nach einer Abwesenheit von einem Monath und zwey Tagen ankamen, in welcher Zeit wir 80 bis 90 Deutsche Meilen gemacht hatten. Wir wohnten bald nach unserer Ankunft einem Lachsfischfange bey, der den Einwohnern von Reikiavik eine Art Fest war. Es wurde der eine Arm eines Flusses abgedämmt, so daß das Wasser ablief, und man die Lachse leicht fangen konnte. Neunhundert erhielt man an diesem Tage; oft aber soll man schon 2—3000 mit einem Mahle dort gefangen haben.

Vierte Fahrt.

Zu den Geisern und dem Hekla.

Den 25. des Heumonathes traten wir unsere letzte Reise in Island an, begleitet von zwey Isländischen Freunden, Herrn Fell und Herrn Jörgen. Wir durchreiseten ein hügeliges Land, sahen einen Wasserfall und den Dampf von mehreren heißen Quellen. Den Pfarrherrn eines Dorfes fanden wir mit dem Grasmähen beschäftiget. Bey unserer Ankunft verließ er sogleich seine Arbeit und führte uns in sein Haus, wo es reinlich und nett war. Seine Frau bewirthete uns reichlich mit Milch, während er selbst einigen unserer Pferde die Hufeisen befestigte. Vor Thingvalla geriethen wir in seine tiefe, gräßliche Bergspalte, die, wie mehrere ähnliche in dieser Gegend, welche mit ihr gleich laufen, Erzeugnisse des unterirdischen Feuers sind. Plötzlich kamen wir zu einem jähen Rande, und während unser Blick noch davor zurück schauderte, machten unsere Pferde schon Anstalten, hinunter zu klimmen. Wir stiegen aber ab, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Mehrere merkwürdige Höhlen ka-

dem beständigen Geräusche nannten wir sie den **brüllenden Geiser**. Die Ausbrüche dieses Springbrunnens waren stätig. Jede vier bis fünf Minuten wurde das Wasser mit Heftigkeit heraus geworfen, und bedeckte mit dem, was es absetzte, den Grund in einem großen Umkreise. Die Strahlen waren von dreyßig bis zu vierzig Fuß Höhe; sie zerstiebten in die feinsten Stäubchen und waren mit großen Dampfwolken umgeben. Diese Quelle lag achtzig Ruthen vom Geiser, da wo der Hügel sich erhebt." — Wahrscheinlich hat ein Erdbeben die damahlige Beschaffenheit dieser Quelle verändert. — Nach Untersuchung mehrerer Höhlen kehrten wir zum großen Geiser zurück, und ich schlug von den Überrindungen einige Stücke ab. Kaum hatte ich aber einige Schläge gethan, so hörte ich einen Schall, wie wenn in der Ferne eine Kanone gelöset würde und der Boden unter mir bebte. Der Schall wiederhohlte sich, das Wasser stieg höher und höher, und kaum hatte ich Zeit den Rand zu verlassen, als eine große Wassersäule aufstieg, begleitet von Dampfwolken, zehn bis zwölf Fuß hoch. Die Säule theilte sich oben und das Wasser im Becken floß über. Die Säule sank wieder; aber bald stieg eine noch höhere auf, von etwa fünfzehn Fuß, und dieses wiederhohlte sich achtzehn Mahl. Jede Säule hielt ungefähr fünf Minuten an, und manche konnte wenigstens fünfzig Fuß hoch seyn. Der letzte Strahl war der heftigste, und nach ihm verschwand das Wasser im Becken plötzlich, und lief in eine Röhre, die in der Mitte desselben sich befand. Die dicken Qualmwolken, welche die Säulen, ungeachtet eines starken Windes, umgaben, bewirkten, daß wir nur den obern Theil der Wassersäulen sehen konnten. Nachdem aber die Säulenbildung aufgehört hatte, verschwand auch der Broden, das heiße Becken trocknete, und wir stiegen hinein, um die Röhre zu untersuchen, in welche das Wasser etwa zehn Fuß tief hinein gesunken war, und sich allmählich wieder zu heben schien. Der Durchmesser der Röhre betrug oben sechzehn, unten zehn Fuß; die senkrechte Höhe des Beckens drey, und die Röhre über sechzig Fuß. Allein sicher gibt es große Seitenröhren, welche unser Senkloth nicht ausmitteln konnte. Die Hitze des Wassers war 209 Grad Fahrenheit. Da dasselbe erst ein Viertel des Beckens wieder gefüllt hatte, kamen von neuem drey Strahlen in die Höhe, jeder dreyßig Fuß hoch. Etwas später zeigten sich noch mehrere Strahlen, wovon einer vierzig Fuß hoch war, aber das Wasser fiel nicht.

Den Abend schlugen wir unser Zelt 100 Ruthen vom Geiser auf, und theilten uns zum Nachtwachen ein, damit, wenn Wassersäulen kämen, der Wachende die Schlafenden wecke. Gegen 12 Uhr entstand ein unterirdisches Getöse; das Wasser im Becken kam in

starke Bewegung, aber die Strahlen blieben aus. Dasselbe ereignete sich um halb 3 Uhr. Gleich nach 4 Uhr, es war am Morgen eines Sonntags, weckte uns Herr Bright, und wir hatten eine außerordentliche Erscheinung. Fünfzig Ruthen von uns, an einer Stelle, worauf wir vorher gar nicht gemerkt hatten, sahen wir Wasser empor steigen, begleitet von Broden und einem gewaltigen Getöse. Des Wassers war nicht viel; aber eine weiße Schaum- und Dampfsäule von sechzig Fuß Höhe stellte sich drey Stunden unsern Blicken dar. Es war dieß der neue Geiser. An dem Bache, den das Wasser der Geiser bildet, fanden wir köstliche Versteinerungen. Birken- und Weidenblätter waren in weiße Steine verwandelt, und jede Faser dabey sichtbar geblieben. Torfmassen, Gras und Binsen befanden sich in demselben Zustande. An der Außenseite des Hügelbeckens, worin der große Geiser ist, sehen alle hervorstehenden Theile wie Blumenkohlköpfe aus, und sind von gelblich-brauner Farbe. Dieß kommt von dem beständigen Absetzen und Abspülen durch Wasser. Die innere Seite des Beckens ist verhältnißmäßig glatt, und die Masse grau mit schwarzen und weißen Streifen. — Nördlich vom großen Geiser findet man einige kleine Becken mit kochendem Schlamme, der Alaun enthält. Die Wasserabsätze der Geiser bilden einen kieselerdigen Stoff, der eine Achtel Meile weit in jeder Richtung sichtbar ist. Wir untersuchten die ganze Umgegend der Geiser, noch immer wieder einen neuen Ausbruch erwartend. Einige Mahl knackte und tobte es, und es floß auch das Wasser über, aber ohne Strahl. Der neue Geiser strahlte aber des Abends noch ein Mahl drey Viertel Stunden lang, ohne daß sich die Erscheinung durch irgend etwas vorher angekündigt hätte. Endlich um Mitternacht donnerte und krachte es in den Tiefen, und der große Geiser sprühete seine Strahlen, wovon der höchste über 90 Fuß betrug. Wolken trübten den Himmel; es war aber doch so hell, daß man die furchtbar-schöne Erscheinung recht gut beobachten konnte. Um halb 10 Uhr des andern Morgens brausete der neue Geiser wieder auf; die Dampf- und Wassersäule blieb ganz senkrecht, obgleich ein starker Wind dagegen stieß. So stark war die Kraft. Er spielte länger als eine halbe Stunde, und ein thauartiger Regen erfüllte die Luft umher. Wenn man Steine in die Röhre warf, während der Broden heraus brach, so wurden sie sofort, und gewöhnlich in Stücken zersprengt, hoch in die Höhe geschleudert. Der kleine Geiser war, wie man uns sagte, vormahls eine unbedeutende Quelle. Seine Röhre hat kein Becken, und bey seinem ruhigen Stande befindet sich das Wasser, etwa 20 Fuß unter der Mündung, in einem beständigen heftigen Kochen. Außer dem großen und dem neuen müssen wir noch

dem beständigen Geräusche nannten wir sie … Wasser 4 bis 5 Fuß
ſer. Die Ausbrüche dieses Springbrunn… großen Geiser gleicht.
bis fünf Minuten wurde das Wasser … Strahlen von 1 bis
fen, und bedeckte mit dem, was es abſe… Berg in dem Torfgrunde
ßen Umkreiſe. Die Strahlen waren … es immerwährend kochet
Höhe; ſie zerſtiebten in die feinſt… …ung oder Quelle ihren beſon-
ßen Dampfwolken umgeben. Di… …ander in Verbindung ſtehen,
Geiſer, da wo der Hügel ſich er… … den Dampf und den Knall
beben die damahlige Beſchaffe… Waſſers bewirkt — dieß, Leſer,
Unterſuchung mehrerer Höhl… Du es nicht, ſo erkenne darin
rück, und ich ſchlug von de… Wolken ſammelt und die Erde
hatte ich aber einige Sch…
wenn in der Ferne eine … …er in Skalholt, dem alten Sitze der
ter mir bebte. Der … Island reiſet man nach Nord-Island ge-
her und höher, und … Thingvalla aus durch das Innere des
eine große Waſſerſ… drey bis vier Tage. Das Innere Islands,
bis zwölf Fuß ho… 1000 Quadrat-Meilen, iſt eine ſcheußliche,
im Becken floß … eine einzige menſchliche Wohnung; denn
noch höhere auf … ſind eigentlich bewohnt. Die vier nördlichen
ſich achtzehn M… Hegranes, Vadle und Thingoes haben zuſam-
und manche ko… Einwohner. Der Hafen von Eyafiord iſt der beſte an der
war der heft… Bey Huſavik befindet ſich eine Quelle, die Ochſen-
plötzlich, ur… genannt, weil ein Ochſe einmahl hinein gefallen,
fand. Di… verſetzet worden ſeyn ſoll. Dieſe Quelle macht ein gro-
ſtarken … hat ein Becken, das einer umgekehrten Glocke gleicht,
der W… 16 Fuß im Durchmeſſer enthält. Die Ochſenquelle ſpritzt,
aufgeh… Bericht vom Jahre 1755, das Waſſer vier Ellen
trock… Minute, wobey daſſelbe im Becken an drey Viertel
wel… In 2 bis 3 Minuten ſteigt das Waſſer wieder; man
all… dumpfen Knall, wie von einer Flinte im Grunde, und
tr… Augenblick treibt von neuem der Waſſerſtrahl in die Höhe. Um
… Ochſenquelle ſind mehrere andere; alle ſtehen in drey Reihen von
… nach Süden. Zehn Schritte von der Ochſenquelle iſt eine,
… Mahl ſo groß als jene; ſie ſpeyt aber nicht zu allen Zeiten
Waſſer. An dem Kiolgebirge finden ſich ebenfalls mehrere heiße Spring-
quellen: die eine ziſchet beſtändig mit ſtarkem Geräuſche aus engen
Spalten, und drey andere löſen ſich wechſelweiſe in Strahlenbildern ab.
Schellfiſche, Hayfiſche und Häringe werden an den Nordküſten
viele gefangen. Hoſſos und Skagaſtrand ſind nach Eyafiord die wich-
tigſten Handelsplätze. Von erſtem liegt ſüdlich der alte Biſchofſitz von
Nord-Island, nähmlich Hoolum. Die Fiords an der Nordküſte frie-
ren alle Winter zu; die offene See nur in ſtrengen Wintern. Aber

nt im Sommer und im Winter mehr auf der Ost-
stseite an.

heumonathes verließen wir Skalholt, um den Hekla
men durch eine sandreiche Gegend, sahen viele
egten Reikum zurück, wo im Jahre 1789 durch ein
heiße Quelle entstand, setzten über den Fluß Thiorsaa,
eten in Kalfholt.

des Erntemonathes (August) kamen wir durch den Fluß
Rangaa, dessen Wasser vollkommen durchsichtig ist. Sein
besteht aus großen Lava-Massen, welche hier und da in Spitzen
rheben, und dadurch den Fluß sehr reißend machen. In Naifur-
it, einer Meierey am Fuße des Hekla, änderten wir plötzlich un-
sern Entschluß, diesen Berg sogleich zu besteigen; denn der Islän-
der Brandtson zeigte uns eine Menge Obsidian, ein Mineral (minerale), zu dessen Untersuchung wir vorzüglich nach Island gekommen waren, und das wir bisher noch nicht getroffen hatten. Er sagte uns dabey, daß die Stelle, wo sich dasselbe befände, eine Tagereise entfernt sey. Wir beschlossen, den folgenden Tag dahin aufzubrechen. Auf unserm Wege trafen wir viel vulkanischen Sand, Bimsstein, Lava und ausgebrannte Schlacken und Kohlen. Er war sehr öde, wüste und leer. Hin und wieder quollen Bäche aus dem Schnee der Berge hervor; mehrere niedrige Krater erblickten wir, und selten Grasplätze. Endlich kamen wir in ein enges Thal, fanden einen kleinen See, und ringsum große Massen von Obsidian, mit Bimsstein bedeckt; und erhielten sohin einen schönen Beleg für die Behauptung, daß Obsidian und Bimsstein vulkanische Erzeugnisse sind. Als wir eine jähe Spitze erstiegen hatten, erblickten wir eine schauerlich öde Gegend; schneebekrönte Jokuln, mehrere Krater, große Lava-Strecken, Wasserfälle in Öden, und Seen zwischen kahlen, bleichen Bergen. In einer großen Entfernung sahen wir den Fischsee (Fiske Vain). Wir kehrten denselben Tag unter Brandtson's herrlicher Führung zurück, und traten den andern Morgen um 10 Uhr unsere Reise auf den so berühmten Hekla an. Den größten Theil des Weges mußten wir zu Fuße machen; je höher wir kamen, desto schwieriger wurde die Arbeit. An mehreren Stellen waren lose Schlacken und schwarzer Sand, die bey jedem Fußtritte ausrutschten. Ehe wir den ersten Gipfel erreicht hatten, umgaben uns Wolken; wir aber stiegen weiter. Bisweilen hatten wir Durchblicke durch die Wolken, die wir zur Einortung (Orientirung) benutzten; denn bis auf die höchste Spitze war unser Führer selbst noch nicht gewesen. Wie Seiltänzer schwebend, mußten wir einen scharfen Bergrücken entlang gehen, und von da aus erreichten wir die höchste Spitze des Berges.

den kleinen Geiser bemerken, der sein Wasser 4 bis 5 Fuß hoch wirft, und in seiner Einrichtung sehr dem großen Geiser gleicht. Mehrere andere Öffnungen treiben bisweilen Strahlen von 1 bis 10 Fuß hoch. Überhaupt gleicht der ganze Berg in dem Torfgrunde einem großen unterirdischen Kessel, worin es immerwährend kochet und zischet. Ob nun jede einzelne Öffnung oder Quelle ihren besondern Kessel hat, oder ob alle mit einander in Verbindung stehen, und was die Hitze erzeugt, und was den Dampf und den Knall und das wechselnde Strahlen des Wassers bewirkt — dieß, Leser, beantworte Dir selbst! Und kannst Du es nicht, so erkenne darin Den wieder, der Blitze schleudert, Wolken sammelt und die Erde als einen Ball in's Leere warf!

Wir kamen den 29. wieder in Skalholt, dem alten Sitze der Bischöfe, an. Von Süd-Island reiset man nach Nord-Island gewöhnlich von Skalholt oder Thingvalla aus durch das Innere des Landes, und braucht dazu drey bis vier Tage. Das Innere Islands, eine Landstrecke von etwa 1000 Quadrat-Meilen, ist eine scheußliche, unwirthliche Wüste, ohne eine einzige menschliche Wohnung; denn nur die Küstenländer sind eigentlich bewohnt. Die vier nördlichen Landstriche Hunavate, Hegranes, Vadle und Thingoes haben zusammen nur 12,000 Einwohner. Der Hafen von Eyafiord ist der beste an der nördlichen Küste. Bey Husavik befindet sich eine Quelle, die Ochsenquelle (Oxehver) genannt, weil ein Ochse einmahl hinein gefallen, und so gekocht verspeiset worden seyn soll. Diese Quelle macht ein großes Geräusch, hat ein Becken, das einer umgekehrten Glocke gleicht, und oben 16 Fuß im Durchmesser enthält. Die Ochsenquelle spritzt, nach Olafson's Bericht vom Jahre 1755, das Wasser vier Ellen hoch in Einer Minute, wobey dasselbe im Becken an drey Viertel Ellen fällt. In 2 bis 3 Minuten steigt das Wasser wieder; man hört einen dumpfen Knall, wie von einer Flinte im Grunde, und den Augenblick treibt von neuem der Wasserstrahl in die Höhe. Um die Ochsenquelle sind mehrere andere; alle stehen in drey Reihen von Norden nach Süden. Zehn Schritte von der Ochsenquelle ist eine, noch ein Mahl so groß als jene; sie speyt aber nicht zu allen Zeiten Wasser. An dem Kiölgebirge finden sich ebenfalls mehrere heiße Springquellen; die eine zischet beständig mit starkem Geräusche aus engen Spalten, und drey andere lösen sich wechselweise in Strahlenbildern ab.

Schellfische, Hayfische und Häringe werden an den Nordküsten viele gefangen. Hoffos und Skagastrand sind nach Eyafiord die wichtigsten Handelsplätze. Von erstem liegt südlich der alte Bischoffsitz von Nord-Island, nähmlich Hoolum. Die Fiords an der Nordküste frieren alle Winter zu; die offene See nur in strengen Wintern. Aber

Treibeis kommt im Sommer und im Winter mehr auf der Ost- als auf der Westseite an.

Den 30. des Heumonathes verließen wir Skalholt, um den Hekla zu besteigen. Wir kamen durch eine sandreiche Gegend, sahen viele Weidengebüsche, legten Reikum zurück, wo im Jahre 1789 durch ein Erdbeben eine heiße Quelle entstand, setzten über den Fluß Thiorsaa, und übernachteten in Kalfholt.

Den 1. des Erntemonathes (August) kamen wir durch den Fluß Wester-Rangaa, dessen Wasser vollkommen durchsichtig ist. Sein Bette besteht aus großen Lava-Massen, welche hier und da in Spitzen sich erheben, und dadurch den Fluß sehr reißend machen. In Naifurholt, einer Meierey am Fuße des Hekla, änderten wir plötzlich unsern Entschluß, diesen Berg sogleich zu besteigen; denn der Isländer Brandtson zeigte uns eine Menge Obsidian, ein Mineral (minerale), zu dessen Untersuchung wir vorzüglich nach Island gekommen waren, und das wir bisher noch nicht getroffen hatten. Er sagte uns dabey, daß die Stelle, wo sich dasselbe befände, eine Tagereise entfernt sey. Wir beschlossen, den folgenden Tag dahin aufzubrechen. Auf unserm Wege trafen wir viel vulkanischen Sand, Bimsstein, Lava und ausgebrannte Schlacken und Kohlen. Er war sehr öde, wüste und leer. Hin und wieder quollen Bäche aus dem Schnee der Berge hervor; mehrere niedrige Krater erblickten wir, und selten Grasplätze. Endlich kamen wir in ein enges Thal, fanden einen kleinen See, und ringsum große Massen von Obsidian, mit Bimsstein bedeckt; und erhielten sohin einen schönen Beleg für die Behauptung, daß Obsidian und Bimsstein vulkanische Erzeugnisse sind. Als wir eine jähe Spitze erstiegen hatten, erblickten wir eine schauerlich öde Gegend; schneebekrönte Jokuln, mehrere Krater, große Lava-Strecken, Wasserfälle in Öden, und Seen zwischen kahlen, bleichen Bergen. In einer großen Entfernung sahen wir den Fischsee (Fiske Vatn). Wir kehrten denselben Tag unter Brandtson's herrlicher Führung zurück, und traten den andern Morgen um 10 Uhr unsere Reise auf den so berühmten Hekla an. Den größten Theil des Weges mußten wir zu Fuße machen; je höher wir kamen, desto schwieriger wurde die Arbeit. An mehreren Stellen waren lose Schlacken und schwarzer Sand, die bey jedem Fußtritte ausrutschten. Ehe wir den ersten Gipfel erreicht hatten, umgaben uns Wolken; wir aber stiegen weiter. Bisweilen hatten wir Durchblicke durch die Wolken, die wir zur Einortung (Orientirung) benutzten; denn bis aufs die höchste Spitze war unser Führer selbst noch nicht gewesen. Wie Seiltänzer schwebend, mußten wir einen scharfen Bergrücken entlang gehen, und von da aus erreichten wir die höchste Spitze des Berges.

Glücklicher Weise erheiterte sich jetzt der Himmel und gewährte uns eine schöne Rundsicht.

Wir erblickten viele Berge und Seen. Der Skaptaa-Jokul begränzte die Aussicht nach Nordost, und der Torfa-, Tinfialla- und Eyafialla-Jokul die nach Osten. Nach Süden hin sahen wir hinter der Landebene die See. Die höchste Spitze des Hekla steht zwischen zwey andern, und hat eine jetzt mit Schnee angefühlte Höhlung, — den ehemahligen Krater. Der ganze Gipfel besteht aus Schlacken; an den Seiten sind viele Öffnungen, woraus wahrscheinlich in frühern Zeiten die Lava floß. Als wir die Schlacken untersuchten, fanden wir die untern noch warm, ja heiß, und Wasserdämpfe stiegen aus einigen Stellen heraus. Ob diese Wärme noch von dem Ausbruche, der im Jahre 1766 Statt fand, herrührte, oder ob sie eine Bothinn von künftigen Ausbrüchen ist, will ich nicht entscheiden. Ist aber die Beobachtung der Umwohner richtig, daß der Schnee des Hekla jetzt von Jahr zu Jahr abnehme, so läßt sich das Letzte behaupten. Unter vielen Beschwerden stiegen wir an demselben Tage noch den Berg wieder herunter, der über 4000 Fuß hoch ist. In den Jahren 1137, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1538, 1619, 1639, 1693 und 1766 hat dieser Berg Feuer gespieen. Im Jahre 1728 zeigten sich in der Nachbarschaft desselben Flammen. Im Jahre 1554 waren Ausbrüche auf den östlichen Bergen, und im Jahre 1754 auf den westlichen. Dem Ausbruche im Jahre 1766 folgten 1767 Flammen, und 1768 wurde erst der Berg ganz ruhig, und ist es seit der Zeit geblieben. Im Jahre 1755 ereignete sich ein schrecklicher Ausbruch auf dem Berge Kattlagia. Den 17. des Weinmonathes dieses Jahres vernahm man des Morgens um 10 Uhr in Myrdal sehr geschwinde und unordentliche Erderschütterungen, wodurch die Häuser beschädiget wurden. Bald ergoß sich in drey Armen Wasser aus dem Berg und überschwemmte die ganze Gegend umher, 5 Meilen lang und 4 Meilen breit. Die Wasserströme führten eine Menge Eisberge mit, einzelne Stücke von den zerborstenen Gletschern. In den Eisbergen saßen Felsstücke, einige so groß als ein Haus. Das Wasser war überall mit Bimsstein und Asche angefüllt. Feuer und Wasser schienen sich verbunden zu haben, um Alles zu vernichten. Dicke Rauchwolken stiegen gegen Himmel, und ein Steinhagel fiel weit um den Berg herum. Der Erddonner und die Erschütterungen dauerten dabey fort, und wirkliche Blitze zückten vom Berge herab. Die ausgeworfenen Steine waren alle glühend, und bestanden aus Bimsstein und aus einer festen Schlacke von hellblauer und grauer Farbe. Zuweilen wurden große, helle Feuerkugeln hoch in die Luft geworfen, die alsdann in unzählbare Stücke zersprangen und

in den entferntesten Gegenden niederfielen. Auf den Feuerausbruch und den Steinhagel folgte ein wirklicher Hagel, nur dadurch eigenthümlich, daß jedes Hagelkorn in seinem Innern, als Kern Sand oder Asche enthielt. In der Nacht auf den 18. sah man ein prachtvolles, schreckliches Feuer. Der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen und die ganze Erde ein Raub der Gluth zu werden. Auf dem Berge selbst stand eine große Feuersäule, aus der Blitze und feurige Kugeln sprangen. Weit umher war es so hell, wie am Tage. Die Feuersäule wechselte in ihren Formen und Farben. Das Brausen in der Luft, das Krachen der Erde und das Donnern in den Felsen dauerte dabey fort. Die Luft war von Schwefeldämpfen geschwängert, und eine feine Asche drang Jedem in Nase und Mund. Den 18. verhüllte ein dicker Nebel mit Regen den Berg und die ganze Umgegend. Das Krachen dauerte aber den Tag über fort, und am Abende zeigte sich von neuem die Feuersäule. Den 19. sah man die Rauchsäule voll rother Funken auf der Westseite; auf der Ostseite hingegen war es finster, und schwarzer Sand nebst Asche verbreiteten sich auf ganz Ost-Island. Das Knallen war oftmahls so stark, daß man es im Goldstriche und andern Theilen des Südlandes, 25 bis 30 Meilen weit hörte. So weit sah man auch die Feuersäule nebst den Feuerkugeln. Die Asche verbreitete sich sogar bis auf die Faroe-Inseln und auf Süd-Island. Wassergüsse wechselten fortwährend mit dem Feuer. Den 7. des Regenmonathes (November) beruhigte sich der Berg etwas, die Feuer- und Wasserströmungen hörten auf, der Donner blieb aus. Im folgenden Jahre fing der Berg einige Mahl sein Spiel wieder an; doch waren dieses nur noch die Nachwehen seiner vorjährigen Kreisung, und schreckten mehr als sie verwüsteten. Die Zerstörungen, welche der große Ausbruch der Kattlagia machte, erstreckten sich weit. Die Fluthen rißen Vieles mit fort; die Asche, der Sand und die Steine bedeckten Wiesen und Wälder; denn der Sand lag an einigen Stellen 4 bis 6 Fuß hoch. Steine, 10 bis 15 Pfund schwer, waren 4 Meilen weit geschleudert. Gegen 50 Grundbesitzungen mußten verlassen werden. Mehrere neue Klippen und Berge standen jetzt an der Seeküste, die vorher nicht da gewesen waren. Längs dem Myrdalssand traf man drey gleichlaufende Bergrücken, wovon jeder sechzig Ellen hoch war, und die zusammen eine Breite von einer halben Meile hatten. Sie bestanden aus Stein und Eisklumpen, mit Bimsstein, Sand und Asche vermischt. Die Einwohner, welche ihre versandeten Höfe, Weiden und Wälder verlassen mußten, waren alle an den Bettelstab gebracht. Nur zwey hatten das Leben eingebüßt. Vor den Wasserfluthen retteten sich mehrere auf einen einzelnen Berg, der bald eingeinselt war. Sie mußten

darauf sieben Tage ohne Essen und Trinken verweilen — unter Feuer, Kälte, Regen und Steinhagel. Über Myrdalssand konnte man vor den vielen angetriebenen Eisbergen gar nicht vorbey kommen, außer an dem äußersten Rande der Seeküste. Alles Trinkwasser wurde von der Schwefelluft verdorben, und der Schwefelgestank war so heftig, daß die Menschen fast erstickten. Die Brust wurde dadurch angegriffen, Geruch und Geschmack verschwanden, die Augen rötheten sich, die Augenlieder schwollen auf, und an dem Zahnfleische bildeten sich Beulen. Manches Stück Vieh ertrank in den Fluthen; der Steinhagel machte andere rasend, so daß sie wild umher liefen und zuletzt todt niederfielen. Viele starben aus Hunger; denn das Gras war verwüstet und die Zähne fielen ihnen aus. Die feine Asche, welche überall durchdrang, verdarb auch sehr viele Lebensmittel. Ein Blitz erschlug eilf Pferde und zwey Menschen. Nach der Aussage eines Strichmannes hat sich während der Kreisung des Kattlagia ein Berg heftig auf und nieder bewegt, und ist zuletzt fast doppelt so groß geworden, als er war. Diese an sich wahre Erzählung hat die Veranlassung zu den wandernden Bergen auf Island gegeben. Olafson nennt den südlichen Skeideraa-Jokul auch einen wandernden Berg, erzählt von ihm, daß er sich stoßweise vorwärts und rückwärts bewege, wobey man Feuerfunken sehe, und daß seine Bewegungen sich nach den Kreisungen anderer Berge richten. Er sagt, daß glaubwürdige Leute ihm erzählten, wie sich gleich Meereswellen dieser Berg bewegt, und hin und wieder Wasserströme ausgespieen habe, und daß zu der Zeit Keiner es gewagt habe, über ihn zu gehen. Daß bey Erdbeben sich Berge bewegen, ist gewiß; aber was jene glaubwürdigen Leute gesehen haben wollen, das liegt wohl theils in ihrer Einbildungskraft.

Vor dem Jahre 1755 hatte man vom Jahre 900 an sechs Ausbrüche des Kattlagia gezählt. Der Eyrefa-Jokul brach im Jahre 1720 aus, und vier Jahre früher sprühete der Grims-See (Grims Vatn) Feuer. Den Ausbruch des Hekla im Jahre 1766 beschreibt Finnson also: „Der Winter vom Jahre 1765 auf 1766 war so gelinde, daß man vor Ostern nur zwey Mahl Frost hatte; alle Quellen, Bäche und Seen nahmen ab, und um den Berg vertrocknete vor Hitze das Heidekraut. Die Umwohner sahen mit Schrecken einem Ausbruche entgegen, der am 5. des Windmonathes (Aprill) des Morgens um halb vier Uhr erfolgte. Schon die ganze Nacht hindurch bemerkte man ein Erdbeben, und des Morgens stieg unter furchtbarem Krachen eine schwarze Sandsäule in die Höhe, vermischt mit Feuer und glühenden Steinen. Zwey bis drey Meilen vom Berge entfernt fielen Bimssteine nieder, die drey Ellen im Umfange

hatten, und andere, die über sieben Pfund wogen. Viele Kirchspiele wurden ganz übersandet, und der Fluß Rangaa von Bimssteinen verstopfet. Ringsum herrschte dabey Finsterniß; selbst in Hoolum, was dreyßig Meilen vom Hekla liegt, war der Tag gleich einer dunklen Nacht. Acht Stunden dauerte dieser Sandausbruch. Viele andere Tage im Wind-, Wonne- und Brachmonathe brannte der Hekla mit großer Heftigkeit bey starkem Erdbeben und einem erstaunlichen Donnern und Krachen. Das Brüllen war alle Tage so stark, daß man es an sieben Meilen weit hörte. Den 9. des Windmonathes brach wahrscheinlich der Lava-Strom aus, und den 23. des Wonnemonathes bemerkte man zuerst einen starken Wasserstrahl, der häufig in der Sandsäule aufschoß. Viele Häuser wurden durch die Erdbeben umgeworfen, selbst auf dem Goldstriche, an Orten, die sechzehn Meilen vom Berge entfernt liegen. Das Feuer gewährte oft herrliche Farbenspiele. —

Der Krabla in Nord-Island spie von dem Jahre 1724 bis zum Jahre 1730. Einige der Lava-Ströme floßen in den Mückensee (My Vatn), tödteten die Fische darin und trockneten ihn stellenweise aus. Eine weite Strecke bewohntes Land ward dadurch verwüstet. Im Goldstriche und dem Meer dabey beobachtete man in den Jahren 1000, 1340 und 1583 Ausbrüche und Feuer. Überhaupt zählt man auf Island ungefähr 42 große Ausbrüche. Auffallend ist es, daß oft die Ausbruchsjahre vom Vesuv bey Neapel und dem Ätna auf Sicilien mit den Ausbrüchen auf Island zusammenstimmen. Welch' eine Verbindung mögen diese Feuerschlünde haben, quer unter Europa durch! — Der neueste Ausbruch auf Island ist der des Skaptaa-Jokul im Jahre 1783. In dem Brachmonathe dieses Jahres bemerkte man um diesen Berg eine Erderschütterung. Einige Tage darauf brachen an drey Orten Feuer hervor. Der ganze Dunstkreis ward durch Sand, Asche und Bimsstein verfinstert, und pechartige Massen träufelten vom Himmel. Aus den Wolken brachen ungeheure Ströme salzigen Regens hervor, und alles Land umher war überschwemmt. Die Hitze verwandelte die Feuermassen in die dichtesten Dämpfe; die Sonne leuchtete blutig durch dieselben, und die ganze Schöpfung schien in Feuer und Wasser aufgehen zu wollen. Alle Pflanzen starben ab, das Vieh verhungerte und die Menschen flohen aus diesem Bezirke. Die Lava brach aus drey Öffnungen hervor, die zwey Meilen von einander entfernt waren. Sie drang sieben bis neun Meilen vor, und nach einem Jahre hatte sie noch eine solche Gluth, daß man sich ihr nicht nähern durfte. Der Fluß Skaptaa trocknete in vier und zwanzig Stunden aus, ausgefüllt von der Lava, die das Wasser in Dunst verwandelte. Und dieser Fluß war vier Meilen lang, dreyßig bis hundert Klaftern breit und sehr tief. Über alles

stieg die Lava jetzt weg und bildete in Nordwesten eine Feuersee von sechs und dreyßig Quadrat-Meilen. Ein und zwanzig Dorfschaften und Meiereyen, worunter sieben Kirchdörfer waren, bedeckte die Gluthmasse, vier und dreyßig Ortschaften litten beträchtlich, zwey hundert und zwanzig Menschen verloren ihr Leben durch Feuer, ein und zwanzig durch Wasser und von zwölf Flüssen erkannte man die Spur nicht mehr. Um dieselbe Zeit stieg mit großem Krachen die auf unserer Karte bemerkte Insel aus dem Meere hervor, und warf Feuer und Bimsstein um sich.

Es ist kein Land in der bekannten Welt, wo Feuerausbrüche so zahlreich gewesen sind, und eine so große Strecke einnahmen, als Island. Kein Theil der Insel ist ganz frey vom unterirdischen Feuer, welches sich noch weit über die Küsten hinaus erstreckt, wie die Ausbrüche in der Umsee beweisen. Die Krater selbst auf den höchsten Jokuln haben sicher Verbindungen mit dem Meere; das Wasser ist bey den meisten Ausbrüchen salzig und setzt auch bisweilen Salz ab.

Die nächste Nacht rasteten wir in Mirende, in dessen Umgigend viel Engelwurz (Angelica) wächst, welche die Einwohner genießen. Die Landschaft hier herum ist mahlerisch. Zwischen Klippen, die als Säulen da stehen, rauscht das Wasser des Markneßiot, und an der östlichen Seite erhebt sich der Eyafialla-Jokul, fünf tausend und fünf hundert Fuß hoch, und um zwey Drittel mit beständigem Schnee bedeckt, der an den Seiten schöne Gletscher bildet, die theilweise bis in's Thal hinunter reichen. Die aus Lava gebildeten Westmann-Inseln erblickt man sehr deutlich. Nur eine dieser Inseln, Heimacy, ist bewohnt; aber von einem rohen, verdorbenen Menschenschlage. Unser Plan war anfänglich, auch Ost-Island zu bereisen, vielleicht über Berufiord, wo man den schönen Isländischen Kalkspath trifft, und Rodefiord nach Vapnafiord, welche drey Orte die einzigen Häfen an dieser Seite der Insel sind. Allein die Reise bis dahin soll sehr beschwerlich seyn, und wir hörten, daß in kurzem die Brigg Flora von Reikiavik nach England abgehen würde; darum dachten wir an die Rückreise. Auch sehnt man sich, nachdem man das Hauptziel der Reise erreicht hat, gewöhnlich wieder nach der Heimath, zumahl wenn man in unwirthlichen öden Gegenden ist.

Über Odde reiseten wir nach Eyarbaik, und sahen den Dampf von den heißen Quellen bey Reikum, die wir selbst wegen der Eile nicht mehr besuchten, und deren Beschreibung wir nach John Stanley machen. „Die Quellen liegen in einem fruchtbaren Thale, fast Quelle bey Quelle, über hundert in Einem Bezirke, alle von Thonbänken umlagert. Manche sind klein, andere kochen in großen Becken von drey bis vier Fuß im Durchmesser. Die Farbe des Wassers

ist verschieden in den Quellen, wie die Farbe der Thonbänke. Die Quellen, aus welchen das Wasser stark überfließt, haben helles Wasser. Darunter zeichnet sich eine aus, deren Becken sechs Fuß im größten Durchmesser hat, und Reikum's Geiser heißt. Fast jede Minute springt aus ihm Wasser in die Höhe. Die Strahlen zerstäuben im Aufsteigen zu Schaum, und heben sich etwa zwanzig bis dreyßig Fuß hoch, begleitet von Dampfwolken. Zwey oder drey große Steine am Rande des Beckens bewirken, daß die Wasserstrahlen nicht senkrecht, sondern schräg in die Höhe steigen. Eine andere Quelle (Badstofa genannt) gibt dieser an Schönheit nicht viel nach, ja ihre Ausbrüche sind in mancher Hinsicht schöner. Sie steigen auch zwanzig bis dreyßig Fuß, die Wassermasse ist größer, der Strahl dauert zehn Minuten und zerstäubt weniger. Auch diese Strahlen gehen schräg. Andere Quellen werfen nur zu Zeiten, während ein Paar Secunden, Strahlen in die Höhe, und sind größten Theils sehr tief, eilf bis achtzehn Ellen. Nach dem obern Ende dieses Thales ist ein Loch, welches früherhin wohl eine Quelle enthielt, und sechs Fuß im Durchmesser hat. Unten verliert sich die Öffnung in mehrere Gänge. Aus diesem strömt Broden mit einem dumpfen, anhaltenden Geräusche und Geheule hervor. Die Hitze in diesem Becken, das Seyder heißt, ist so groß, daß die Leute aus der Nähe Fleisch, Fische, Milch und andere Speisen darin kochen. Die Wasserabsätze um diese Quellen scheinen kalk- und thonartige Erden zu seyn. Nur bey einem fanden wir Kieselmasse, wie bey dem eigentlichen Geiser, Die Masse des Wassers, das der Reikum's Geiser auswirft, beträgt in jeder Minute 78,956 Würfelfuß. Abergläubige Isländer wollen besondere Vögel gesehen haben, die auf und in den heißen Quellen von Reikum leben."

Den 7. des Erntemonathes langten wir um Mitternacht in Reikiavik an, nachdem wir sechzig Meilen zurück gelegt hatten. Alle unsere Freunde empfingen uns mit vieler Zärtlichkeit. Den 12. ward uns zu Ehren ein Gastmahl veranstaltet. Von allen Seiten her erhielten wir noch schriftlich und mündlich viele Beweise von Liebe und Freundschaft, und tief wird immer in uns das Andenken an ein ruhiges, harmloses Volk eingeprägt seyn, das oft unser Mitleiden erregt hat, in dem Einfachheit und Schlichtigkeit noch herrscht, gebothen von der Schöpfung selbst: das mit der Sorge für den Wintervorrath die Sorge für das Seelenheil verbindet; dessen Geistlichkeit den wahren Hirtenstand darstellt, dessen Gastfreyheit eben so groß ist, als seine Armuth; das freylich nicht mehr seinen alten Ruhm bewährt, aber dennoch auch jetzt mit Geduld und Zufriedenheit, ohne große Begehrungen, seine Angelegenheiten ordnet, und das

vor allen Völkern zeigt, wie Armuth und Bildung gepaart seyn können.

Am 19. des Erntemonathes verließen wir dieses Volk, und schifften uns ein. Mitten auf offener See setzte sich ein großer Haufe Bachstelzen und zwey Sperber auf das Takelwerk unsers Schiffes; mehrere Wallfische begegneten uns und vergegenwärtigten durch ihre Spritzlöcher die Isländischen Quellen. Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen kamen wir zu Stromneß an, besahen die Stadt Kiekwal, ergetzten uns an dem neuen Anblicke von Bäumen und Kornfeldern, und gelangten nach einer Abwesenheit von fünf Monathen glücklich wieder in Edinburgh an.

Fünfte Fahrt.

In Island's Vorzeit.

In die Heimath zurück gekehrt, war Island lange noch der Gegenstand unserer Arbeit und unserer Unterhaltung. Wir sahen zwar nicht mehr die schneebekrönten Feuerberge, die Strahlen der Geiser, die öden Lava-Strecken und die unsichern Torfmoore; aber desto lebendiger trat uns der Mensch entgegen, und wir bemerkten auch hier, daß doch der Mensch bey dem Menschen zuletzt am liebsten und am längsten verweilt. Was konnte die Vorfahren der Isländer bewegen, eine solche furchtbare Insel zu ihrem Aufenthalte zu wählen? Kamen sie vielleicht aus noch ödern Gegenden? Oder trieb sie Noth und Drangsal aus einem andern Lande, so, daß sie hier eine Zufluchtsstätte fanden? — Aber welche Zufluchtsstätte konnte diese Insel darbiethen! — Oder war sie vielleicht milder, reichte sie den Vorfahren mehr dar, als sie den Nachkommen gewährt? — Wir wollen uns bemühen, es zu erfahren.

Ob Island schon den Römern bekannt gewesen ist, daran kann uns wenig liegen: denn viel haben sie sicher nicht davon gewußt, und sollte auch ihr Thule unser Island gewesen seyn, woran Arngrim Jonas mit Recht zweifelt, so haben wir dadurch über Island weiter keine Belehrung. Die alten Normänner, Germanische Völker im Norden Europa's, die im neunten, zehnten und eilften Jahrhunderte die Meere durchkreuzten, fanden im J. 860 die Insel. Nâdodr wollte im Herbste von Norwegen nach den Faroe-Inseln segeln, und ward vom Winde nach Island getrieben. Er landete, bestieg einen Hügel, und sah nichts als schneebedeckte Hügel und Berge in einer einsamen Wüste, und nannte darum die Insel Schneeland (Snid-

land). Vier Jahre später suchte Gardar Suafarson, der von dieser zufälligen Entdeckung wußte, das Land mit Fleiß auf, umschiffte es, und nannte es Gardarsholm. Floke, ein berühmter Raubritter der damahligen Zeit, segelte bald darauf von Norwegen aus hinüber. Er nahm einige Raben mit, nach deren Flug er sich richten wollte. Der erste, welchen er hinter den Faroe-Inseln fliegen ließ, kehrte nach jenen Inseln zurück; der zweyte kam wieder zum Schiffe, weil er kein Land sah, der dritte aber nahm seinen Flug nach Island. Floke blieb zwey Winter dort, untersuchte einen großen Theil der Süd- und Westküsten, und weil er viel Treibeis an der Nordküste fand, so gab er der Insel den Nahmen, welchen sie jetzt noch führt. Die Nachrichten, so die ersten Untersucher der Insel von ihr mitbrachten, waren wohl nicht dazu geeignet, Leute nach Island zu locken. Und doch ward Island bald nach seiner Entdeckung von Norwegen und Schweden aus bevölkert. Es herrschte nähmlich vor dem J. 863 in Süd-Norwegen ein kleiner König, Halfdan der Schwarze. Der starb, und ihm folgte in dem erwähnten Jahre sein Sohn, Harald der Schönhaarige, ein ausgezeichnet wohlgebildeter und geistreicher Jüngling. Der bewarb sich um die Hand der schönen Lyda; diese aber versprach sie ihm nur zu geben, wenn er sich zum Könige von ganz Norwegen machte. Harald gelobte sogleich, nicht eher sein Haar zu kämmen und zu beschneiden, bis ganz Norwegen ihn als König anerkenne. Er bekriegte zuerst seinen nächsten Nachbarn, war glücklich, und eroberte ein Fürstenthum nach dem andern. Mehrere Häupter unterwarfen sich zuletzt freywillig, und Harald ward so König von ganz Norwegen und Gatte der schönen Lyda. Allein mehrere Fürsten konnten die ehemahlige Freyheit und Unabhängigkeit nicht vergessen; Harald haßte und fürchtete sie, weil sie tapfer gegen ihn in der Schlacht bey Hafursfiord gestritten, und sie haßten ihn ob seiner Herrschsucht. Die Freyheit hatte er ihnen genommen; sie, die ehemahligen Herrscher, waren Unterthanen geworden. Auf der Väter Eigenthum erblickten sie als freye Leute das Tageslicht, ohne von einem andern abzuhängen, als von dem, der über Erde und Himmel herrscht; jetzt stellte sich ihres Gleichen über sie. Am regsamsten war dieser Freyheitssinn im Drontheim'schen. — „Hin auf das neue Eiland! Da herrscht kein Harald über uns!" — Das war die Losung der Mißvergnügten, Ingolfr und sein Freund Leifr reiseten im J. 870 in dieser Absicht nach Island. Beyde brachten den Winter dort zu, und im Frühjahre segelte Ingolfr nach Norwegen, um alles zur Einrichtung auf der Insel anzuschaffen, und Leifr ging nach England auf Raubzüge. Nach vier Jahren trafen

beyde auf der Insel wieder zusammen; der Erste brachte viele Leute und Geräthschaften, der Andere große erworbene Schätze mit. Von der Zeit an strömten viele Leute nach dem Lande, wo man, wie Grim zu Ingemund sagte, „keine Unterdrückung zu fürchten hatte." Ja binnen 60 Jahren waren alle Küstenländer Islands bevölkert. Harald suchte zuletzt das Auswandern dadurch zu verhindern, daß er Jeden, der nach Island wollte, eine Abgabe von einer halben Mark Silber — etwa vier Reichsthaler — entrichten ließ.

Die ersten Ansiedler fanden an einigen Küstenstellen hölzerne Kreuze und anderes Geräthe, woraus man schließen konnte, daß das Land schon früher, zufällig oder absichtlich, besucht gewesen war, und das von Christen. Wahrscheinlich waren Fischer aus Brittannien bis hierher gekommen, und hatten entweder im Lande ihren Untergang gefunden, oder waren nach einem kurzen Aufenthalte heimgekehrt. Lange können sie sich schwerlich da aufgehalten haben; denn sonst hätten sie gewiß an Wohnungen gedacht, wovon sich keine Spuren fanden. Einige Isländische Sagen erzählen wohl, daß die Insel schon vor der Ansiedelung der Normänner sey bewohnt worden; sie nennen sogar einen Ort Kirkiubai an der Südküste, wo diese Leute wohnten, geben ihnen den Nahmen Papae, und behaupten, daß diese Island aus Widerwillen gegen die heidnischen Fremden verlassen haben. Allein recht heimisch sind diese Bewohner schwerlich auf der Insel gewesen; sonst würden die Isländischen Sagen, die so genau jedes Einzelne erwähnen, auch nähere Kunde von ihnen geben. Bekannt mag Island den Britten schon im sechsten Jahrhunderte gewesen seyn; allein daß die Könige Arthur und Malgo das Land erobert und beherrscht haben, gehört in das Reich der Fabeln.

Ingolfr und Leifr fanden bey Begründung ihrer neuen Wohnungen keine andern Hindernisse, als die, welche der Boden selbst darboth, der an einigen Stellen so mit dickem Strauchwerke bewachsen war, daß man erst Durchwege hauen mußte. Die Küste bey Reikiavik wurde zur ersten Niederlassung erkoren, und wie man glaubte, von den Göttern selbst. Denn nachdem Ingolfr sich der Küste näherte, so warf er unter Anrufung des Gottes Thor, die Thronsäulen seines ehemahligen Hauses, nach Normännischer Sitte, in die See, um den Ort der Niederlassung da zu nehmen, wo diese Thronsäulen antreiben würden. Ingolfr's Thronsäulen wurden aber in der Gegend gefunden, wo jetzt Reikiavik liegt. Andere Einwanderer wählten andere Orte. Keiner bekümmerte sich um die Mitbewohner. Jeder brachte außer den Seinigen Hausleute und Vieh mit. Denn nur Wohlhabende, denen ein eigenes Schiff zu Gebothe stand,

konnten eine solche Übersiedelung wagen; und auch nur die Angesehensten in Norwegen waren aus Liebe zur Freyheit dazu geneigt. Anfänglich soll Harald sogar diese Auswanderungen begünstiget haben, vielleicht, um die großen Vasallen los zu werden, vor denen er sich fürchtete. Das Landnamabok (Landnehmbuch — Ansiedelungsbuch), welches im zwölften Jahrhunderte aufgeschrieben ist, erzählt sehr weitläufig die Ankunft und Verbreitung der Ansiedler, und gibt genau ihre Abstammung von den ältern Königen und Fürsten an, woraus erhellet, daß außer den Norwegern auch Dänen, Schweden, Schotten und Irländer sich auf der Insel niederließen. Wie in Norwegen, so kämpften auch in den andern Ländern die kleinen Fürsten gegen einander, und wie in Norwegen, zogen gewiß auch in den andern Ländern mehrere die Auswanderung der Unterwerfung vor. Das neuentdeckte Land, wo viele kühne Männer sich angesiedelt hatten, ward bald von Mund zu Mund als das Land der Freyheit gepriesen. Der Normann, der Schwede und Schotte, sie alle waren rauhe Gegenden gewohnt, und die fischreichen Küsten der Insel sicherten gegen den Hunger.

Die Norweger brachten Sprache, Glauben, Sitten und andere ehrwürdige Denkmähler ihrer Vorfahren mit. Jeder lebte als freyer Mann auf dem Bezirke, welchen er sich angeeignet hatte. Die Aneignung geschah durch Umziehen mit Feuer oder durch Errichten von Scheiterhaufen, die so weit von einander entfernt waren, daß man von jedem die beyden nächsten sehen konnte. Das angeeignete Land theilte der Anführer unter die freyen Leute seines Zuges aus. Weil Viele sich zu große Stücke angeeignet hatten, so ward späterhin festgesetzt, daß Jeder nur so viel nehmen dürfe, als er an Einem Tage mit Feuer umziehen könne. Manche Nachbarn geriethen ob dem Besitze in Streit: neue Ankömmlinge drängten sich zwischen alte Besitzer hinein, und so fühlte man allmählich die Nothwendigkeit, alle Besitzer unter ein gemeinschaftliches Gesetz zu vereinigen, und an die Stelle der Willkühr Recht und Pflicht zu pflanzen. Es geschah dieß im Jahre 928. Man theilte das Land in vier Gaue, denen man Richter vorsetzte. Die Gaue zerfielen in Striche, deren es zwölf gab, und diese in Gemeinden. Die Gemeinde-Vorsteher sorgten für Ruhe und Frieden in den Gemeinden, die Strich-Vorsteher im Striche, und die Gau-Vorsteher im Gaue. Über Alle stand, an der Spitze der ganzen Landes-Verwaltung, der Laugmann oder Laugsaugumadur. Diese Beamten wurden auf gewisse Zeiten erwählt; und, um diese Wahlen zu halten, und über nöthig gewordene neue Gesetze abzustimmen, welche die Beamten keinesweges nach eigenem Gutdünken geben konnten, bestanden größere und kleinere Volksversammlungen.

Manche richterliche Aussprüche, und manche Anordnungen im Gottesdienste mußten ebenfalls von diesen Volksversammlungen ausgehen. Zu den Volksversammlungen der Gemeinden konnten alle unbescholtenen Männer kommen. Die Angelegenheiten der ganzen Insel wurden alljährlich auf dem All-Ding (Althing) abgemacht, welches an den Küsten des See's Dingwalla als eine allgemeine Volksversammlung Statt fand. Außer den Beamten waren viele Abgesandte vom geistlichen und weltlichen Stande hier zugegen. Jedes im abgelaufenen Jahre gesprochene Urtheil konnte hier geprüft, jede Obrigkeit hier zur Verantwortung gezogen werden. Der Laugmann oder Verwalter des Gesetzes leitete die Versammlung; nach Verdienst hatte man ihn als den Würdigsten gewählt. Obgleich die Dauer seines Amtes von den Ständen abhing, so bekleidete doch Mancher mehrere Jahre, einige sogar lebenslänglich diese Würde. Mit großer Macht und Ansehen war der Laugmann bekleidet; aber dennoch hatte ihn die Verfassung des Landes so beschränkt, daß er nur viel Segen stiften, aber kein Unheil über dasselbe bringen konnte. Die Isländische Verfassung erkannte jeden Besitzer als freyen Mann an; die ehemahligen Anführer, welche zuerst das Land in Besitz genommen, und es unter die Leute getheilt hatten, welche sie mitbrachten, genossen wenig Vorzüge vor jenen. Sie waren nur die Vorsteher der freyen Leuten, wurden gewöhnlich zu den geistlichen und weltlichen Beamten-Stellen erwählt, und hatten als solche kleine Einkünfte. Auch empfingen sie Geschenke von denjenigen, deren Geschäfte sie als Beamte zu betreiben hatten, und erhoben einen kleinen Zoll von den Schiffen, die auf ihrem Gebiethe landeten. So wohlthätig und weise auch die Isländische Verfassung war, so kam es doch bisweilen, daß statt der Gesetze die Gewalt galt, und daß Holmgänge (Zweykämpfe) über die Wahrheit entschieden. Welche Gesinnung die Vernünftigern darüber hatten, bezeugen Erich's, auch Guddalen's Worte: „Es geziemt sich nicht, daß Männer mit einander kämpfen, so lange noch ein solcher Volksmangel im Lande ist." — Solche Stimmen fanden aber nicht zu allen Zeiten offene Ohren. Einige Mahl brachen sogar ordentliche Kriege aus; die Sturlunga saga führt ein Beyspiel an, daß 1300 Mann und 20 Schiffe gegen einander fochten. In solchen Zeiten ward mancher kleine Gutsbesitzer abhängig von einem größern. Allein nie wichen die Isländer lange von ihren schönen Ordnungen und Einrichtungen ab. Die besondern Gesetze waren mit eben der Weisheit gegeben, wie die ganze Verfassung. Musterhaft sind z. B. die Gesetze über Heirathen, über das Erbe, über das Mein und Dein, das Armenwesen, und über Maß und Gewicht. Sonderbar

muß es uns vorkommen, daß die meisten Verbrechen, ja der Mord, durch Geld abgebüßt wurden; doch ist dieß bey den Altgermanischen Völkern allgemein, und es beweiset, wie erst durch das Christenthum der Mensch dem Menschen im vollen Werthe erschien. Die Richter waren dazu besonders vereidete Männer, welche die Verhältnisse des zu Richtenden hinlänglich kannten; — eine vortreffliche Einrichtung, die unter dem Nahmen des Geschwornen-Gerichtes in England jetzt noch Statt findet. Das Gericht ward öffentlich gehalten, um alle Rechtsumgehungen dadurch zu vermeiden.

Eines der wichtigsten Ereignisse für Island war die Einführung des Christenthumes, wodurch aber die Verfassung nicht verändert wurde. Der Sächsische Bischof Friedrich brachte im Jahre 981 zuerst dasselbe nach Island. Ein Isländischer Gefangener, den er taufte, veranlaßte ihn dazu; allein nicht mit besonderm Erfolge verkündigte er auf der Insel selbst die Lehre von dem Heilande. Der Norwegische König, Olof Trygvason, der das Christenthum in Norwegen verbreitete, bemühte sich, dasselbe auch in Island zu verpflanzen. Er schickte einen in Dänemark bekehrten Isländer, Stefner, auf die Insel; den aber wollten die Isländer tödten, und da schon mehrere im Auslande bekehrte Christen auf Island waren, so verwiesen sie sogar auch diese, und erklärten die Christen für ehrlos. Der Norwegische Hofgeistliche Thangbrand, ein geborner Deutscher, unternahm späterhin eine Bekehrungsreise nach Island, ward aber mit Spottliedern verhöhnt, und richtete wenig aus. Allein die Zeit war gekommen, das Licht sollte auch in Island leuchten. Um das Jahr 1000 kehrten mehrere christliche Isländer, begleitet von Geistlichen, auf ihre Insel zurück. Bald nach ihrer Rückkehr wurde am See Thingvalla die große Volksversammlung gehalten. Hier kam der neue Glaube zur Sprache, und man stritt heftig darüber. Während des Streites trat ein Bothe in die Versammlung, und berichtete, daß im Süden ein unterirdisches Feuer ausgebrochen sey, und Alles vor sich her verwüste und verzehre. „Das verursachen die abscheulichen Ketzereyen, welche seit einiger Zeit sich in's Land geschlichen haben!“ riefen die Anhänger am Heidenthume aus. — „Aber was,“ erwiederte Snorro, ein eifriger Vertheidiger des Christenthumes, „was entbrannte denn den Zorn Eurer Götter, als der nähmliche Felsen, worauf wir nun stehen, in Feuer ausbrach?“ — Darauf schwiegen die Heiden; und es ward endlich die allgemeine Annahme des Christenthumes auf der Volksversammlung beschlossen. Die öffentlichen Götteropfer wurden untersagt; aber manche heidnische Sitte, z. B. das Aussetzen der Kinder, die man nicht haben mochte, und das Essen des Pferdefleisches, noch beybehalten. Alle Theilnehmer an der

Manche richterliche A…
tesdienste mußten
hen. Zu den Vo…
bescholtenen M…
sel wurden all…
ches an den …
versammlun…
sandte vor…
abgelaufe…
Obrigke…
oder …
dienst…
sein…
me…

[illegible]; und Alle übrigen im Lande [illegible] Streitigkeiten aufhörten. Man er[illegible] zur Unterhaltung der Geistlichen [illegible] in Hoolum und Skalholt an. Die Bi[illegible] ersten Zeiten auf den großen Volksver[illegible] gegeben; und darum waren die ersten Bi[illegible] frommen, biedere und gelehrte Leute.

Die früherhin angedeutete Isländische Verfassung, welche durch [illegible] in manchen Einzelnheiten noch menschlicher ward, [illegible] über drey Jahrhunderte, und 38 Laugmann kommen wäh[illegible] Zeit vor. Das Volk führte während dieser Jahrhunderte [illegible] glückliches Leben, und hatte sein goldenes Zeitalter. Fern von [illegible] Ländern, in denen damahls Kriege über Kriege herrschten, [illegible] die Isländer unter einer zweckmäßigen Verfassung, und nach Gesetzen, die eben so weise an sich selbst, als in ihrer Handhabung waren. Wissenschaften und die Dichtkunst blühten hier auf, und verbreiteten sich von hier aus über benachbarte Länder und Völker, welche damahls noch in der Nacht der Unwissenheit schlummerten. Durch Handel waren die Isländer mit den Britten, Norwegern und andern Völkern verbunden; manche ihrer Häupter und Gelehrten besuchten fremde Höfe, und kehrten mit reichen Beobachtungen und Erfahrungen wieder zurück. Der ritterliche, abenteuerliche Geist der ganzen damahligen Zeit nahm in Island eine besondere Gestalt an. Die ursprünglichen Ansiedler hatten sich früherhin in Norwegen und auf den Meeren ritterlich umher getummelt; in Island dagegen bauten sie friedlich Hütten, machten Landstriche zu Anpflanzungen und Wiesen urbar, achteten auf Herden und auf den Fischfang, und ordneten die friedlichen Verhältnisse ihrer Mitbewohner. Mit Sehnsucht sahen sie gewiß oft nach dem Lande ihrer Heldenthaten zurück, das ihnen so Vieles gegeben, nur nicht Freyheit. Alles, was von daher kam, hatte einen besondern Reitz für sie; vorzüglich aber die Erzählungen von den Thaten der Vorfahren, die im Gedächtnisse und in der Einbildungskraft aufgezeichnet waren. Geschichte und Dichtung wurden so Eins, wie dieß in allen Isländischen Sagen der Fall ist. Der Kreis der Isländischen Thätigkeit blieb immer nur eng; an große Raub- und Ritterzüge zu Wasser konnte man nicht denken, da es an Holz zur Ausrüstung von großen Schiffen fehlte, welche man erst von andern Völkern kaufen mußte. Dadurch wurde der Isländer mehr in sein Inneres getrieben. Im Winter mußte er lange im Finstern zubringen; die Einsamkeit der Winterstube reitzte zu traulichen Erzählungen, Mährchen und Sagen, und den Stoff dazu lieferten außer den Geschichten der Vorzeit, die kleinen Fehden der

egenwart, das ländliche Leben selbst und die Wunder der Schöpfung. Die öffentlichen Volkssammlungen, die Handhabung der Rechtspflege und die ganze Staatsverfassung gab dem Isländer Gelegenheit, seine Willenskraft, sein Gemüth, seinen Verstand, und damit auch seine Sprache auszubilden. Weil überhaupt in Island um diese Zeit ein echtvolksthümliches, freyes Leben war, so blüheten die Wissenschaften auf. Späterhin traten Ehrsucht und Eifersucht mit in's Spiel; sie, die alten Würmer, die sich gern an alles Große hängen. Die Isländischen Dichter und Erzähler wurden von den Königen ferner Länder gesucht, geliebt und geehrt. Sie kehrten mit Schätzen beladen nach der Heimath zurück, und ihr Glück spornte Andere an, etwas Ähnliches zu suchen.

Die Isländischen Gedichte aus dieser Zeit enthalten die heidnischen Sitten- und Glaubenslehren, nebst manchen damit in Verbindung stehenden Fabeln und Erzählungen. Die darin vorkommenden Schilderungen tragen ganz das Gepräge der nordischen Schöpfung an sich. Überall tritt eine tiefe Gefühlswelt und ein großes inneres Gemüthsleben hervor. In Räthseln, Wechselgesängen und kurzen Liedern aus dem Stegreife spricht sich oft eine große Scharfsinnigkeit aus; so wie Spott- und Scherzlieder den Witz der Isländer bezeugen. An Spottliedern scheinen sie vorzüglich Gefallen gehabt zu haben; denn es ward einmahl das Verfertigen von Spottliedern auf einen Norwegischen König untersagt, weil er deßhalb die Isländer mit Krieg bedroht hatte. Die Verse sind mit vieler Kunst gebaut, nicht allein in Absicht der Reime und Stimmlaut-Anklänge, sondern selbst mehr Mitlaute stehen nach gewissen Regeln und Gesetzen. Die Gezeilen (Stanzen) haben gewöhnlich vier Zeilen, und jede Zeile sechs Spellen (Sylben).

Eines der schätzbarsten Werke aus der Dichterzeit ist die alte Edda; wahrscheinlich nicht das Werk eines Menschen, sondern eine der ältesten Gedichtsammlungen, welche vielleicht spätern Dichtern als Schatz und als Muster diente. Das Werk besteht aus mehreren Oden, deren theilweise Unverständlichkeit die Meynung veranlaßt hat, diese Oden seyen nur Überbleibsel von weit größern verloren gegangenen Gedichten. Der erste Theil, die Voluspa, enthält die Götterlehre; der zweyte Theil, Havamaal, die Sittenlehre, und der dritte, Runa, die Wissenschaften des Odin. Aus dem zweyten Theile mögen hier einige Denksprüche stehen. „Es ist kein sicherer Freund auf der Reise, als eine große Klugheit. Es ist kein Vorrath angenehmer. An einem unbekannten Orte ist eine Klugheit besser, als große Schätze. Diese unterhält auch die Armen, und ernährt sie auch in der Fremde. — Ein Schlemmer frißt seinen eigenen Tod in sich,

wenn er nicht wach ist. — Lobt die Schönheit des Tages, wenn er zu Ende ist; — eine Frau, wenn Ihr sie erst werdet kennen; — einen Degen, wenn Ihr ihn erst gebraucht; — das Eis, wenn Ihr darüber gegangen seyd; — das Bier, wenn Ihr es gekostet habt. — Das Herz des Menschen allein weiß das, was in ihm vorgeht, und Derjenige, der den Geist betriegt, betriegt sich selbst.“ Manche dieser Sinnsprüche fließen auf der Oberfläche, und haben weiter nicht viel für sich, als das Alter; Andere dagegen enthalten eine tiefere Bedeutung. Mehrere schreiben dem Sämund Siegfuson die Edda zu. Dieser war Pfarrherr in Odde, und starb im Jahre 1123. Er hatte viele Reisen in Frankreich und Wälschland gemacht, brachte die Schreibekunst nach Island, und soll die Edda aus den Runischen Denkstäben, welche vorhanden waren, zusammen geschrieben haben. Er legte auch mehrere Schulen an. Ja manche wollen den Nahmen Edda von Odde herleiten; Andere dagegen meynen, Edda heiße die Ode, und noch Andere übersetzen Edda durch Großmutter, und sagen, der Nahme komme daher, weil dieses Buch die Groß- oder Urmutter der Isländischen Dichtung gewesen sey. Mehrere Jahrhunderte hindurch war die alte Edda gänzlich von den Geistlichen als ein verruchtes, heidnisches Buch unterdrückt worden. Erst im J. 1630 brachte der Bischof von Skalholt, Bryniolfsus Suenonius, es wieder an's Licht.

Die neuere Edda scheint zum Unterrichte in der Dichtkunst besonders eingerichtet zu seyn. Der erste Theil derselben liefert in Gesprächsform die alte nordische Götterlehre; der zweyte enthält eine Art Anleitung zum Dichten. Die alte nordische Götterlehre, die wir den beyden Eddaen, vorzüglich dieser letzten verdanken, vereinigt auf eine wunderbare Art Himmel und Erde, Götter und Menschen, und stammt wohl gleich dem Volke, dem sie angehört — den Germanen, aus Asien ab. — Odin, Wodan, Guodan (Gothe, Gute, Gott) ist der oberste Gott; mehrere Söhne und Anverwandte beherrschen mit ihm die Welt. Sein Sohn Thor zeichnet sich durch Stärke aus, und zerschmettert Alles mit einem gewaltigen Hammer. Thor's Bruder, Balder, ist der schönste Gott, und besitzt eine außerordentliche Beredsamkeit. Er wurde von dem Gott des Reichthumes, Hoder, der in der Unterwelt wohnt, getödtet. Der Gott des Meeres und des Feuers heißt Niord, und ist kein Anverwandter von Odin. Niord's Sohn, Frei, ist der gütigste Gott. In seiner Macht stehen Regen und Sonnenschein. Die Götter heißen auch die Asen (die aus Asien stammen), und bildeten zusammen den Asenrath — eine Götter- oder Reichsversammlung, in der Odin den Vorsitz hatte. Nur zwölf Götter durften in den Asenrath kommen, die andern

hatten keine Stimme darin. Oft waren die Götter uneinig; sie machten Reisen und bestanden Abenteuer. Die oberste Göttinn, Odin's Frau, hieß Frigga. Von den andern Göttinnen hatte jede ihr Fach; die eine heilte, die andere besorgte die Rechtshändel in der Welt, eine diente als Bothinn u. s. w. Die Sonne (Sunna) und die Erde (Hertha) gehörten auch zu den Göttinnen, so wie der Mond (Mane) zu den Göttern. Lok ist der böse Gott; er verleumdet die Asen, ist der Meister des Betruges und stammt von den Riesen, den ewigen Feinden der Götter, die er oft in die größte Verlegenheit bringt. Seine Kinder sind ein Wolf, eine Schlange, und Hela, die Göttinn des Todes. Zu den dienenden Göttinnen gehören die Nornen, welche die Geschicke der Menschen leiten, und die Disen, welche die Schlachten anordnen, und in Walhalla, dem Sitze der Seligen, die Bedienung bey Tische machen. Gleich diesen Göttinnen streifen überall die Alfen als gute und böse Geister umher. Der erste Riese, Ymer, entstand aus gefrornen Dämpfen, und nährte sich von vier Milchflüssen. Er ward getödtet, und in seinem Blute ersoffen Alle bis auf Einen. Aus Ymer's Fleische ward die Erde, aus seinem Schweiße das Meer, aus seinen Gebeinen die Felsen, aus seinen Haaren die Kräuter, aus seiner Hirnschale der Himmel, den vier Zwerge, Ost, West, Süd und Nord tragen mußten. Die Zwerge waren anfänglich Würmer, denen späterhin die Götter Menschengestalt gaben.

Der Hauptort, wo die Götter sich versammeln, ist unter einer Äsche. Sie ziehen dahin auf der Brücke des Regenbogens. Die Wurzeln dieses Baumes gehen in die Hölle (Niflheim) und in die Riesenbehausung (Jotunheim). Die Götterstadt heißt Asgard, im Mittelpuncte der Welt erbaut. Die im Kriege gebliebenen Helden wohnen, essen, trinken und kämpfen in Walhalla. Der Lichtort ist in Süden, und heißt Muspelheim. Von da aus werden einst Wesen kommen, sich mit den Riesen verbinden, und einen allgemeinen Krieg gegen die Asen anfangen, wobey Himmel und Erde vertilgt werden. Doch es weicht alles Unglück wieder und es herrscht der Allvater. — Dieser letzte Glaube, wie auch mehrere andere Züge deuten wohl auf den Sieg des Christenthumes über das Heidenthum. Viele Dunkelheiten bleiben immer in der nordischen Götterlehre; und daß auch die neue Edda Manches mehr nur ahnen läßt, als sie wirklich verkündet, können wir aus der ersten von folgenden beyden Stellen ersehen, die wir nach Rühs Übersetzung aus ihr entlehnen. Die erste gibt nähmlich eine Beschreibung vom Himmel. Ein König, der sich Gangler oder Wanderer nannte, war in's Asengebieth gekommen,

wenn er nicht wach ist. — Lobt die Schönh ... zu erkundigen. Die
zu Ende ist; — eine Frau, wenn Ihr ... einfach erzählt.
einen Degen, wenn Ihr ihn erst gebrau
darüber gegangen seyd; — das Bier, ... en im Himmel.
Das Herz des Menschen allein weiß
Derjenige, der den Geist betriegt, ... Götter vornehmste und hei-
Sinnsprüche fließen auf der Ober ... bey der Äsche Ygdrasill. Da hal-
für sich, als das Alter; Ander ... Gangler sagte: „Was wird davon
deutung. Mehrere schreiben ... Der Äschenbaum ist der größte und
zu. Dieser war Pfarrherr ... breiten sich über die ganze Welt
hatte viele Reisen in ... Himmel. Drey Wurzeln hat der
Schreibekunst nach ... ; die eine zu den Asen und die an-
Denkstäben, welche ... wo ehemahls Ginungagap war. Die
Er legte auch ... und bey ihr ist Hvergelmer, wo Nid-
Edda von Odde ... Wurzel nagt. Bey der andern Wurzel
die Ode, und ... Hrymthussen geht, ist Mimer's Brunnen,
ter, und sager ... Verstand verborgen sind. Der Eigner des Brun-
Groß- oder U ... weil er jeden Morgen des Brunnens aus
rere Jahrhr ... Einmahl kam der Allvater dahin, und verlangte
Geistlichen ... seinen Wunsch aber nicht eher, bis er sein
Erst im ... ete. So heißt es in der Voluspa:
nonius,

„Alles weiß ich, Odin,
Wo dein Auge ist,
In jener klaren
Mimer's Quelle.“

sonder
sprä
Art
bei ... der dritten Wurzel des Äschenbaumes, die zum Himmel
ei ... Brunnen; da haben die Götter ihre Gerichtsstätte.
... die Asen dahin über Bifrost, die auch Asenbrücke heißt.
... die Nahmen der Asenpferde: Sleipner, das beste, hat
... hat acht Füße; das zweyte ist Glodr; das dritte, Gyller;
... Glenr; das fünfte, Skeiedbrimer; das sechste, Silfrintop;
... siebente, Siner; das achte, Gjel; das neunte, Falhofner; das
... Gulltop; das eilfte, Letfete; Balder's Pferd ward mit ihm
verbrannt. Thor geht zu Fuß zum Gerichte, und watet über folgen-
de Flüsse:

„Kormt und Ormt,
Und zwey Furthe,
Sie soll Thor durchwaten,
Wenn zu Gericht er geht,
Bey der Äsche Ygdrasill;
Denn die Asenbrücke brennt,
Die heiligen Wasser brausen auf.“

·te Gangler: „Brennt denn Feuer auf Bifrost?“ Har ·as Rothe, das du im Regenbogen siehst, ist bren· Bergriesen würden den Himmel besteigen, wenn ·en über Bifrost kommen könnten.“ Da sagte ·st weiter Merkwürdiges vom Äschenbaume zu er· ·ar antwortete: „Davon ist viel zu erzählen. Ein · der Äsche Zweigen, der viele Dinge weiß. Zwischen ·en sitzt ein Habicht, Vedrfölner. Ein Eichhörnchen, das ·ur heißt, läuft am Baume auf und ab, und sucht zwischen ·dler und Nidhog Streit zu stiften. Vier Hirsche laufen um· ·n des Äschenbaumes Zweigen, und beißen die Knospen ab. Sie ·eißen so: Dain, Dvalin, Dunayr und Düratror. In Hvergelmer bey Nidhögr sind so viele Schlangen, daß keine Zunge es beschreiben kann, wie es heißt:

Ratatöskur
Heißt das Eichhorn,
Das laufen soll
Auf der Äsche Ygdrasill.
Des Aar's Worte vernimmt es oben
Und sagt sie Nidhögr unten.
Hirsche sind vier,
Die an den Zweigen nagen;
Mehrere Schlangen liegen
Unter der Äsche Ygdrasill,
Als man denken kann.
Die Äsche Ygdrasill
Duldet Arbeit,
Mehr als Menschen wissen.
Oben nagt der Hirsch.
An der Seite fault sie,
Unten nagt Nidhögr.“

„Viele schöne Stellen gibt es im Himmel, die mit einem göttlichen Schirme beschützt werden. Auch steht ein schönes Gebäude am Brunnen unter dem Äschenbaume. Aus demselben kommen die drey Mädchen, die Urd, Verdante und Skuld heißen. Diese Mädchen bestimmen aller Menschen Lebenszeit, und heißen Nornen. Es gibt noch mehrere Nornen, nähmlich diejenigen, die sich bey der Geburt eines jeden Kindes einfinden, um ihm seine Lebenszeit zu bescheren; sie sind vom Göttergeschlechte; Andere dagegen sind vom Elfengeschlechte, und die dritte Art vom Zwerggeschlechte.“ Da sagte Gangler: „Herrschen die Nornen über die Verhältnisse der Menschen, so theilen sie ihnen schrecklich ungleich aus. Einige leben in Pracht und Herrlichkeit; Andere kärglich und elend. Einige haben ein langes Leben, Andere ein kurzes.“

um sich näher nach der dortigen Einrichtung zu erkundigen. Die zweyte Stelle enthält eine Sage, kurz und einfach erzählt.

1. Von dem Merkwürdigen im Himmel.

Da sagte Gangler: „Wo ist der Götter vornehmste und heiligste Stelle?“ Har antwortete: „Bey der Äsche Ygdrasill. Da halten die Götter täglich Gericht.“ Gangler sagte: „Was wird davon berichtet?“ Jafnhar erwiederte: „Der Äschenbaum ist der größte und höchste aller Bäume; seine Zweige breiten sich über die ganze Welt aus, und reichen hinauf über den Himmel. Drey Wurzeln hat der Baum, die sich weit ausdehnen; die eine zu den Asen und die andere zu den Hrymthussen, da wo ehemahls Ginnungagap war. Die dritte reicht bis nach Nifheim, und bey ihr ist Hvergelmer, wo Nidhögr von unten auf an der Wurzel nagt. Bey der andern Wurzel hingegen, die nach dem Hrymthussen geht, ist Mimer's Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Der Eigner des Brunnens ist voller Weisheit, weil er jeden Morgen des Brunnens aus dem Gjalderhorn trinkt. Einmahl kam der Allvater dahin, und verlangte einen Trunk, erreichte seinen Wunsch aber nicht eher, bis er sein Auge zum Pfande setzte. So heißt es in der Voluspa:

Alles weiß ich, Odin,
Wo dein Auge ist,
In jener klaren
Mimer's Quelle.“

„Bey der dritten Wurzel des Äschenbaumes, die zum Himmel geht, ist Urd's Brunnen; da haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Täglich reiten die Asen dahin über Bifrost, die auch Asenbrücke heißt. Dieß sind die Nahmen der Asenpferde: Sleipner, das beste, hat Odin, es hat acht Füße; das zweyte, ist Glodr; das dritte, Gyller; das vierte, Glenr; das fünfte, Skejedbrimer; das sechste, Silfrintop; das siebente, Siner; das achte, Gjel; das neunte, Falhofner; das zehnte, Guldtop; das eilfte, Letfete; Balder's Pferd ward mit ihm verbrannt. Thor geht zu Fuß zum Gerichte, und watet über folgende Flüsse:

Kormt und Ormt,
Und zwey Furthe,
Sie soll Thor durchwaten,
Wenn zu Gericht er geht,
Bey der Äsche Ygdrasill;
Denn die Asenbrücke brennt,
Die heiligen Wasser brausen auf.“

Gold bedeckt,
In Gimle,
Ihn sollen rechtschaff'ne
Menschen bewohnen,
Und allzeit
Gunst geniessen."

Da sagte Gangler: „Wer bewahret diesen Pallast, wenn Surturs Flamme Himmel und Erde verzehrt?" Har antwortete: „Man erzählt, daß es einen andern Himmel südlich und oberhalb von diesem gibt: er heißt Aundlang. Der dritte, der wieder über diesen ist, heißt Vibblain, und wir glauben, daß in dem Himmel dieser Pallast ist, so wie auch, daß allein die Licht-Elfen diese Gegenden bewohnen."

2. Von Hogni und seiner Tochter Hildur.

„König Hogni hatte eine Tochter Hildur. Sie machte zu Gefangenen Hedin, Königs Harandis Sohn, da Hogni nicht zu Hause war. Da er erfuhr, daß sein Reich angegriffen und seine Tochter gefangen fortgeführt sey, wollte er den Hedin mit einem Heere aufsuchen; er hörte, daß er nach Norden, längs der Norwegischen Küste gezogen sey; hier vernahm er, er sey nach den Orkneys gesegelt; dahin begab sich Hogni, und fand den Hedin mit einem zahlreichen Heere auf Hdey. Hildur ging sogleich zu ihrem Vater, und both ihm in Hedins Nahmen Frieden an; setzte aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sey, und ihm nichts weiter geben werde, wenn er die Bedingung ausschlage. Sie begab sich darauf wieder zum Hedin, und sagte, daß Hogni den Frieden gänzlich verwerfe, weßwegen sie ihn ermahnte, sich zur Schlacht zu rüsten. Beyde thaten es, stiegen an's Land und ordneten ihre Heere. Hedin rief seinem Schwiegervater, both ihm Frieden und viel Gold zur Buße; da sagte Hogni: „Zu spät biethest du es, nun habe ich den Deinsleif aus der Scheide gezogen, der Menschen tödten muß, so oft er bloß ist, und keine Wunde, die er schlägt, ist heilbar." Da sprach Hedin: „Du rühmst das Schwert, doch nicht den Sieg; das nenne ist gut, das seinem Herrn hold ist." Sie begannen darauf den Streit; der Hjadningavig genannt wird, und schlugen sich den ganzen Tag; am Abend gingen die Könige zu Schiffe; allein Hildur ging in der Nacht zur Wahlstadt, und weckte durch Zauberkunst Alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gingen die Könige zur Schlachtstätte, und es kämpften auch alle Diejenigen, die den vorigen Tag fielen; so dauerte der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fielen, und alle

Har antwortete: „Die Nornen, die sanft und von guter Herkunft sind, bescheren Glück, und gerathen einige Menschen in's Unglück, so verursachen es die bösen Nornen. Noch weiter wird erzählt, daß die Nornen, die sich an Urds Brunnen aufhalten, täglich Wasser aus dem Brunnen nehmen, und es zugleich mit dem Dünger um den Brunnen auf die Äsche sprengen, damit ihre Zweige nicht verfaulen und ausgehen mögen. Das Wasser ist so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, weiß wird, wie die Haut in einer Eyerschale.

Eine Äsche weiß ich steh'n,
Heißt Ygdrasill,
Laubvoll, besprengt mit
Weißem Wasser,
Davon kommt der Thau,
Der in die Thäler fällt.“

„Den Thau, der daraus entsteht, nennt man Honigthau, und er ist der Bienen Nahrung. Zwey Vögel werden genährt in Urds Brunnen, sie heißen Schwäne, und von ihnen stammt diese Vogelart ab.“ Da sagte Gangler: „Große Dinge hast du hierüber berichtet, aber was für andere merkwürdige Stellen gibt es im Himmel, außer der bey Urds Brunnen?“ Har erwiederte: „Es gibt viele vortreffliche Wohnungen; unter andern Alfheim, das der hellen Elfen Aufenthalt ist; aber die Schwarz-Elfen wohnen unten in der Erde, und gleichen jenen weder an Ansehen, und noch weniger in ihren Unternehmungen. Die Licht-Elfen sind glänzender als die Sonne anzusehen, die Schwarz-Elfen hingegen schwärzer als Pech. Eine andere Stätte daselbst heißt Breidablik, und diese ist die allerhöchste. Es gibt auch einen Saal, Nahmens Glitnir, seine Wände und sämmtlichen Zimmer sind von rothem Golde, das Dach von Silber. Eine Wohnung ferner heißt Himinborg, die am Ende des Himmels steht, da wo die Brücke Bifrost mit ihm verbunden ist. Noch weiter eine große Wohnung Valaskjalf, die dem Odin gehört. Die Götter machten sie, und deckten sie mit Silber. Im Saale ist der Ehrensitz, der Hlidskjalf heißt, von dem der Allvater die ganze Welt übersieht. Am südlichen Ende der Welt ist ein Pallast, der schönste von allen, und heller als die Sonne. Sein Nahme ist Gimle. Er wird stehen, wenn Himmel und Erde vergehen. Den Pallast bewohnen gute und rechtschaffene Menschen in allen Zeiten; so heißt es in der Voluspa:

Einen Saal weiß ich steh'n,
Wie die Sonne schön,

Gold bedeckt,
In Gimle,
Ihn sollen rechtschaff'ne
Menschen bewohnen,
Und allzeit
Gunst geniessen."

Da sagte Gangler: „Wer bewahret diesen Pallast, wenn Surturs Flamme Himmel und Erde verzehrt?" Har antwortete: „Man erzählt, daß es einen andern Himmel südlich und oberhalb von diesem gibt: er heißt Audlang. Der dritte, der wieder über diesen ist, heißt Vidblain, und wir glauben, daß in dem Himmel dieser Pallast ist, so wie auch, daß allein die Licht-Elfen diese Gegenden bewohnen."

2. Von Hogni und seiner Tochter Hildur.

„König Hogni hatte eine Tochter Hildur. Sie machte zu Gefangenen Hedin, Königs Hiarandis Sohn, da Hogni nicht zu Hause war. Da er erfuhr, daß sein Reich angegriffen und seine Tochter gefangen fortgeführt sey, wollte er den Hedin mit einem Heere aufsuchen; er hörte, daß er nach Norden, längs der Norwegischen Küste gezogen sey; hier vernahm er, er sey nach den Orkneys gesegelt; dahin begab sich Hogni, und fand den Hedin mit einem zahlreichen Heere auf Hoey. Hildur ging sogleich zu ihrem Vater, und both ihm in Hedins Nahmen Frieden an; setzte aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sey, und ihm nichts weiter geben werde, wenn er die Bedingung ausschlage. Sie begab sich darauf wieder zum Hedin, und sagte, daß Hogni den Frieden gänzlich verwerfe, weßwegen sie ihn ermahnte, sich zur Schlacht zu rüsten. Beyde thaten es, stiegen an's Land und ordneten ihre Heere. Hedin rief seinem Schwiegervater, both ihm Frieden und viel Gold zur Buße; da sagte Hogni: „Zu spät biethest du es, nun habe ich den Deinsleif aus der Scheide gezogen, der Menschen tödten muß, so oft er bloß ist, und keine Wunde, die er schlägt, ist heilbar." Da sprach Hedin: „Du rühmst das Schwert, doch nicht den Sieg; das nenne ist gut, das seinem Herrn hold ist." Sie begannen darauf den Streit; der Hiadningavig genannt wird, und schlugen sich den ganzen Tag; am Abend gingen die Könige zu Schiffe; allein Hildur ging in der Nacht zur Wahlstadt, und weckte durch Zauberkunst Alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gingen die Könige zur Schlachtstätte, und es kämpften auch alle Diejenigen, die den vorigen Tag fielen; so dauerte der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fielen, und alle

Waffen, die auf dem Felde lagen, wurden zu Steinen; allein wenn es tagte, standen alle Todten auf und die Waffen waren neu. In den Liedern heißt es, daß die Hjaðningar bis zum Untergange der Welt warten sollen; hiervon wird der Krieg Hildur genannt." —

Der Verfasser der neueren Edda ist eben so wenig mit Sicherheit ausgemittelt, als der der alten. Mehrere schreiben dieses Werk dem berühmten Snorro Sturleson zu, dem mächtigsten und vermögendsten Manne seiner Zeit. Er ward im Jahre 1178 geboren, bekleidete zwey Mahl die Würde eines Laugmann, und erschien einige Mahl auf der Volksversammlung zu Thingvalla mit einem Gefolge von 800 bewaffneten Männern. Sein Ruf als Gelehrter drang selbst in andere Länder, und außer der neuern Edda schrieb er eine Norwegische Geschichte. Er ward drey und sechzig Jahre alt, und von seinem eigenen Schwiegersohne Thorwaldson als ein Vaterlandsverräther hingerichtet; denn sein Ehrgeitz hatte ihn dazu verleitet, mit Norwegen über die Unterwerfung Islands zu unterhandeln. — Als Gelehrter, als Dichter und Geschichtschreiber sind viele Männer dieses Zeitraumes berühmt; z. B. Isleif, der erste Bischof von Skalholt, der im Jahre 1080 starb; Are Thorgilson, der vorzüglich an dem Landnamabok arbeitete, und im Jahre 1148 starb. Die Menge der jetzt noch vorhandenen Sagen bezeugt es, wie viele damahls mögen bearbeitet worden seyn. Nur eine soll in der gedrängtesten Kürze einen Platz finden.

„Im weiten Thale des Borgarfiord wohnten Thorstein und Illugi, beyde reich und berühmt. Thorstein, der Sohn des berühmten Dichters Egill hatte eine liebliche Tochter, die Krone aller Jungfrauen von Island. In Illugi's Hause zeichnete sich Gunnlaug vor Allen aus. Obgleich der jüngste von Illugi's Söhnen, übertraf er doch alle an Wuchs und Stärke und an hohem Sinne. Ungestüm war dabey sein Gemüth und unnachgiebig sein Wille. Die Enge des väterlichen Hauses genügte ihm nicht mehr, obgleich er erst fünfzehn Sommer erlebt hatte; in's Weite ging sein reger Sinn. Der Vater wollte die unerfahrne Jugend noch nicht den stürmischen Wogen der Welt Preis geben; er verstattete Gunnlaug die gewünschte Reise nicht. Aber der ungestüme Jüngling nahm mit Gewalt, was väterliche Liebe verweigerte. Er verließ im Jahre 1003 als ein fünfzehnjähriger Jüngling das älterliche Haus, und floh zu Thorstein. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf, und bildete seinen Verstand, während die Nähe von Helga in dem trotzigen Jüngling sanfte Gefühle erweckte. So ward Gunnlaug ein gebildeter Jüngling, kehrte reumüthig zu seinem Vater zurück, erhielt Verzeihung von ihm, und lebte abwechselnd in Thorsteins

und in Illugi's Haus. Als er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, verstattete ihm der Vater eine Reise in's Ausland. Bevor Gunnlaug abreisete, ließ er sich von Thorstein das feyerliche Versprechen geben, daß ihm Helga's Hand zu Theil würde, wenn er nach drey Jahren zurück käme. Thorstein versprach dieses, da Helga sich für Gunnlaug erklärte. Der Jüngling besuchte die Höfe von England, Irland, Norwegen und Schweden, und fand überall die ehrenvolle Aufnahme, wozu ihn seine Würde und Bildung berechtigten. Seine Geschicklichkeit aus dem Stegreife zu dichten, war groß, und weil seine Gedichte oft beißende Launen enthielten, und die Thorheiten und Schwächen der einzelnen Menschen bespotteten, so nannte man ihn Ormstunga, d. h.: Schlangenzunge. Die Großen der damahligen Zeit hörten aber auf diese Art die Wahrheit gern, und bewunderten und belohnten darum den Dichter. Am Hofe des Schwedischen Königs Olaf kam er mit einem Landsmanne, dem berühmten Dichter Rafn, zusammen. Beyde schlossen bald Freundschaft; leider aber dauerte sie nicht lange. Der König forderte Beyde zu einem dichterischen Wettkampfe auf, und gab Gunnlaug den Vorzug. Rafn gelobte auf der Stelle, sich zu rächen. Er kehrte bald nach Island zurück, und bemühte sich, seinem Feinde die schöne Helga zu entreißen. Drey Jahre waren seit Gunnlaug's Abwesenheit aus Island verstrichen, ohne daß man dort Kunde von ihm hatte, und nach einigem Zögern vermählte Thorstein seine Helga mit Rafn, so sehr sich auch die Tochter sträubte, deren Herz dem Gunnlaug getreu blieb. Gunnlaug eilte indessen auch nach Island zurück, um Helga's Hand zu fordern. Allein eine Verletzung, die er beym Ringen erhielt, verzögerte seine Heimkunft, und er erreichte seines Vaters Haus an demselben Tage, an welchem Helga Rafn's Gattinn ward. Gunnlaug eilte sogleich in das Hochzeithaus, und die Schönheit seines Wuchses und der Reichthum seines Anzuges zogen bald die Augen aller Anwesenden auf ihn. In stummer, schwermüthiger Trauer sahen Helga und Gunnlaug sich an, und die bittersten Qualen durchbohrten ihre Herzen. Düster und freudenlos ging das ganze große Hochzeitfest vorüber; ein Zweykampf auf der Stelle wurde zwar durch die dringende Vermittelung der Gäste und Freunde verhindert; aber mit dem grimmigen Blicke: „W i r s e h e n u n s," und mit der tiefsten Erbitterung im Innern, schieden Beyde von einander."

„Rafn's Loos war nicht besser als Gunnlaug's; er lebte m i t der Helga o h n e die Helga; denn sie brachte ihre Tage in dem tiefsten Grame zu; ihr Herz und ihre Liebe gehörten Gunnlaug an. Dieser forderte auf der großen Volksversammlung bey Thingvalla seinen Gegner zum öffentlichen Holmgang auf. Beyde trafen auf

einer Insel zusammen; der Kampf war heftig, blieb aber unentschieden, und konnte den folgenden Tag nicht erneuert werden, da die Versammlung es untersagte. Gunnlaug sah hier auf einige Augenblicke und zum letzten Mahl seine geliebte Helga, und beklagte in Gedichten ihre beyderseitigen Leiden. Allein nichts milderte den Groll; und selbst Rafn suchte den Zweykampf, verfolgt von Gewissensqual und eigenem Unglücke. Beyde machten die weite Fahrt über's Meer nach Schweden, um dort das auszuführen, was in Island das Gesetz verwehrte. Sie trafen sich, Beyde begleitet von Streitgenossen. Der Kampf beginnt, die Streitgenossen von beyden Seiten fallen, Gunnlaug und Rafn bleiben allein übrig. Des letztern Fuß wird durch und durch von Gunnlaugs Schwert durchbohrt, dieser will jetzt den Kampf aufgeben; aber Rafn ruft, daß er ihn fortsetzen wolle, wenn er nur etwas Wasser zur Stillung seines Durstes habe. Der großmüthige Gunnlaug traut der Ehre seines Gegners, und hohlt aus einem nahen See ihm Wasser in seinem Helme. Der tückische Rafn ergreift den entscheidenden Augenblick, als ihm das Wasser gereicht wird, und thut einen tödtlichen Streich auf seines großmüthigen Gegners entblößtes Haupt, ausrufend: „Es sey ihm unerträglich, mit dem Gedanken zu sterben, daß sein Gegner die schöne Helga besitzen würde." Gunnlaug tödtet jetzt seinen treulosen Gegner, stirbt aber bald darauf selbst an der erhaltenen Wunde, fünf und zwanzig Jahre alt. Die trauernde Helga wird gezwungen einem andern reichen Isländer ihre Hand zu geben; die zweyte Hochzeit ist aber eben so freudenleer als die erste. Sie weihet sich ganz dem Grame und sie versiecht in ihm. Ihre letzten Blicke sind auf ein von Gunnlaug erhaltenes Kleid gerichtet, ihre letzten Seufzer sprechen seinen Nahmen aus."

Die Isländische Gelehrsamkeit, welche sich keinesweges auf Dichtung und Geschichtschreibung beschränkt, sondern Gesetzgebung, Sprachforschung, Größenlehre (Mathematik) und mehrere andere Wissenszweige umfaßte, ward durch Schulen genährt und erhalten. Isleif stiftete die erste zu Skalholt, und kurz darauf wurden noch drey oder vier andere errichtet. Die Klöster thaten ebenfalls das Ihrige, indem sie junge Leute erzogen. Auch scheint es Sitte gewesen zu seyn, daß die Angesehenen und Reichen sich mit der Ausbildung ausgezeichneter Köpfe beschäftigen. — Die Einführung der Buchstabenschrift, statt der in den heidnischen Zeiten üblichen Runenzeichen, einer Sachschrift, die man den Wänden und Balken des Hauses, den Schilden und besonderen Stäben und Geräthschaften eingrub, erleichterte die Verbreitung der Wissenschaften.

Die Luft und der Boden Islands waren in diesem Zeitraume

noch nicht so kalt als jetzt; nach aller Wahrscheinlichkeit baute man in einigen Gegenden Getreide und das Holz wuchs höher. Dieß und der Handel bewirkten einen größeren Wohlstand auf der Insel, als wir jetzt finden, und dieser Wohlstand begünstigte ebenfalls die Wissenschaften. Der damahlige Wohlstand der Isländer geht aus mehreren Erzählungen hervor, die so mit andern wahren Geschichten verknüpft sind, daß man sie unmöglich für bloße Fabeln halten kann. So beschreibt die Laxdäla-saga ein Fest, wozu 900 Menschen sich einfanden, und das mit vielem Glanze und großer Feyerlichkeit 14 Tage dauerte. Ja, das Landnamabok spricht von einem Gastmahle, das zwey Brüder gaben, worauf 1400 Gäste versammelt waren.

Diese Wohlhabenheit verschwand allmählich in Island; auch die wissenschaftliche Bildung erhielt einen Stillstand, und selbst die Verfassung ging theilweise zu Grunde, nachdem sie 340 Jahre bestanden. Denn im Jahre 1261 gelang den Norwegischen Königen die Vereinigung Islands mit ihrem Reiche. Der Beschluß, die Unabhängigkeit aufzugeben, wurde in der Volksversammlung gefaßt; Ost-Island widersetzte sich drey Jahre demselben; pflichtete ihm darauf aber auch bey. Island unterwarf sich aber eigentlich nicht, sondern es schloß nur einen Vertrag mit dem König Hako, worin den Einwohnern viele Freyheiten und Vorrechte zugestanden wurden. Mehrere Zwistigkeiten der Isländer unter einander veranlaßten in den Nachkommen den Entschluß, die Freyheit aufzugeben, zu deren Erhaltung die Vorfahren in Island sich angesiedelt hatten. Hako's Nachfolger, Magnus, ließ im Jahre 1280 die alten Isländischen Gesetze zu einem Ganzen vereinigen, das den Nahmen Jonsbok (Jonsbuch), von dem damahligen Isländischen Statthalter, erhielt. Die Vereinigung Norwegens mit Dänemark (im Jahre 1380) verknüpfte auch Island mit dem letztern Staat, ohne daß dieß weiter einen Einfluß auf die Insel hatte. Norwegens und Dänemarks Könige achteten die Verträge ihres Vorfahren Hako mit den Isländern, und beherrschten in Milde das Land, dessen Bewohner jetzt ruhig ihren Fischzügen und ihrem Viehe nachgingen, und sich an ihren alten Sagen ergetzten. Die Volksversammlungen verloren allmählich ihre Bedeutung; der Handel ging in die Hände der Norweger und Dänen über; der alte Freyheitssinn starb aus; und die Wehen der Schöpfung nebst andern Unglücksfällen trugen mit dazu bey, ein sonst so kühnes, munteres und unternehmendes Volk zu entgeistigen und zu entmarken. Denn im Jahre 1402 brach auf der Insel eine Pest aus, die zwey Drittel der Bevölkerung hingerafft haben soll. Dieser Noth folgte ein so kalter Winter, daß kaum der zehnte Theil des Viehes dem Verderben entging. Englische Seeräuber streiften an den Küsten,

fischten und plünderten zugleich; mordeten Mehrere, ja im Jahre 1512 selbst den Statthalter, und führten Andere in die Gefangenschaft. Die Schriftsteller der damahligen Zeit erzählen mit rührender Einfalt alle diese Unglücksfälle, welche durch Erdbeben und unterirdische Feuer vermehrt wurden; sie berichten, wie ganze Geschlechter ausstarben, wie Gelehrte und Fromme, Reiche und Mächtige, Alle in ein gemeinsames Grab sanken, und blicken dann oft mit Wehmuth auf die alten glücklichen Zeiten zurück.

Die beyden Brüder Olaf und Sturla Thordson (im 13. Jahrhunderte) können als die letzten berühmten alten Isländer betrachtet werden; aber wunderbar genug, während in Island die Bildung anfing unterzugehen, ging sie in den übrigen Theilen Europa's auf, und wanderte von hier aus auch wieder nach Island.

Im Jahre 1530 kam die erste Buchdruckerey auf die Insel; im Jahre 1574 machte der Bischof Gudbrand Thorlakson zu Hoolum große Verbesserungen in derselben, und 20 Jahre vorher fand Luther's Lehre auch bey den Isländern Eingang. Der Dänische König Christian der Dritte war eifrig bemüht, die Isländer für Luther zu gewinnen. Mehrere Geistliche aber widersetzten sich hartnäckig seinen Wünschen, am stärksten der Bischof John Areson zu Hoolum. Allein im folgenden Jahre ward Areson auf königl. Befehl verhaftet, verschiedener Laster angeklagt und zu Skalholt enthauptet. Nach seinem Tode ward im Jahre 1551 Luther's Lehre in ganz Island gesetzlich eingeführt. Man errichtete von neuem wieder Schulen, da die alten alle eingegangen waren, und druckte im Jahre 1584 die Isländische Bibel, nebst mehreren andern Büchern zur Erbauung und Belehrung des Volkes. Jetzt zeichneten sich wieder mehrere Isländer als Gelehrte aus, z. B. Thorlakson, der in seinem 30. Jahre Bischof wurde, und 56 Jahre dieses Amt verwaltete. Er gab 80 bis 90 Schriften heraus, die theilweise von ihm selbst gearbeitet sind. Eben so berühmt, als er, ist sein Freund Arngrim Jonas, der außer mehreren gottseligen Schriften, die er herausgab, vorzüglich die Geschichte seines Vaterlandes aufhellte.

Die Einführung der Lutherischen Lehre in Island ist die letzte Begebenheit, welche Einfluß auf das Isländische Volk hatte; allein die ehemahlige Größe konnte auch durch diese Begebenheit nicht wieder hergestellt werden; der Handel blieb in den Händen von Dänen, Hamburgern und Bremern; und Seeräuber plagten fortwährend die Küstenbewohner. Im Jahre 1627 landeten aus dem bis auf den heutigen Tag geduldeten Afrikanischen Raubnest Algier mehrere Seeräuber an verschiedenen Stellen der Südküste, mordeten 40 bis 50 Einwohner und schleppten 400 beyderley Geschlechtes als Gefangene

mit sich. Diese Unglücklichen wurden in dem Raubneste so grausam behandelt und so elend gehalten, daß, nach neun, sage neun Jahren, als der Dänische König ihre Freyheit mit Gold wieder erkaufte, von der ganzen Anzahl nur noch 37 am Leben gefunden wurden; wovon nur 13 ihre vaterländische Insel wieder sahen. Diese Gräuel, von außen verursacht, wurden von Gräueln im Innern begleitet. Denn im 17. Jahrhunderte klagte man mehrere vom geistlichen und weltlichen Stande der Zauberey an, und verurtheilte sie zum Lebendigverbrennen. Der Glaube an Hexerey war so allgemein, daß im Laufe von 60 Jahren 20 Menschen auf Island wegen vermeyntlicher Ausübung der Hexerey lebendig verbrannt wurden. Obgleich wir in anderen Ländern um diese Zeit denselben Wahn treffen, so griff er doch nirgends so um sich, wie in Island. Wahrscheinlich ward er durch die wunderbare und zauberische Beschaffenheit des Landes genährt. Ansteckende Krankheiten, Viehseuchen, Hungersnoth und Ausbrüche von unterirdischen Feuern sind die wichtigsten Thatsachen in der neueren Isländischen Geschichte. Aber während alles dieses Elendes schreitet das Volk in seiner Bildung im Ganzen jetzt nicht zurück, und ausgezeichnete Gelehrte weiset auch die neuere Zeit auf, als Thorfäus, Geschichtschreiber von Norwegen (geboren im Jahre 1636); Arnas Magnäus, seit dem Jahre 1794 Professor der Weltweisheit in Kopenhagen, und Finnur Jonson, seit dem Jahre 1755 Bischof von Skalholt, der eine vortreffliche Geschichte der Isländischen Kirche geschrieben hat. Die Dänischen Könige unterstützten und begünstigten auf manche Weise die Isländische Bildung. Mit vieler Sorgfalt sind die alten Isländischen Schriften gesammelt. Kopenhagen ist reich an diesen Schätzen. Island verdanken wir Deutsche selbst die wichtigsten Aufschlüsse über die alten Germanen, und wenn gleich zu unserer christlichen Bildung die Verehrung jenes alten Heidenthumes nicht paßt, so ist doch die nähere Erforschung desselben ein löbliches Werk.

R e i s e

des Engländers

J o h n R o ß

z u r

Ausforschung des Baffins-Busens und einer Durchfahrt nordwestlich von Grönland.



Einleitung.

Fünfzig Meilen westlich von Island liegt die Halbinsel Grönland, welche im Jahre 982 durch einen in jener Insel angesessenen Norweger, Nahmens Erich, entdeckt wurde. Erich war gezwungen, Island zu verlassen, weil er im Zweykampfe Jemand getödtet hatte. Er wußte, daß ein Norwegischer Schiffer früherhin an eine Küste westlich von Island verschlagen worden, und dieser Nachricht zu Folge segelte er westlich, und fand das Land. Auf einer kleinen Insel siedelte er sich an, nannte den Sund, worin sie lag, Erichsund, und weil er das Land mit Gras bewachsen fand, und vielleicht auch, um neue Ansiedler anzuziehen, hieß er die entdeckte Küste Grönland (das grüne Land). Nach einigen Jahren *) kehrte er nach

*) Hanns Egede Saabye erzählt, daß er in einem alten Lateinischen Geschichtbuche, welches ihm Jemand in Grönland geliehen hatte, folgende Sage von Erich gefunden habe: »Erich kam mit seiner Frau an die Ostküste Grönlands, baute bald eine Hütte, und ernährte sich durch die Jagd. Des Abends kam er stets nach Hause, aus Sorge für seine Frau, und auch um die Hütte zum Winter noch besser einzurichten. Eines Abends, als er heim kam, fand er seine Frau todt und einen neugebornen schreyenden Knaben an ihrer Brust. Wie versteinert stand er da; lange hatte er sich einen Sohn gewünscht; aber jetzt keine Mutter und einen Sohn in einsamer Wüste! — Womit das zarte Leben erhalten? Stumm blickte Erich auf seine Frau, verzweiflungsvoll sah er das Kind an, welches ihn um Hülfe anzuschreyen schien. Erich fand die Hülfe in sich selbst. Er ergriff ein spitziges Werkzeug, und stach sich damit in die Brustwarzen, bis es blutete. Nun legte er den Knaben an seine Brüste; dieser sog begierig, und das Blut des Vaters war seine erste Nahrung. So oft das Kind von neuem Nahrung verlangte, verwundete der Vater sich von neuem. Nach und nach wurde das Blut milchig und zuletzt wirkliche Milch. Glücklich säugte Erich seinen Sohn groß, der ihn dafür außerordentlich liebte, und ein starker gewaltiger Mann ward.« —

Island zurück, erzählte von den schönen Weiden, den fischreichen Küsten, dem Pelzwerke und Wildbret seines neuen Landes, und veranlaßte Viele zur Übersiedelung. Fünf und zwanzig Schiffe unternahmen die Fahrt, aber nur 14 davon kamen glücklich an. Erich's Sohn, Leif, machte einige Jahre darauf eine Reise nach Norwegen, ward von dem Könige Olaf gut aufgenommen und zum Christenthume gebracht. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Norwegen kehrte Leif mit einem Geistlichen nach Grönland zurück; besänftige seinen Vater, der anfänglich sehr darauf zürnte, daß Leif dem Glauben der Väter entsagt hatte, und brachte es zuletzt dahin, daß der alte Erich mit allen Ansiedlern sich taufen ließ. Die Ansiedler vermehrten sich; man führte ein Leben ungefähr so, wie auf Island, trieb Handel mit Norwegen, erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöster an, und setzte einen Bischof nebst anderen Geistlichen. Die Grönländer betrachteten sich als Norwegische Unterthanen, und zahlten eine jährliche Abgabe. Es waren 190 Orte an der Ostküste, und 90 an der Westküste, wovon man jetzt noch Spuren findet. Der Grönländische Käs war berühmt; denn die Weiden hatten gutes Gras für Rinder und Schafe. Selbst ein wenig Korn wurde gebaut. Biorn Hariolfson, ein Isländer, ward auf der Fahrt von Island nach Grönland im Jahre 1001 südlich getrieben und erreichte eine waldige Küste. Durch diese Nachrichten geleitet, segelte Leif noch südlicher und fand ein fruchtbares Land, wo er mit seinen Gefährten überwinterte. Nach den dort wild wachsenden Weinreben nannte er das Land Weinland, und es ward dort eine neue Niederlassung eingerichtet und mit den Eingebornen ein Handel eröffnet. Wahrscheinlich war das Weinland ein Küstenstrich vom jetzigen Nord-Amerikanischen Freystaat. Im 12. Jahrhunderte verschwinden alle Nachrichten von diesem Lande. Nicht besser geht es uns mit den Nachrichten von Grönland; sie fehlen vom 14. Jahrhunderte an. Einige meynen, eine große Pest habe die Ansiedler weggerafft; Andere lassen Einwanderer von Amerika kommen, von denen sie getödtet werden; am wahrscheinlichsten ist es, daß die Küste den Fahrzeugen durch Eis immer unzugänglicher wurde, und daß die Anlagen ohne Verbindung mit der gebildeten Welt in sich selbst verkümmer-

---

Die heidnischen Grönländer wußten sich nicht so gut zu helfen; bey ihnen war es Sitte, daß das Kind, welches seine Mutter bey der Geburt verlor, lebendig mit der Mutter begraben wurde, wenn sich nicht in der Nähe eine säugende Frau fand; weil man nicht wußte, wie man es groß ziehen sollte. Allerdings ist das Auffüttern in einem Lande, wo es weder Milch noch Mehl gibt, keine Kleinigkeit.

ten. Jetzt, und das schon seit mehreren hundert Jahren, ist wenigstens Grönlands Ostküste durch festliegendes Eis den Schiffen verschlossen. Nur selten gelingt es einem Fahrzeuge, sich der Küste zu nähern. Im Jahre 1787 kam Egede, unter dem fünf und sechzigsten Grad der Breite, der Küste bis auf sechs Meilen nahe, wodurch aber auch nichts ausgemittelt ward.

Schon früher wollte man das alte berühmte Grönland wieder finden. Der König Friedrich II. von Dänemark schickte 1578 vergeblich ein Schiff dahin ab; 1605 machte man neue Reisen an die Ost- und Westküste, und stahl dort einige Grönländer weg, wovon zwey aus Gram starben, nachdem sie einige Mahl vergeblich sich bemüht hatten, nach ihrer Heimath zu entfliehen. Der Eine hatte wahrscheinlich liebe Kinder zurück gelassen; denn sah er ein Kind auf dem Arme, so weinte er jedes Mahl bitterlich. Im Jahre 1636 segelte ein anderes Dänisches Schiff dahin ab, und brachte eine Ladung Sand mit, den man für goldhaltig ausgab, aber bey genauer Untersuchung wegschütten mußte. Nachdem man so mehrere Mahl in frechem Raubsinne und in schnöder Gewinnsucht von Dänemark aus Grönland von neuem besucht hatte, wendete sich der Geist, und der Wille eines frommen Predigers, Hans Egede, auf dieses Land. Vom göttlichen Eifer getrieben, theilte er einigen Bischöfen Dänemarks und Norwegens einen Plan mit, die Grönländer zum Christenthume zu bekehren; wendete sich selbst an den König, und brachte endlich zur Bestreitung der Kosten eine Handelsgesellschaft zu Stande. Im Jahre 1709 fing er an thätig für diesen Zweck zu arbeiten; 1717 gab er seine Pfarre in Norwegen auf, und 1721 ward er vom König zum Glaubensgesandten (Missionär) nach Grönland ernannt, und segelte mit Frau und Kindern auf dem Schiffe: die Hoffnung, ab, welches sechs und vierzig Menschen am Bord hatte. Nach mehreren Mühseligkeiten landete das Schiff in Bals-Revier. Sogleich bauete man ein Haus von Erde, Steinen und Bretern, und bezog es zu Ende des Erntemonathes. Die Grönländer sahen mit Staunen und Furcht ihre neuen Gäste an; Egede aber bemühte sich durch Geschenke und auf jede mögliche Weise ihr Zutrauen zu gewinnen. Allein lange dauerte es, ehe sie sich ihm mit Vertrauen näherten, und die Bilder von einzelnen biblischen Begebenheiten anschauten, wodurch er sie zuerst mit dem Christenthume bekannt zu machen suchte. Mit dem Handel ging es noch schlechter; denn die Grönländer besaßen wenig für den Handel, und hoben das, was sie verkaufen wollten, auf, bis ein Holländisches Schiff an die Küste kam, weil die Holländer seit vielen Jahren hierher handelten. Das Schiff, welches den neuen Ansiedlern frische Lebensmittel aus Nor-

wegen bringen sollte, kam auch nicht an, und man entschloß sich schon zur Rückkehr. Die Frau des Predigers aber hatte getrosten Muth, schalt die Kleingläubigen aus, und siehe da, das Nährschiff kam an.

Egede lernte allmählich die Grönländische Sprache; er nahm ein Paar Grönländische Kinder zu sich, und gab einen Dänen ganz zu dem Volke hin; ja späterhin sogar seine Kinder, die auch bald fertig Grönländisch sprachen. Das Christenthum fand indessen wenig Eingang; die Grönländer hielten Egede für einen Angekoken (Zauberer), wie sie deren viele besitzen, und wollten darum von ihm wohl günstiges Wetter zum Seehundfange haben, aber das Schreiben und Lesen schien ihnen eine unnütze Beschäftigung, und seine Predigt verhöhnten und verspotteten sie. Sie erklärten offen, sie hätten nichts nöthig, und wollten weiter nichts, als Gesundheit und Seehunde. Egede schickte zwey halberwachsene Kinder nach Kopenhagen, welche dort überall herum geführt wurden, damit sie ihren Landsleuten von der Pracht der Dänen erzählten; eines kehrte auch zurück, das andere starb; allein das zurückgekehrte fand das wilde Leben in Grönland doch angenehmer, wie das der Europäer. So war hierdurch wenig gewonnen; und die Abneigung der Grönländer gegen die neuen Ankömmlinge ging bey Einigen in völligen Haß über. Ja, einmahl verschworen sich die Grönländer, alle Ansiedler aufzureiben, was durch ein Kind noch zu rechter Zeit entdeckt wurde. Der Dänische Hof und die Norwegischen Kaufleute gaben im J. 1731 die ganze Niederlassung auf, und es kam der Befehl an, Alle sollten zurückkehren; allein obgleich Egede vor Kummer, Verdruß und Vorwürfen, die man ihm als dem Urheber dieser Ansiedeley machte, krank ward, so blieb er doch mit Einigen dort; und zwey Jahre darauf kam die Nachricht, daß der Grönländische Handel mit weit mehr Eifer als bisher betrieben werden sollte. Auch schickten die Mährischen Brüder, die unlängst erst der edle Zinzendorf in Herrenhut vereiniget hatte, drey Glaubensprediger dem edlen Egede zu Hülfe. Man machte, zur Erleichterung des Grönländischen Handels, mehrere Versuche zur Wieder-Entdeckung der Ostküste und zu Durchfahrten von der Westküste zur Ostküste, weil Grönländische und Europäische Sagen von solchen Durchfahrten redeten; aber Alles vergeblich. Einige Überbleibsel von gemauerten Kirchen fand Egede auf der Westküste; z. B. an dem Meerbusen Amaralik noch ein viereckiges Mauerwerk, achtzehn Fuß an jeder Seite, und zwölf Fuß hoch, wahrscheinlich die Reste von einem Thurme; denn daneben waren Mauern, sechs und neunzig Fuß lang, zwey und siebzig Fuß

breit, aber nur noch zwey Fuß hoch, die der Anlage zu einer Kirche glichen.

Die ersten Bekehrer oder Apostel, welche die Herrenhuter aussendeten, gingen nach der Dänischen Insel St. Thomas in Westindien, und wurden selbst Sclaven, um die dortigen Negersclaven zu bekehren. Die drey, welche nach Grönland gingen, hatten kein besseres Los. Von Allem entblößt, kamen sie in Dänemark an; ihr einziger Reichthum war der feste, unerschütterliche Glaube, daß, wer des Herrn Nahme verkündet, auch des Herrn Schutz und Beystand genieße, und daß man um des Heilandes Wort nicht genug leiden könne. Als man ihnen in Kopenhagen sagte, sie würden in Grönland kein Holz finden, um sich ein Haus zu bauen, so antworteten sie: „Dann wollen wir uns Höhlen graben." — Man rüstete sie aber vor ihrem Abgange mit Holz, Bretern und Geräthschaften zur Jagd und dem Fischfange aus, und bestritt die Kosten von milden Beyträgen. Auf Grönland angekommen, häuften sie sogleich Steine auf Steine, und verstopften die Zwischenräume mit Moos, um sich vorläufigen Schutz zu verschaffen. Späterhin baueten sie sich in der Gegend, wo jetzt Neuherrenhut liegt, ein Haus nach Dänischer Art. Allein ihre Unterhaltung ward ihnen sehr sauer; Jagd und Fischfang gelang ihnen wenig; sie waren selbst ungeschickt in Leitung des Bootes, das ihnen auch bald vom Sturme zerstört wurde. Die Grönländer stahlen ihnen Vieles weg, und kamen nur zu ihnen, um zu betteln und zu stehlen.

Im Herbste 1733 brachen die Pocken in Grönland aus; ein Grönländisches Kind, welches von Europa zurück kam, brachte sie von dort her mit. Wüthend griff die Krankheit um sich, und mehrere Grönländer erstachen oder ersäuften sich, um nur der Schmerzen los zu werden. Egede ging mit seinem Sohne und den Mährischen Brüdern von Haus zu Haus, um zu trösten und zu lindern, und er gewann dadurch mehr die Herzen der Grönländer, als durch sein zehnjähriges Predigen. Überall lagen Leichen; denn es fehlte an Menschen, um so viele Todte zu begraben. Auf einer Insel fand man ein einziges Mädchen mit ihren drey kleinern Brüdern krank darnieder liegen; ihr Vater hatte sich selbst mit einem Kinde, weil sie beyde dem Tode nahe gewesen waren, in ein Grab gelegt, und seine Tochter gebethen, es mit Fellen und Steinen zu bedecken, nachdem ihm alle übrigen Bewohner der Insel vorangegangen waren. Die Seuche dauerte fast ein Jahr, und breitete sich vierzig Meilen an der Küste hin aus. Es sollen an drey tausend Menschen daran

gestorben seyn. Am Ende der Seuche verlor Egede seine treue Lebensgefährtinn, die eben so thätig, wie er, den Kranken geholfen hatte. Im Jahre 1734 kamen zwey andere Herrenhuter nach Grönland, um ihren drey Brüdern Beystand zu leisten, und siedelten sich auf der Insel Disko an. Es blieben ihnen von Europa im folgenden Jahre die Lebensmittel aus; sie mußten sich von Muscheln und Meergras ernähren, Talglichter und Seehundsfett verspeisen, und die Grönländer reichten ihnen Letzteres für viel Geld kaum hin, bis es endlich Einen jammerte, der ihnen hinlänglich davon abließ. Die Dänen konnten ihnen wenig abreichen, da sie bald selbst Mangel litten. Egede, dem alle Grönländischen Kinder, die er getauft hatte, gestorben waren, kehrte im J. 1736 mit seinen kleinern eigenen Kindern nach Dänemark zurück. Die Herrenhuter arbeiteten jetzt eine Zeit lang allein, aber mit großem Fleiß, an dem Bekehrungswerke. Der Erfolg war immer gering; die Grönländer sagten spottend: „Euer Paradies und Eure himmlischen Freuden rühren uns nicht; und sollten wir sie genießen, so würden sie uns nur beschwerlich fallen. Vögel und Fische müssen wir haben; und wenn uns die fehlen, so kann unsere Seele so wenig als unser Körper bestehen; und da nun vollends keine Seehunde in Eurem Paradiese sind, so überlassen wir es Euch; wir aber werden in den Pallast des Torngarsuk gehen, wo wir Alles das, was uns nöthig ist, im Überflusse finden werden.“ Endlich, im Jahre 1738, nachdem sie sechs Jahre dem Anscheine nach vergeblich gearbeitet hatten, schloß sich ein junger Grönländer, Mangek, ganz an sie an, und ihm folgte bald ein Hausvater, Kajarnak mit neun Leuten, die zu ihm gehörten. Diese siedelten sich neben den Brüdern an, und blieben getreu, ob sie gleich Spott und Verfolgungen von ihren Landsleuten ausgesetzt waren. Ein kalter Winter führte ebenfalls mehrere Grönländer zu den Brüdern, welche, wenn sie gleich keine gelehrten Leute waren, doch jede Gelegenheit zur Bekehrung der Heiden vortrefflich benutzten. Vorzüglich wirkten sie durch Anlegung von Singschulen für Kinder. Der Glaubensgesandte Cranz sagt darüber: „Den Heiden selbst war das Singen unserer Grönländer, die man gleich vom Anfange an gewöhnt hatte, nicht aus vollem Halse zu schreyen, sondern sanft, langsam und deutlich zu singen, etwas Angenehmes, und gab Manchem eine Gelegenheit, auch eine Rede, oder einen Unterricht, oder ein Capitel aus der Bibel mit anzuhören.“ — Um nichts zu versäumen, begleitete ein Herrenhuter die Grönländer stets auf die Jagd und auf den Fischfang; er arbeitete fleißig dabey mit; und wie es dabey zuging, erzählt uns einer von den drey ersten Bekehrern, Friedrich Böhnisch, also:

„Den 19. des Wonnemonaths trafen wir mit denen, die wir zurück

ließen, am Strande zusammen, empfahlen sie dem mächtigen Schutze unsers lieben Vaters, sangen ein Lied zum Abschiede, und fuhren in vielen Fahrzeugen ab. Wir kamen nur zwey Meilen weit. Des Abends hielt ich eine Singstunde. Hernach besuchten mich noch einige Grönländer in meinem Zelte. Den 20. hielt unser Lehrer (Katechet) die Frühstunde. Darauf setzten wir unsere Reise fort, auf welcher die Grönländer beständig sangen. Abends kamen wir nach Pissiksarbik. Es standen sechs Zelte von Wilden da. Wir nahmen also einen andern Platz ein. Den 21. gingen die Männer auf den Seehundsfang und brachten mir einige Stück Seehundfleisch, wovon ich mit eben so vielem Vergnügen aß, als sie darüber hatten, daß es mir schmeckte. Den 22., als den Sonntag, hielt ich Vormittags die Chorversammlung. Den Nachmittag besuchte ich die Wilden. Den 23., 24. und 25. schöpften unsere Leute Angmarset oder kleine Häringe (Stinte), und ich auch. Das Wetter war so warm, daß man es auf dem Lande in den Kleidern kaum aushalten konnte. Den 26., 27. und 28. aber schneyte es sehr stark. Den 29. hielt ich unter freyem Himmel die Pfingstpredigt. Den 1. des Brachmonathes ging ich auf die Jagd und bekam ein großes Rennthier, wovon ich unsern Grönländern den 2. eine Mahlzeit gab. Nachts um zwölf Uhr, wo es auch Tag war, fuhr ich mit Etlichen an einen andern Ort, Häringe zu schöpfen. Den 3. nach der Frühstunde redete ich mit zwey ledigen Frauenspersonen, die ohne mein Wissen mit andern, als ihren Hauswirthen, auf die Jagd gefahren waren. Sie gestanden sogleich ihr Versehen, und versprachen, sich zu bessern. Nachmittags hielt ich mit Kindern Katechismuslehre." —

Im Jahre 1747 bauten die Herrenhuter eine Kirche, die in Holland gezimmert war, rings um dieselbe Häuser, und nannten den Ort Neu-Herrenhut. Der ganze Gottesdienst ward nun feyerlicher. Eine Grönländerinn, Nahmens Judith, welche die Reise bis Herrenhut in der Lausitz gemacht, und sich da eine Zeit lang aufgehalten hatte, bemühte sich, auch ein Schwesternhaus, oder ein Haus, worin unverheirathete Mädchen zusammen wohnen, in Neu-Herrenhut einzurichten. Im Jahre 1758 ward zu Lichtenfels eine zweyte Kirche erbauet. Allein das folgende Jahr wurde sie von einem Sturme, den ein Erdbeben und Feuerwolken in der Luft begleiteten, stark beschädiget. Die Hauptunfälle bestanden aber immer in Hungersnoth; und diese hat wohl ihren Grund mit darin, daß die Herrenhuter das Zusammenwohnen der Grönländer zu sehr befördern, wodurch der Fischfang an den Stellen, wo sie wohnen, sich vertheilt.

Es ist jetzt 100 Jahre her, daß Hanns Egede den Grund zur Bekehrung der Heiden in Grönland legte. Alle Grönländer in

der Nähe der Europäischen Ansiedelungen, etwa 6000 Seelen, beken-nen sich nun ganz zum Christenthume, und Einige mit außerordentlichem Eifer. Fast Alle können lesen und schreiben, und lesen gottselige Bücher mit vieler Liebe und Andacht. Jeder christliche Grönländer hält des Morgens und des Abends seine Bethstunde, und das ganze Volk hat ordentliche bürgerliche Einrichtungen, gewinnt mit mehr Sicherheit als sonst seine Nahrung, und ist frey geworden von vielem verderblichem Aberglauben, den die heidnischen Zauberer zu ihrem eigenen Vortheile nährten.

In der letzten Zeit gerieth das Bekehrungsgeschäft etwas in's Stocken; innere Lauheit und Mangel an äußern Mitteln verursachten dieß; es war im Jahre 1816 nur noch Ein Prediger dort, und das ein Eingeborner; allein im Jahre 1817 gingen vier neue von Europa dorthin. Die Besoldung der Prediger beträgt 300 Reichsthaler, nebst Lieferungen an Schiffszwieback, Butter, Böckelfleisch, Speck, Stockfisch, Graupen und Erbsen. Viele von diesen Nahrungsmitteln, die alle erst von Europa hingebracht werden, sind leider oft halb verdorben. Unter den Predigern arbeiten Eingeborne als Lehrer, und treiben dabey ihre übrigen Geschäfte. Ein Oberlehrer hat nebst Europäischer Kost 30 bis 40 Reichsthaler, die andern Lehrer keine Kost und nur 6 bis 10 Reichsthaler. Es gibt auch noch Unterlehrer, die jährlich 1 bis 2 Reichsthaler empfangen.

Leider verderben viele Europäer, nahmentlich die Matrosen, das wieder, was treue Prediger anbauen. Die Grönländer haben von ihnen das Fluchen und das Branntweintrinken gelernt, und würden viel größere Fortschritte darin gemacht haben, wenn sie ihre Seelenhirten nicht davon abhielten.

Die Europäischen Niederlassungen erstreckte sich auf der Westküste vom 59. bis zum 74. Grade. Die nördlichste ist Upernavik; Umanak, sonst Noogsoak, zeichnet sich durch guten Seehundsfang aus, der von den Dänen auch mit Netzen betrieben wird. Steinkohlenbrüche liefern hier gute Feuerung. Ritenbenk hat einträglichen Wallfischfang; Jakobshavn, Christianshaab und Claushavn sind einige der ältesten Anlagen. Egedesminde ward von Hanns Egede's Sohne, dem Hauptmann Egede, im Jahre 1759 angelegt. Es besteht aus mehreren zusammenliegenden Inseln, auf denen viele Seehunde gefangen, und jährlich 1000 Pfund Eyderdunen gesammelt werden. Auf der Wallfisch-Insel und der dabey liegenden Hunde-Insel trifft man vielen Torf. Die Niederlassung zu Godhavn beschäftiget sich vorzüglich mit dem Wallfischfange. Holsteenburg hat seinen Nahmen vom Grafen von Holstein, und Sukkertop von drey spitzen Bergen, die Zuckerhüten gleichen. Goodhab ist die allerälteste Nie-

derlassung, die dieses Jahr ihr hundertjähriges Jubelfest feyern kann. Die drey Herrenhutischen Niederlassungen sind Neu-Herrenhut, Lichtenfels und Lichtenau. Bey Fiskernis, wo man mit 50 Klafter langen Netzen Seehunde fängt, trifft man auch Talkstein, aus dem die Grönländer Lampen und Kessel verfertigen. Südlich davon liegt Friedrichshaab. Die südlichste Hauptniederlassung ist Julianeshaab, wo man auch einige Kühe und Schafe hält.

Die Herrenhutischen Anlagen haben auch hier ein freundliches Ansehen. Alle Europäer, die sich in Grönland aufhalten, etwa 200, sind mit dem Handel beschäftiget; ausgenommen die Prediger. Alljährlich gehen in Friedenszeiten mehrere Schiffe nach Grönland ab, bringen Europäische Lebensmittel und Holz hin, und hohlen Felle, Thran und andere Erzeugnisse der Grönländischen Wasser- und Landjagd ab. Eingeführt werden vorzüglich: Leinwand, Kattun, seidene Tücher und Bänder, Perlen, mehrere Messer-Arten, Pfeileisen, Kessel, Pulver, Bley, Tabak und Gewehre; ausgeführt hingegen Wallfisch- und Seehundspeck, Seehundfelle, Fuchsbälge, Wallfischbarten, Narwalhörner und Eyderdunen. Bey dem Handel werden leider, nach Saabye's Angaben, die Grönländer nicht immer so ehrlich von den Europäern behandelt, als es seyn sollte.

So hat ein Geistlicher den Dänen einen Handelsplatz erworben, der, wenn er auch keine Indischen Schätze liefert, doch immer seinen Werth hat. Wichtiger aber ist es, daß ein Volk zur Bildung gebracht ward, das in den ödesten Gegenden der Schöpfung im thierischen Daseyn dahin lebte, und keinen größern Genuß kannte, als viele Seehunde zu essen.

Schon ehe Egede an eine Niederlassung in Grönland dachte, einige Jahrhunderte vorher, ward von den Engländern der Baffins-Busen befahren, welcher Grönland's Westküste bespült; nicht um Seelen der Christenheit zu gewinnen, sondern um rasch nach dem reichen Indien zu kommen.

Im fünfzehnten Jahrhunderte beschäftigte nähmlich der Gedanke, einen Seeweg nach Ostindien zu machen, alle Welt. Die Portugiesen umschifften Afrika, und fanden einen südöstlichen Weg. Columbus entdeckte im Jahre 1492 Amerika, und Magellan schlug einen südwestlichen Weg nach Ostindien ein. Der Gedanke an einen nordwestlichen Weg entstand aber noch früher, und gab Veranlassung zur nähern Entdeckung Nord-Amerika's und zu den Englischen Ansiedelungen daselbst. Ein geborner Venediger, Johann Kabot, ansässig in England, ward von Heinrich VII. von England unterstützt, und lief im Jahre 1497 mit einem Schiffe von Bristol aus, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Er entdeckte zuerst

der Nähe der Europäischen Ansiedelungen, etwa 6000 Seelen, bekennen sich nun zum Christenthume, und Einige mit außerordentlichem Eifer. Fast Alle können lesen und schreiben, und lesen gottselige Bücher mit vieler Liebe und Andacht. Jeder christliche Grönländer hält des Morgens und des Abends seine Bethstunde, und das ganze Volk hat ordentliche bürgerliche Einrichtungen, gewinnt mit mehr Sicherheit als sonst, seine Nahrung, und ist frey geworden von vielem verderblichem Aberglauben, den die heidnischen Zauberer zu ihrem eigenen Vortheile nährten.

In der letzten Zeit gerieth das Bekehrungsgeschäft etwas in's Stocken; innere Lauheit und Mangel an äußern Mitteln verursachten dieß; es war im Jahre 1816 nur noch Ein Prediger dort, und das ein Eingeborner; allein im Jahre 1817 gingen vier neue von Europa dorthin. Die Besoldung der Prediger beträgt 300 Reichsthaler, nebst Lieferungen an Schiffszwieback, Butter, Böckelfleisch, Speck, Stockfisch, Graupen und Erbsen. Viele von diesen Nahrungsmitteln, die alle erst von Europa hingebracht werden, sind leider oft halb verdorben. Unter den Predigern arbeiten Eingeborne als Lehrer, und treiben dabey ihre übrigen Geschäfte. Ein Oberlehrer hat nebst Europäischer Kost 30 bis 40 Reichsthaler, die andern Lehrer keine Kost und nur 6 bis 10 Reichsthaler. Es gibt auch noch Unterlehrer, die jährlich 1 bis 2 Reichsthaler empfangen.

Leider verderben viele Europäer, nahmentlich die Matrosen, das wieder, was treue Prediger anbauen. Die Grönländer haben von ihnen das Fluchen und das Branntweintrinken gelernt, und würden viel größere Fortschritte darin gemacht haben, wenn sie ihre Seelenhirten nicht davon abhielten.

Die Europäischen Niederlassungen erstreckte sich auf der Westküste vom 59. bis zum 74. Grade. Die nördlichste ist Upernavik; Umanak, sonst Noogsoak, zeichnet sich durch guten Seehundsfang aus, der von den Dänen auch mit Netzen betrieben wird. Steinkohlenbrüche liefern hier gute Feuerung. Ritenbenk hat einträglichen Wallfischfang; Jakobshavn, Christianshaab und Claushavn sind einige der ältesten Anlagen. Egedesminde ward von Hanns Egede's Sohne, dem Hauptmann Egede, im Jahre 1759 angelegt. Es besteht aus mehreren zusammenliegenden Inseln, auf denen viele Seehunde gefangen, und jährlich 1000 Pfund Eyderdunen gesammelt werden. Auf der Wallfisch-Insel und der dabey liegenden Hunde-Insel trifft man vielen Torf. Die Niederlassung zu Godhavn beschäftiget sich vorzüglich mit dem Wallfischfange. Holsteenburg hat seinen Nahmen vom Grafen von Holstein, und Sukkertop von drey spitzen Bergen, die Zuckerhüten gleichen. Goodhab ist die allerälteste Nie-

derlassung, die dieses Jahr ihr hundertjähriges Jubelfest feyern kann. Die drey Herrenhutischen Niederlassungen sind Neu-Herrenhut, Lichtenfels und Lichtenau. Bey Fiskernis, wo man mit 50 Klafter langen Netzen Seehunde fängt, trifft man auch Talkstein, aus dem die Grönländer Lampen und Kessel verfertigen. Südlich davon liegt Friedrichshaab. Die südlichste Hauptniederlassung ist Julianeshaab, wo man auch einige Kühe und Schafe hält.

Die Herrenhutischen Anlagen haben auch hier ein freundliches Ansehen. Alle Europäer, die sich in Grönland aufhalten, etwa 200, sind mit dem Handel beschäftiget; ausgenommen die Prediger. Alljährlich gehen in Friedenszeiten mehrere Schiffe nach Grönland ab, bringen Europäische Lebensmittel und Holz hin, und hohlen Felle, Thran und andere Erzeugnisse der Grönländischen Wasser- und Landjagd ab. Eingeführt werden vorzüglich: Leinwand, Kattun, seidene Tücher und Bänder, Perlen, mehrere Messer-Arten, Pfeileisen, Kessel, Pulver, Bley, Tabak und Gewehre; ausgeführt hingegen Wallfisch- und Seehundspeck, Seehundfelle, Fuchsbälge, Wallfischbarten, Narwalhörner und Eyderdunen. Bey dem Handel werden leider, nach Saabye's Angaben, die Grönländer nicht immer so ehrlich von den Europäern behandelt, als es seyn sollte.

So hat ein Geistlicher den Dänen einen Handelsplatz erworben, der, wenn er auch keine Indischen Schätze liefert, doch immer seinen Werth hat. Wichtiger aber ist es, daß ein Volk zur Bildung gebracht ward, das in den ödesten Gegenden der Schöpfung im thierischen Daseyn dahin lebte, und keinen größern Genuß kannte, als viele Seehunde zu essen.

Schon ehe Egede an eine Niederlassung in Grönland dachte, einige Jahrhunderte vorher, ward von den Engländern der Baffins-Busen befahren, welcher Grönland's Westküste bespült; nicht um Seelen der Christenheit zu gewinnen, sondern um rasch nach dem reichen Indien zu kommen.

Im fünfzehnten Jahrhunderte beschäftigte nähmlich der Gedanke, einen Seeweg nach Ostindien zu machen, alle Welt. Die Portugiesen umschifften Afrika, und fanden einen südöstlichen Weg. Columbus entdeckte im Jahre 1492 Amerika, und Magellan schlug einen südwestlichen Weg nach Ostindien ein. Der Gedanke an einen nordwestlichen Weg entstand aber noch früher, und gab Veranlassung zur nähern Entdeckung Nord-Amerika's und zu den Englischen Ansiedelungen daselbst. Ein geborner Venediger, Johann Kabot, ansässig in England, ward von Heinrich VII. von England unterstützt, und lief im Jahre 1497 mit einem Schiffe von Bristol aus, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Er entdeckte zuerst

Nord-Amerika. Sein Sohn, Sebastian Kabot, ward der Gründer der Englischen Seemacht, war aber der Meynung, daß an eine nordwestliche Durchfahrt nicht zu denken sey. Nach seinem Tode machte Martin Forbisher drey Reisen nach Nordwesten, wobey aber wenig herauskam. Im Jahre 1585 ward Davis von einer Englischen Handelsgesellschaft eben dahin ausgesendet, kam in die nach ihm benannte Davisstraße, und ist der Erste, welcher die Westküste Grönlands auffand. Auf der dritten Reise, die er dahin machte, drang er tief in den Meerbusen ein, und soll schon bis zum 72. Grad nördlicher Breite gekommen seyn. Jetzt waren die angesehensten Seeleute von einer nordwestlichen Durchfahrt überzeugt. Fünfzig Jahre nach Davis letzter Reise machte Weimuth eine Reise in derselben Absicht, aber vergeblich. Darauf ward der Hauptmann Hudson von der Handelsgesellschaft zur Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien in Sold genommen; ein Mann, der an Geschicklichkeit Wenigen nachstand, an Herzhaftigkeit von Keinem übertroffen ward, und an Fleiß und Arbeitsamkeit Allen voran ging. Auf seiner ersten Reise (1608) kam er bis zum 80. Grad nördlicher Breite, landete an der Ostküste Grönlands, und wollte Grönland umsegeln und durch die Davisstraße zurückkehren, was aber nicht ging. Auf seiner zweyten Reise (1609) segelte er zwischen Spitzbergen und Nova-Sembla durch, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Auf der dritten Reise (1610) kam er in die nach ihm benannte Meerenge, und untersuchte genau die Westseite des Meerbusens. Da er viel länger hierbey verweilte, als er Lebensmittel hatte, so kam er mit seinen Leuten in große Noth. Ein gewisser Heinrich Green, ein ruchloser junger Mensch, dessen sich Hudson als Vater angenommen hatte, benutzte die Unzufriedenheit der Leute, verband sich mit dem wegen Aufruhr schon abgesetzten Schiffer Robert Juett, erregte einen Aufstand, und setzte Hudson mit seinem Sohne, einem jungen Knaben, und einigen Andern in ein Boot und überließ sie ihrem Geschicke. Diese Unglücklichen sind entweder vor Hunger gestorben oder in der See verunglückt, oder von Wilden ermordet worden. Zur Fortsetzung der Hudson'schen Entdeckungen ward Bulton ausgesendet. Dieser überwinterte in dem Hudsonsbusen. Bylot fand, daß in dem Hudsonsbusen an keine Durchfahrt zu denken sey, und unternahm darum eine Reise in den Baffinsbusen, begleitet von dem berühmten Steuermanne Baffin. Diese Entdecker kamen fast bis an's Ende des nach Baffin benannten Busens, und fanden keine Durchfahrt. Baffin schrieb darüber an den Ritter Wolstenholm, daß in Betracht der gesuchten Durchfahrt in der Davisstraße nichts zu hoffen wäre, allein daß

zur Lachsfischerey und zum Wallfisch- und Robbenfange kein bequemerer Ort gefunden werden könne. Später suchten Lucas, Fox und Jacob in dem Hudsonsbusen vergeblich eine Durchfahrt. Letzterer überwinterte sogar unter vielen Beschwernissen in diesem Busen. Mehrere ähnliche Reisen übergehen wir hier. Eine der wichtigsten darunter wurde in den Jahren 1746 und 1747 von Moore und Smith ausgeführt, ging auch nach dem Hudsonsbusen und ist von Ellis beschrieben. Der 300 Jahre alte Gedanke, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, wurde vor einigen Jahren mit vieler Lebhaftigkeit wieder von den Engländern aufgefaßt, vorzüglich wohl deßhalb, weil mehrere Wallfischjäger die Nachricht mitbrachten, daß das Poleis seit einigen Jahren bedeutend abnehme. Zu Ende des Jahres 1817 beschloß die Brittische Regierung, im Frühjahre des folgenden Jahres auf zwey Wegen Schiffe auszusenden, um zu untersuchen, ob nicht ein Seeweg von dem westlichen Weltmeere durch das nördliche Polmeer und die Behringsstraße in das östliche Weltmeer zu entdecken sey. Das eine Schiff, die Dorothea genannt, der das Schiff Trent beygegeben war, sollte einen Weg auf den Pol suchen; beyde Schiffe sind nicht wieder zurück gekehrt, und haben daher wahrscheinlich dem Eise erliegen müssen. Die zwey andern Schiffe, nähmlich Isabella und Alexander, wurden dem Seehauptmanne Roß anvertraut, und vollendeten, wenn auch unter Schwierigkeiten, und ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, dennoch glücklich ihre Reise. Die Schiffe wurden ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß ausgerüstet. Sie erhielten gleichsam Mäntel und Umschlagetücher von starken eichenen Bohlen, und Filzhäuten aus Thierhaaren und Pech zusammengesetzt. Außerdem sah man dahin, daß die Schiffe derbe Stöße vertragen konnten, und verstärkte darum sowohl den Boden als die Seiten derselben. So wie die Schiffe selbst, wurde auch Alles in denselben so eingerichtet, daß man leichtlich im Schiffe oder sonst wo überwintern konnte.

Den 22. Februar 1818 nahmen die Schiffe schon die nöthigen Vorräthe und Reisebedürfnisse ein. Hierzu gehörten vorzüglich auch warme Kleidungsstücke, als: Pelzmützen, Wolfsdecken, wollene Halstücher, Fausthandschuhe, Seestiefeln, rauche Überhosen, Swankin-Unterhosen, Wadmelstrümpfe u. s. w. Eben so nöthig als diese Sachen waren die Eisanker, Eissägen, Eisbeile, Eissporen, Wallfischlanzen und Harpunen — viel Holzwerk und mehrere Sachen zu Geschenken für die Küstenbewohner, als: Messer, Äxte, Spiegel, Nähnadeln, Flintensteine, Säbeln, Pistolen, Scheren, Halstücher, Schusterahle, Schnupftabak und Glasperlen.

Auf der Isabella waren sieben und fünfzig, auf dem Alexander fünf und dreyßig Mann. Unter der Mannschaft der Isabella befand sich auch ein Grönländer, John Sackhouse, gebürtig aus dem Südost-Busen. Er hatte sich im Wonnemonathe 1816 auf einem Schiffe von Leith in Schottland versteckt, welches dort vor Anker lag. Als man ihn entdeckte, wollte man ihn wieder landen; er bath aber dringend um Erlaubniß zu bleiben, und wurde daher nach Leith mitgenommen. Im folgenden Jahre ging er auf demselben Schiffe nach Grönland zurück, und erfuhr bey seiner Ankunft, daß seine einzige nächste Verwandte in dieser Zeit gestorben sey. Dieß schien ihn jetzt zu bewegen, abermahls nach Leith wieder mit zurück zu kehren. Warum er das erste Mahl seine Heimath verlassen, und sich unbekannten Leuten anvertraut hatte, das konnte man nicht aus ihm heraus bringen. Man sieht daraus, daß es auch unter den rohen Völkern Begebenheiten gibt, die das tiefste Gefühl, das für die Heimath, zum Schweigen bringen. Vielleicht zog ihn das Licht des Christenthumes aus seiner Heimath; denn er war durch Glaubensbothen (Missionäre) zum Christenthume bekehrt, und erzählte oft, daß in ihm eine Begierde entstanden sey, das Vaterland dieser guten Männer zu sehen, und dort die heilige Schrift und die Zeichenkunst zu lernen. Er wollte dieß aber nicht allein seinetwillen lernen, sondern um ein anderes nördliches Volk wieder zu bekehren, von dessen Daseyn mehrere Sagen unter seinem Volke waren. Mit Vergnügen machte er die Entdeckungsreise mit, leistete als Dolmetscher sehr wesentliche Dienste, und kehrte nun wieder mit nach England zurück, um sich noch mehrere Kenntnisse von dem christlichen Glauben zu verschaffen, und dann denselben unter dem wilden Volke Nord-Grönlands zu verbreiten. Leider kam er nicht zu seinem Ziele, indem er den 14. Februar 1819 starb.

Die Reise selbst.

Erzählt durch Roß.

Erster Theil.

Von England bis zu den Nord-Grönländern.

Am 18. des Windmonathes (April) 1818 arbeiteten die Schiffe Isabella, geführt von mir, und Alexander, geführt unter meinem Oberbefehle vom Lieutenant Parry, die Themse hinunter, und den 25. verließ uns unser Lootse auf der Höhe von Cromer, vier und zwanzig Deutsche Meilen nördlich von London. Am folgenden Tage wurde Gottesdienst auf den Schiffen gehalten, an welchem Alle Antheil nahmen, und ich glaube, da war nicht ein Einziger, der nicht an diesem Vortage unserer Reise dem Gefühle nachhing, daß ihr Ausgang in dessen Händen lag, der seine Macht und Güte auch in den unergründlichen Tiefen offenbaret. Ähnliche Gefühle wurden späterhin oft erweckt, wenn wir in den Eisöden der Erde glücklich allen Gefahren entgingen.

Am 30. erreichten wir Lerwick auf den Shetländischen Inseln, von wo wir einen Geigenspieler mitnehmen, der durch seine Kunst uns manche mühevolle Stunde verkürzte und viel zu unserer Unterhaltung beytrug. Der Anblick von Shetland ist mehr schauerlich als angenehm; eine Öde von nackten Basaltfelsen starrt dem Beschauenden entgegen. Diese verflachen sich entweder gegen das Ufer zu, oder bilden steile Klippen. An der einen Küste bemerkte man einige schöne Bergpforten, die von den Felsen gebildet sind. Das Erdreich ist schwarz und torfig, wie in Island, aber man baut Gerste, Hafer, Kartoffeln und anderes Gemüse darauf. Alles Vieh auf Shetland ist sehr klein, die Pferde nicht viel größer, als große Spanische Schafe, und eben so das Rindvieh. Die Schafe sehen weiß, schwarz, braun und bunt aus, und tragen feine Wolle, die im Lande verstrickt wird. Die Kinder vom zehnten Jahre an, bis zum siebzigjährigen Greise

stricken, ausgenommen die rüstigen Männer, welche fast immer auf dem Meere sind und Fischfang treiben. Der Ackerbau liegt darum den Weibern ob, und wird größten Theils durch menschliche Kräfte betrieben, da es schwer hält, die Pferde zu durchwintern. Lerwick liegt auf der größten Insel, die eigentlich Mainland heißt, und hat schlechte Straßen. Shetland besteht aus vierzig Inseln, wovon dreyßig bewohnt sind. Auf allen Inseln zusammen wohnen drey und zwanzig tausend Menschen, wovon jährlich ein tausend fünf hundert allein auf den Grönländischen Wallfischfang gehen.

Die Schiffe Dorothea und Trent, zur Entdeckungsreise östlich von Grönland ausgesendet, kamen uns den folgenden Tag nach Lerwick nach, wir aber lichteten den 3. des Wonnemonaths unsere Anker, segelten vor der Insel Whalsey vorbey durch den Yeller-Sund, und waren des Nachmittags in der offenen See. Unser Zimmermann machte jetzt ein sogenanntes Krähennest, eine Art Sturmhütte, am Top des Mastes, zum Schutze gegen das Wetter für die Ausgucker. Es hat eine walzenförmige Gestalt, und man steigt durch eine Klappe, worauf man nachher steht, von unten hinein. Nach mehrtägigen Kämpfen mit bösen Winden und Wetter brach der 17., ein Sonntag, sehr heiter an; es ward wieder Gottesdienst gehalten, und ich vertheilte, da nur immer ein Drittel der Mannschaft in Thätigkeit war, Andachtbücher unter dieselbe, zur Benutzung der Muße. An diesem Tage kamen wir auf die Stelle, wo nach alten Sagen das versunkene Land Buß soll gelegen haben. Unsere Matrosen erzählten mancherley Geschichten von dieser Stelle, von Stößen, welche die Schiffe hier bekommen u. s. w.; wir aber konnten mit dem Loth in 180 Faden keinen Grund finden. — Den 19. fischten wir ein Stück Speck von einem getödteten Wallfische auf, was wahrscheinlich vom vorigen Jahre herrührte, und den Winter über eingefroren war. Den folgenden Tag sahen wir einen Wasserraben und einen äntenartigen Vogel. Einige Tage darauf flatterten mehrere Weindrosseln (Motacilla Oenanthe), so erschöpft um den Alexander, daß man sie mit den Händen greifen konnte. Den 26. wurden wir unter 58 Grad 36 Minuten nördlicher Breite und 51 Grad westlicher Länge den ersten Eisberg ansichtig, der mit Schnee bedeckt, und etwa vierzig Fuß hoch und tausend Fuß lang war. Die Einbildungskraft gab ihm mancherley Formen und Nahmen. Ein Mahl sah er aus wie ein weißer Löwe und ein kauerndes Pferd. Unsere Matrosen machten daraus gleich den Löwen und das Einhorn im königlichen Wapen, und freueten sich über diese gute Vorbedeutung. Der erste Anblick dieser nordischen Massen, mit denen wir kämpfen sollten, machte auf uns einen eigenen Eindruck. Jeder wollte gleichsam aus

dem ersten Eisberge alle übrigen erkennen, und daraus das Wohl und Weh unserer Reise im Voraus erschauen. Aber auch auf den, der sich nicht mit mancherley Vorgefühlen und Ahnungen den Eisbergen nähert, machen sie gewiß einen unauslöschlichen Eindruck. Sie schimmern bey Tage und bey Nacht, verändern bey jeder Bewegung des Schiffes ihr Ansehen, glänzen in den wundersamsten Farben des Regenbogens, und sind eine erstarrte kalte Farbenwelt, an und auf der sich doch in Robben, Vögeln und Fischen das Leben regt. Sie sitzen fest und bewegen sich wieder, nehmen ab, vergehen und entstehen von neuem, und bilden so im Norden eine stets wechselnde Eilandwelt.

Den 1. des Brachmonathes (Juny) sahen wir mehrere Finnfische, die selten von den Wallfischjägern verfolgt, aber gern von den Grönländern gegessen werden. Sie sind so lang wie die Wallfische, aber nicht so dick und so fett. Den 2. um ein Uhr Nachmittags erblickten wir Land, südlich vom Coquins-Sund, wo Baffin auf seiner letzten Rückreise gelandet seyn soll. Die folgenden Tage segelten wir so, daß wir öfters die Küste von Grönland, steil und bergig wie die von Norwegen, sahen, und zwischen Eisfeldern und Eisbergen durchkamen. Am 8. sahen wir einen Eisberg, drey hundert fünf und zwanzig Fuß hoch und ein tausend zwey hundert Fuß lang, von dessen Seite ein Wasserstrom herunter stürzte, und kamen auf viel Treibeis. Das festliegende Eis konnten wir aus der Ferne durch einen weißen Nebel immer erkennen, der einen Schimmer erzeugt, welcher gewöhnlich Eisblink genannt wird. In der Regel bildet dieser Schimmer einen nach oben gehenden Bogen.

Den 9. des Brachmonaths zogen wir, bey gelindem Wetter längs der Kante des festen Eises hin, und legten an einem Eisberge an, der zwischen zwey Inseln lag, und durch Eis mit dem festen Lande in Verbindung zu stehen schien. Da das Wetter heiter war, so stellte der Lieutenant Parry mit den nöthigen Werkzeugen Himmelsbeobachtungen auf dem Eisberge an. Dieser war drey hundert zwey und siebzig Fuß hoch, doch guckte er nur vier und fünfzig Fuß aus dem Wasser hervor, die andern drey hundert achtzehn Fuß befanden sich unter dem Wasser, wie wir durch Lothen erfuhren, weil der Eisberg auf dem Grunde fest lag. Oben fanden sich allerley Steine und eine Lage von Grussand. Mehrere seltene Vögel erlegten wir darauf. Grönland's Küsten sind überhaupt reich an Wasservögeln, als an Änten, Gänsen, Möven und Alken. Man kann gegen fünfzig Arten von Wasservögeln an den Küsten zählen, worunter auch die Eidergans gehört. Einige Eingeborne kamen jetzt zu uns, und erzählten, daß der erwähnte Eisberg schon seit dem letzten Jahre an derselben

Stelle liege, und daß von da bis zur Insel Disco festes Eis wäre. Die Grönländer, welche wir hier sahen, waren untersetzt, wohlbeleibt und wohlgestaltet. Sie hatten eine dunkle Farbe, schwarzes Haar, und ein breites, plattes Gesicht. Ihre Körperkraft ist nicht so groß wie die der Europäer, doch können sie viel auf dem Kopfe tragen, z. B. einen Kahn und ein Rennthier, und besitzen große Gewandtheit. Sie springen mit Leichtigkeit von einer Eisscholle zur andern, und klettern die steilsten Felsen hinan.

Den folgenden Tag setzte sich viel Eis von Nordost in Bewegung; wir mußten darum vom Eisberge abfallen, um nicht einzufrieren, richteten uns südlich bey trübem Wetter, zwangen das Schiff durch viel Eis, und kamen glücklich in eine freye Wasserstraße. Tags darauf schossen wir eine Robbe, acht hundert fünfzig Pfund schwer. Es war eine sogenannte große Robbe (phoca barbata), nach dem Urtheile unsers Grönländers im zweyten Jahre ihres Lebens. Sie hatte acht Fuß Länge und zwey Fuß Breite, und hinter den vordern Schwimmfüßen fünf Fuß sieben Zoll Umfang. Die hintern Schwimmfüße waren sechzehn Zoll lang, die vordern eilf Zoll. An den letztern saßen gekrümmte, schwarze hornige Klauen an fünf Zehen. Die Klauen der Hinterfüße waren lang und gerade. Den Leib bedeckten dicke, grobe, kurze dunkelgraue Haare. Die Augen, von der Größe der Ochsenaugen, hatten Deckhäute, die Ohröffnungen, denen äußere Ohren fehlten, lagen zwey Zoll hinter den Augen. Die fleischige breite Oberlippe war durch eine schwarze Furche in zwey Lappen getheilt, jeder Lappen mit acht Reihen von starken, weißen, halb durchscheinenden und an den Enden gekräuselten Borsten besetzt, welche der Schnautze ein eigenes Ansehen geben. Die Unterlippe war dünn und spitz, die Zunge dagegen dick und gespalten. Im Magen saßen viele Spulwürmer, ein und einen halben Zoll lang, und in den kleinen Gedärmen mehrere Bandwürmer, einen bis fünf Fuß lang. Das Herz dieses Thieres wurde von uns gegessen, und schmeckte so frisch, als das eines Ochsen. Späterhin bekam das Schiff Alexander von einem Wallfischjäger ein Junges von der großen Robbe, das jedoch auf dem Schiffe verquinte. Als es zwey Stunden auf demselben war, so hatte es schon die einzigen Löcher gefunden, aus denen es entwischen konnte, nähmlich die Rinnenlöcher für die Pumpen. Als man diese zumachte, bemühte es sich, sie mit den Vorderfüßen zu öffnen. Bey'm Gehen gebrauchte es nur die Vorderfüße, indem es durch Krümmung des Körpers den Hintertheil nachzog, und sich mehr fortschnellte als ging. Es schrie fast wie ein Kind, wenn man es störte; sonst war es harmlos und zahm wie ein Hund. Von den Speisen, welche es erhielt, schien ihm ein Mehlbrey nicht

zu behagen, und da es früh gefangen war, so gefiel es ihm auch nicht recht im Wasser.

Vierzehn Tage später, als die große Robbe geschossen ward, erlegten wir eine andere Robbe, wahrscheinlich die rauhe (phoca hispida). Diese hatte silbergraue Bauchhaare, mit einigen in's Dunkelschwarze fallenden Flecken, einen schwärzlichen Rücken, und sah an den Seiten landkartenähnlich aus, weil der dunkle Grund durch viele Silberstreifen durchwogt war.

Alle Robben haben einen langgestreckten, dicht und kurz behaarten Leib, lange und steife Schnurrhaare, und flossenartige, doch mit Nägeln besetzte Füße. Sie leben eigentlich im Meere, gewöhnlich an den Küsten und Eisschollen, lagern sich oft auf denselben, um auszuruhen, nicht selten zu Tausenden, sind muthig und neugierig, folgen darum oft den Schiffen, und kommen in allen Meeren vor. Es gehören zu diesem Geschlechte:

1) Das Wallroß (tricheus Rosmarus). Dieses Thier ist dicker wie die gewöhnlichen Robben, wird oft so groß, als ein Ochse, heißt auch Meerochse, und findet sich zu Hunderten auf den Eisfeldern der Pole. Es nährt sich von Seetangen und Schalthieren, mistet wie ein Pferd, brüllt wie ein Ochse, schnarcht wie ein Mensch bey'm Schlafen, und hat Barthaare, wie ein Strohhalm dick. Die Zunge dieses Thieres ist eßbar, sein Speck nicht bedeutend, dagegen hat es über zwey Fuß lange und vier ein halb Pfund schwere Hauer, die wie Elfenbein verarbeitet werden. Mit diesen Hauern hilft es sich bey'm Gehen oder Rutschen, schlägt sie in's Eis ein, und zieht dann seinen Körper nach. Auch vertheidiget es sich damit im Kampfe gegen ein Boot, einen Eisbären, oder andere See-Ungeheuer. Die Grönländer gebrauchen fast Alles von diesem Thiere. Die Europäer fangen es nur wegen seiner Zähne. Theils schießen sie es, theils spießen sie es; müssen aber dazu stärkere Speere haben als die Wallfischspeere sind, da seine Haut sehr dick ist.

2) Das Seekalb (phoca vitulina). Dieses ist sehr gemein, vorzüglich in der Ost- und Nordsee, bellt bisweilen wie ein heiserer Hund, frißt Fische und Schalthiere, schläft oft am Lande, und wird bey der Gelegenheit geschossen, erschlagen oder gespießt. Das Fell wird zu Koffer-Überzügen und allerley Taschen, und der Speck zu Thran benutzt. Außer diesem gemeinen Seekalbe gibt es noch mehrere Arten, als die Mönchsrobbe (phoca monachus), wovon vor einigen Jahren eine in Deutschland herum geführt wurde, die Grönländische Robbe (ph. Groenlandica), die Bärenrobbe (der Seebär (ph. ursina), welche sieben Fuß lang und acht Centner schwer wird; die Löwenrobbe, der Seelöwe (phoca jubata), deren

Männchen lange Nackenhaare, gleich den Mähnen des Löwen hat; die Schweinsrobbe (ph. porcina), die einen Schweinsrüssel besitzt, und die Haubenrobbe (phoca cucullata), welche die Stirnhaut zu einer Mütze oder Kappe ausdehnen kann, womit sie die Augen bedeckt. Zwey andere Robben-Arten sind schon erwähnt.

Die Europäischen Schiffe, welche auf den Wallfischfang ausgehen, nehmen auch gewöhnlich Robben mit, die sie mit einem besonderen Robbenknittel, der unserm Bergmannsstock ähnlich ist, oft in einem Tage 3 — 400 Stück auf dem Eise todt schlagen, da die Thiere nicht gehen können, sondern nur rutschen. Von 3 bis 4 Seehunden erhält man ein Faß Speck. Gerne sonnen sich diese Thiere auf dem Eise; wird es aber stürmisch, so begeben sie sich in's Meer. Auf dem Eise sind sie oft recht lustig und treiben allerley Kurzweil. Die Robbenfänger schreyen sie an; dann werden sie stutzig, richten die Nase auf und erhalten gewöhnlich einen Schlag auf die Nase, weil der am wirksamsten ist. Bisweilen setzen sie sich zur Wehre, packen den Robbenschläger bey den Beinkleidern, und haben ein zähes Leben. Der Thran von den Seehunden ist weit besser als der von den Wallfischen.

Für die Grönländer ist der Seehund das wichtigste Thier, ihre eigentliche Kuh. Das Fleisch essen sie, mit dem Felle bekleiden sie sich, überziehen damit ihre Kähne, und bedecken damit ihre Wohnungen; der Speck schafft ihnen Licht in den dunkeln Wintertagen, und Wärme in der strengen Kälte; die Sehnen dienen als Zwirn, die Gedärme werden zu Segeln zusammen genäht, und zu Fenstern und Hemden gebraucht; die harten Knochen liefern mancherley Werkzeuge. Die Grönländer haben drey Arten die Robben zu fangen, nähmlich den Blasenfang, die Klopfjagd und den Eisfang. Auf die erste Art fängt ein einzelner Mann in einem Boote große Seehunde. Er hat einen Speer mit einem langen Riemen und einer mit Luft gefüllten Robbenhaut. Erblickt er einen Seehund, so spießt er ihn und wirft Riemen und Luftsack über Bord. Der Seehund fährt in die Tiefe, kommt wieder herauf, und wird jetzt mit andern Speeren getödtet; nachdem ihn die Luftblase und der erste Speer schon etwas ermattet haben. Dieser Fang ist mit vielen Gefahren verknüpft, weil bisweilen das Boot umgerissen oder auch von dem Thiere angegriffen wird. Die Klopfjagd wendet man im Herbste an, wenn sich die Seehunde in die Meerbusen ziehen. Mehrere Grönländer vereinigen sich, umschließen den Eingang zu dem Meerbusen, und treiben jetzt mit Steinwürfen und Geschrey die Robben an's Ufer, wo Weiber und Kinder sie mit Knitteln empfangen, während die in den Böten nacheilenden Männer

sie mit Speeren erstechen. Diese Treibjagd gehört zu den Grönländischen Lustbarkeiten. Oft werden so viel an einem Tage erlegt, daß jeder Theilnehmer 8 bis 10 Stück erhält. Der Eisfang geschieht im Winter. Der Grönländer haut eine Öffnung in's Eis, die Seehunde kommen dahin, um Luft zu schöpfen, oder man zieht sie durch das Nachmachen ihres Geschreyes dahin und ersticht sie mit Speeren.

Den 11. Mittags, nachdem wir die große Robbe erlegt hatten, begegneten wir mehreren Wallfischfahrern, einem aus Dundee in Schottland, dem andern aus Hull in England. Sie hatten Alle einen glücklichen Fang gemacht. Die meisten dieser Schiffe waren erst an demselben Tage frey von Eis geworden, worin sie 14 Tage lang fest gesessen. Einer von den Schiffshauptleuten hatte den Dänischen Befehlshaber (Gouverneur) auf der Wallfisch-Insel gesprochen, und von demselben gehört, daß das Eis in jener Gegend dieses Jahr schon drey Mahl aufgebrochen und wieder fest gefroren sey.

Nach mehrerem Hin- und Herfahren und Durcharbeiten durch festes und schwimmendes Eis kamen wir den 14. vor der Wallfisch-Insel vorbey. Wir hißten (zogen in die Höhe) unsere Flaggen und Wimpel auf, um die Dänische Flagge auf der Insel zu begrüßen. Bald kam der Befehlshaber, Inspector Flushe, ein geborner Norweger, an Bord, erzählte uns, daß der vorige Winter ungewöhnlich streng, und die See in dieser Gegend Anfangs des Christmonathes (December) bereits zugefroren gewesen, statt daß sie sonst erst in der Mitte des Eismonathes (Februar) zugehe; — er sey 11 Jahre in Grönland, und habe die Bemerkung gemacht, daß die Kälte allmählich zugenommen habe, — daß die Niederlassung dieses Jahr wegen ihres Mundvorrathes in großer Verlegenheit, und gezwungen gewesen sey, Hunde zur Nahrung zu tödten, weil man in dem langen Winter nicht habe so viele Robben bekommen können, als zur Unterhaltung der in der Ansiedelung wohnenden Esquimaux nöthig seyen. Ich gab dem Herrn Flushe einige Geschenke an Gemüsen und Getränken, worauf er uns verließ.

Die Wallfisch-Insel (Whal-Island), auch Kronprinz-Insel genannt, liegt unter dem 63. Grad 54 Minuten Breite und dem 53. Grad 30 Minuten Länge, und hat eine gute Bucht mit drey Fahrwassern. Der Befehlshaber mit seiner Frau und seinen Kindern, 6 Dänen und 100 Esquimaux wohnen darauf, und fangen Wallfische und Robben.

Wir schifften die Insel Disko vorbey nach Waygat, oder der Hasen-Insel, und begegneten einigen Wallfischjägern. Den 16. kamen wir bey mehreren sehr großen Eisbergen vorbey, wovon einige 200 Fuß über dem Wasser hervorragten. Durch diese Berge, die

sich nach Norden zu schließen schienen, segelten wir durch, und stießen dabey auf mehrere schwimmende Eisflahrden. Die Ansicht dieser Eismassen zeigt das Kupfer besser, als Worte es vermögen. Bey der Hasen-Insel legten wir an einem Eisberge an und fanden hier 45 Wallfischjäger; alle vom Eise festgehalten. Man sah von hier aus wenigstens 700 Eisberge. Der Anblick so vieler Schiffe in einer so unwirthlichen Gegend war höchst erfreulich. Sie gaben hier die herrlichsten Beweise von dem Brittischen Unternehmungsgeiste, und wir selbst erhielten viele Bezeigungen von Freundschaft und Liebe. Von jedem Schiffe, dem wir vorbeysegelten, schallte uns ein dreymahliges H u r r a h entgegen, das wir erwiederten. — Während unsers Aufenthaltes bey Waygat ward der Eisberg, woran unsere Schiffe befestiget waren, plötzlich flott, und wurde mit großer Heftigkeit nach Westen getrieben; doch lag er bald wieder fest. Das Wetter war heiß und schwül.

Den 20. bugsirten wir die Schiffe durch viele Eisklumpen, mußten einige Mahl einen Durchweg hauen, waren oft fest eingeschlossen, wurden wider Willen mit dem Eise fortgetrieben, und saßen am 21. ganz fest. Den 22. kamen wir wieder los, legten bey Four-Island- (Vier-Insel-) Spitze an, wo eine Art von kleiner Dänischer Niederlassung ist. Diese war jetzt verlassen und von einem Englischen Wallfischjäger abgebrannt; wie es denn nicht selten ist, daß die Ansiedelungen durch Wallfischjäger leiden; früherhin durch Holländische, die Lichtenfels einmahl abbrannten, jetzt durch Englische. Ich schickte den Lieutenant Parry auf das Schiff, dessen Matrosen diesen Unfug vor mehreren Tagen begangen hatten, und es ergab sich bey der Untersuchung, daß zwey Matrosen aus bloßem Muthwillen dieses Bubenstück verübt hatten, was in diesen Gegenden um so strafwürdiger ist, da es hier schwer hält, Holz zu erhalten. Wie mag den armen Grönländern und Dänen zu Muthe gewesen seyn, als sie gegen den Winter in ihr Haus zurück kehrten, es zerstört fanden, und keine Mittel hatten, es wieder herzustellen!

Den 24. zwang uns das Eis, in Büchsenschußweite von der Küste hinzuschiffen; die Isabella hatte nur 16 Fuß tiefes Wasser, und der Alexander gerieth auf den Grund. Die hinter uns fahrenden Wallfischjäger sendeten aber ihre Böthe uns zu Hülfe, und so wurden vermittelst Pferdeleinen, die man nach dem nächsten Berge überlegte, die Schiffe durch das sie einschließende Eis gehoben.

Nachdem wir viel von neuem mit dem Eise gekämpft hatten, legten wir wieder an, und ich schickte unsern Grönländer S a c k h o u s e aus, um Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen. Sieben Esquimaux in ihren Kanoes oder Kajaks kamen an, und brachten

einen kleinen Vorrath von Vögeln mit. Ihr Dorf bestand aus wenigen Zelten, die von Robbenfellen gemacht waren, und etwa 50 Menschen fassen konnten. Da ich mir einen Schlitten und Hunde zu verschaffen wünschte, um doch auf meiner Reise auch ein Grönländisches Landfahrzeug zu haben, so both ich ihnen eine Kugelbüchse dafür an. Sie nahmen die Kugelbüchse aber nicht eher, bevor sie nicht den Schlitten gebraucht hatten. Den Schlitten hohlten sie in einem Kahne, den sie Umjak nannten, und der von 5 Weibern im Stehen gerudert wurde. Die Weiber waren in Rennthierfelle gekleidet und hatten ihre Haare auf dem Kopfe zwey Mahl über einander zusammen gebunden. Sie benahmen sich außerordentlich bescheiden, und ihr Anblick schien mit den Erzählungen Anderer nicht übereinzustimmen, welche die Grönländerinnen ihr eigenes Ungeziefer fressen lassen. Freylich waren dieß schon christliche und also gebildete Grönländerinnen. Zwey von ihnen, größer als die übrigen, hatten einen Dänen zum Vater, und einer von den Männern ebenfalls. Man konnte dieß gleich an der Farbe sehen. Wir wurden bald mit unsern Besuchern bekannt, und luden sie ein, in die Kajüte zu kommen, wo sie mit Kaffeh und Zwieback bewirthet, und ihre Bildnisse gezeichnet wurden. Nachdem sie die Kajüte verlassen hatten, tanzten sie Schottisch auf dem Verdeck mit unsern Matrosen; unser Geiger spielte dazu auf. Sackhouse's Freude und Ausgelassenheit überstieg alle Gränzen; er machte den eigentlichen Anordner.

Die Fahrzeuge der Grönländer bestehen aus einem leichten Gerippe von Treibholz, das wahrscheinlich aus den Flüssen Nord-Asiens bis hieher, etwa bis zum Disko-Eiland, getrieben wird. Das Gerippe ist mit Seehundsfellen überzogen. Die Grönländer haben Männerböte (Kajak) und Weiberböte (Umiak). Erstere sind 8 Ellen lang, in der Mitte ¾ Ellen breit, ½ Elle hoch, und laufen vorn und hinten sehr spitzig zu. Das Holz daran ist mit Fischbein verbunden, und die beyden in die Höhe gebogenen Enden sind unten mit knöchernen Leisten versehen. Oben ist das Boot mit Ausnahme einer runden Öffnung, ebenfalls zu. In die runde Öffnung kriecht der Grönländer mit den Füßen, streckt sie aus, und sitzt auf weichen Fellen, so daß ihm der Rand der Öffnung bis an die Hüften reicht. Angethan ist er mit einem Wasserpelze, der am Gesichte und an den Armen mit beinernen Knöpfen und Ringen fest zugeschnürt, und mit seinem Rande um einen Reifen, der die Kanon-Öffnung einschließt, gespannt wird, so daß auch beym größten Sturme kein Wasser in das Boot kommen kann. Das Ruder ist 3 Ellen lang und hat an beyden Enden ein drey Finger breites Blatt, daß mit knöchernen Leisten eingefaßt ist. Dieß ergreift der Grönländer mit beyden

Händen, und schlägt damit abwechselnd zu beyden Seiten in's Wasser. So kann er in Einem Tage 10 Meilen zurück legen. Die Jugend wird besonders im Kajakfahren geübt, und fast kein Europäer thut es darin den Grönländern gleich. — Das Weiberboot ist 14 bis 18 Ellen lang, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Ellen breit, und in der Mitte $1\frac{1}{2}$ Ellen tief. Das Holzwerk besteht aus leichten, drey Finger dicken Latten. Es ist ebenfalls ganz mit Fellen überzogen, hat an jedem Ende zwey Kiele, ist aber offen und mit 10 Ruderbänken oder Quersitzen und vorn mit einem Darmsegel versehen. Diese Boote werden von Weibern, gewöhnlich von vieren, fortgerudert, und die Grönländer machen darauf ihre Reisen, oft 100 Meilen weit, mit ihren Zelten und der ganzen Habe. Die Männer fahren in ihren Kajaken neben her, und schützen und sichern das Weiberboot. Bey jedem Nachtlager steigen sie an's Ufer, schlagen ihre Zelte auf und ziehen alle Boote an's Land. Kommt schlechtes Fahrwasser, so tragen 6 bis 8 das Weiberboot auf den Köpfen weiter. Den Kajak trägt ein Mann.

Die Zelte dienen den Grönländern nicht bloß auf der Reise, sondern auch als Sommerwohnungen. Will man ein Sommerzelt errichten, so faßt man einen eyrunden Platz mit einem Steinwalle von halber Mannshöhe ein, setzt da, wo der Eingang seyn soll, 2 Pfosten, an 6 Fuß hoch, so daß sie sich nach dem Innern des Zeltes neigen, spannt darüber einen hölzernen Bügel, und legt von dem Bügel bis zum Walle an zwanzig Zeltstangen, die fast fächerförmig liegen. Dieses Stangenwerk belegt man mit doppeltem Fellgewande, wovon das letztere beym Regen mit der rauhen Seite auswendig, beym guten Wetter aber umgekehrt liegt, damit der Regen gut abläuft und die Sonne die Haare nicht loswärmt. Das oberste Fell ragt auf allen Seiten etwas vor, und bildet so rings eine Art Vorhaus, worin man Vorräthe und übelriechende Gefäße aufbewahrt. Der Eingang zum Zelte ist mit einem oft stattlich verzierten Vorhange von zarten Gedärmen versehen, und dient zugleich als Fenster. Vor dem Zelte befindet sich noch ein Gestell, woran man Fleisch, Stiefeln u. s. w. aufhängt. Unten sind die Felle mit Steinen beschwert, und die etwaigen Öffnungen noch mit Moos verstopft. Im Innern befinden sich Britschen, Breter, die auf Klötzen ruhen und mit Fellen bedeckt sind. Gekocht wird im Sommer gewöhnlich im Freyen bey Holz in kupfernen Kesseln. Oft wohnen 20 Menschen in Einem Zelte; die jedoch weit reinlicher sind, als die Winterwohnungen. Diese haben gewöhnlich 8 bis 10 Ellen in der Tiefe (Breite), oft an 50 Ellen in der Länge und 5 bis 6 Fuß in der Höhe. Man erbaut sie gern an erhabenen Stellen, damit das Schneewasser ablaufen kann. Die äußere Wand ist eine Mauer, aus gro-

ßen Steinen, einige Ellen dick, zusammen gesetzt, und mit Erde und Rasen verkittet. Auf der Mauer ruht der Länge nach ein Balken, der im Innern von Pfosten unterstützt wird. Über diesen Balken gehen Querbalken, deren Zwischenräume mit Holz und Heidekraut belegt sind. Darauf liegt Rasen, der noch mit Erde überschüttet ist. Das Ganze wird mit alten Zelt- oder Bootfellen bedeckt. Inwendig sind auch die Wände damit bekleidet, so wie die Britschen. Es wohnen gewöhnlich mehrere Sippen (Familien) in Einem Hause, ja bisweilen 6 bis 10; jede hat ihre eigene Abtheilung, durch ausgespannte Felle bewirkt. An der Seite des Hauses, an der sich der Eingang befindet, sind einige viereckige Fenster von sauber zusammengenähten Därmen, ungefähr eine Elle im Gevierten. Unter den Fenstern steht inwendig eine Bank, auf welcher die Fremden sitzen und schlafen — das eigentliche Gastzimmer. An jedem Pfosten im Innern, der auch die Abtheilung in der Regel bezeichnet, ist eine Feuerstelle — eine auf einen Schemel gestellte Lampe, mondförmig und aus Talkstein gearbeitet. Darin brennt Seehundspeck mit Moos. Unter der Lampe steht ein Gefäß, um den überfließenden Thran aufzufangen. Die Lampen brennen so stark, daß sie nicht allein das Haus gut erhellen und erheitzen, sondern auch die Speisen, welche über ihnen an vier Schnüren in talksteinenen Kesseln hängen, gahr machen. Über dem Kessel ist ein Rost von hölzernen Stäben zum Trocknen der Kleider und Stiefel angebracht. Die Lampen dunsten darum nicht viel, weil der Speck gewöhnlich frisch ist; auch kann durch den Eingang der Dampf etwas herausziehen. Der Eingang ist ein kleines Vorhaus, 6 bis 8 Ellen lang, aber so niedrig, besonders vorn und hinten, daß man fast auf Händen und Füßen hinein kriechen muß. Dieser lange Gang, obgleich er ohne Thür ist, hält Wind und Kälte ab. Dagegen erzeugen die Speisen, welche gekocht werden, und die oft halb verfault sind, nebst den Uringefäßen, die gewöhnlich nahe am Eingange stehen, und worin Häute zum Gärben eingeweicht werden, einen so starken Geruch in der Wohnung, daß es einem Europäer kaum möglich ist, darin auszuhalten.

Neben den Wohnhäusern befinden sich Vorrathshäuser, und die Fahrzeuge, welche umgekehrt sind und auf Pfählen ruhen. Unter denselben liegt das Jagdgeräth und das Fellwerk. — Im Herbstmonathe bauen die Grönländer ihre Winterhäuser, oder bessern die alten aus; zu Ende des Monaths ziehen sie ein, und im Wind- oder Wonnemonathe wieder aus, und schlagen jubelnd die Zelte auf. Weil die Grönländer ein unstätes Leben lieben, so kommt es sehr oft, daß sie ein Winterhaus nur ein Jahr bewohnen, und im Herbste sich viele Meilen davon ein anderes bauen. Da sie eine große

Geschicklichkeit im Bauen, so wie im Verfertigen von hölzernen und ledernen Sachen besitzen, so wird ihnen das leicht, und außer Holz, Erde und Steinen führen sie Alles mit sich. Holz spült in den nicht zu nördlichen Gegenden das Meer an; Steine und Erde sind überall. Die meisten Bauarbeiten verrichten die Weiber; denn die Männer sind gewöhnlich auf der Jagd. Die Weiber müssen vorzugsweise die ganze Verarbeitung der Felle besorgen; und sie nähen dieselben so dauerhaft und gut zusammen, daß ein Europäischer Kirschner oder Riemer von ihnen Manches lernen könnte. Die Häute werden erst mit Muscheln glatt geschabt, und dann in Urin gebeitzt; einige so, daß bloß das Fett herausgeht, andere so, daß auch die Haare abgeschabt werden können. Die gebeitzten Felle spannt man aus und trocknet sie; die, welche zu Kleidungsstücken dienen sollen, werden weich gerieben.

Jagd ist des Grönländers Tagesgeschäft; Korn und Obst kann er nicht bauen, darum muß auch Fleisch seine Hauptnahrung seyn; ja es ist fast seine einzige Speise. Das Rennthierfleisch ist der größte Leckerbissen der Grönländer; weil sie dasselbe aber selten haben, so müssen sie gewöhnlich Seethiere essen — Fische, Vögel und Seehunde. Die Landvögel und Hasen achten sie wenig. Einige Arten von Beeren, Wurzeln und Kräutern genießen sie zwar, aber theils nur zur Erfrischung, theils wenn sie durch Noth dazu getrieben werden. Eine Art Stinte (Angmarset), die sie in ungeheurer Masse fangen und in der Luft dörren, dienen als tägliches Brot und Gemüse. Ist das Fleisch durch halbes Verfaulen etwas mürbe geworden, so essen es die Grönländer am liebsten, wie die Europäer den Hasen. Das meiste Fleisch kochen sie. Manche Fische aber, als Kabliaue und Butten, schneiden sie in schmale Streifen, trocknen sie an der Sonne, und essen sie so. Das Eingeweide der kleinern Thiere essen sie ohne Weiteres, nachdem sie dieselben zwischen den Fingern etwas ausgestreift haben. Das, was sich in dem Magen der Rennthiere befindet, so wie das Eingeweide der Schneehühner, gibt, mit frischem Thran und Beeren vermengt, einen besondern Leckerbissen für sie ab. Bärenfleisch, der Schwanz und die Haut von Wallfischen gehören auch zu den Leckereyen. Frische, faule und halbausgebrütete Eyer macht man zum Winter mit Beeren, Stängeln von der Engelwurz und Thran, in einen Seehundschlauch ein, als eine Winter-Erquickung. Die Grönländer trinken Wasser, worin sie gewöhnlich Schnee oder Eis legen, um es recht abzukühlen.

Die Männer essen in der Regel allein, und die Weiber mit den Kindern. Die Hauptmahlzeit findet des Abends Statt, wenn die Männer von der Jagd zurückkehren. Leider haben sich die Grönlän-

der auch an das schädliche Tabakrauchen und an das Branntweintrinken schon etwas gewöhnt. Anfänglich nannten sie den Branntwein Tollwasser. Überhaupt genießen Viele jetzt Europäische Speisen, und entwöhnen sich vorzüglich der Nahrungsmittel, welche den Europäern ekelhaft erscheinen.

Die Grönländer, welche uns besuchten, genossen die Europäischen Speisen mit vielem Behagen, und sagten uns ein herzliches Lebewohl, da wir den 2. July in Gesellschaft von etwa dreyßig Wallfischjägern wieder weiter segelten. Wir hielten uns vier bis sechs Meilen vom Lande, indem wir hier das Wasser immer eisfreyer fanden, als weiter in der See. Vielleicht rührt diese Erscheinung daher, daß die Sonnenstrahlen, welche gegen die Felsenküsten prallen, auf das Eis zurück geworfen werden, und so dasselbe in einer gewissen Entfernung vom Lande eher aufthauen, als dicht an demselben, oder weit in der See.

Viele Eislager hatten wir bis zum 15. July zu durchbrechen. An diesem Tage trafen wir das Schiff Zephyr, und erfuhren, daß ein Schiff von Hull vom Eise zertrümmert worden sey, daß aber die Mannschaft sich auf das Eis gerettet habe, und von einem andern Schiffe aufgenommen worden sey. Noch immer begleiteten uns an vierzig Wallfischjäger, und mehrere große Wallfische zeigten sich in diesem Fahrwasser. Einige davon wurden auch erlegt. Die Isabella erlitt eine heftige Quetschung; sie wurde vom Eise mehrere Fuß aus dem Wasser gehoben, und von zwey Flahrden (Eisstücken von großem Umfange) eingeschlossen. Vermittelst Winden mußte das Schiff aus dieser Lage gebracht werden. Am folgenden Tage schloß uns das Eis wieder ein, und wir mußten es sechs und dreyßig Ellen breit und vier Fuß dick durchsägen, um aus demselben zu kommen.

Den 21. hohlten wir sieben Wallfischjäger wieder ein, die uns vorgekommen waren. Der Befehlshaber des einen Schiffes war von einem verwundeten Bären angefallen und aus dem Boote gerissen worden, wodurch er starke Wunden erhalten hatte. Der Bär gab seinen Fang erst wieder heraus, nachdem er von drey Lanzen durchbohrt war, machte sich dann von den Lanzen los, schwamm nach dem Eise und entkam. — Am folgenden Tage mußten unsere Schiffe, gleich den Flußkähnen, stroman durch Seile gezogen werden. Die Matrosen gingen auf dem Eise, den Geiger an der Spitze, weil der Tact und der Ton eine solche Arbeit erleichtert. Mancher brach bey diesem Ziehen durch, hielt sich dann aber an dem Seile. Wenn dieß dem Geiger so ging, verstummte plötzlich die Musik und die Matrosen lachten darüber. Am Ende des July ließen wir alle Wallfischjäger hinter uns.

Den 31. schickte ich ein Boot nach einem Wallfische aus, der besonders gezeichnet schien, nähmlich schwarz und weiß. Er ward bald von dem Boot der Isabella gespeert (harpunirt); der erste Wurfspeer (Harpune) traf ihn auf den Rücken etwas hinter der linken Finne, und schien zu wirken. Das Boot ward darauf an die Ecke des Eises gezogen und mehr Leinen abgewickelt. Allein die Leine entschlüpfte, und der Wallfisch kam etwa eine Viertelmeile weit, mit dem Speere im Rücken, wieder zum Vorscheine, und zwar als ein loser Fisch, wie es die Wallfischjäger nennen. Da er an der Oberfläche blieb und an der Wunde zu leiden schien, so arbeiteten beyde Boote um die Wette nach dem Platze hin, wo man glaubte, daß der Wallfisch wieder zum Vorscheine kommen würde. Das Thier erhob sich dem Boote des jüngern Roß zunächst, der Speerer (Harpunirer) warf sein Geschoß auf dasselbe, und verfolgte es mit einem dritten und vierten, um den Fang zu sichern. Der Wallfisch war sehr erschöpft, und mußte nahe an der Oberfläche bleiben und sich den Speeren Preis geben. Das Blut floß stoßweise aus seinen Wunden, und warf sich in Masse auf, wenn er Athem schöpfte. Am Ende, ganz ermattet, machte er die letzte, aber schreckliche Anstrengung. Die Mannschaft in den Booten sah die Gefahr, und zog sich zurück. Das Thier wälzte und krümmte sich in fürchterlichen Zuckungen. Mit Schwanz und Finnen peitschte und wogte es die See von einer Seite zur andern. Da verschied es, sank unter, und das Meer wurde wieder ruhig. Durch die Speerleinen lichtete man den Fisch wieder auf und zog ihn mit Jubel an Bord. Zuerst nahmen wir ihn in's Schlepptau, und versuchten vorwärts zu kommen; da dieß aber langsam ging, weil das Wetter nebelicht und still war, so legten wir bey einer Flahrd an, und löseten ihm den Speck ab, oder wir flensten ihn. Der Schwanz ward abgeschnitten und an das Hintertheil des Schiffes aufgewunden, der Fisch selbst längs der Seite des Schiffes festgebunden, der Bauch dem Schiffe zunächst. Man schnitt ein Loch in ihn, und machte darin ein Seil des großen Seiten-Takels (Flaschenzuges) fest, um den Fisch so drehen zu können, wie es das Flensen erforderte. Der abgelösete Speck war in vierseitige Stücke zerlegt und eingehißt (auf's Schiff gezogen), Bein und Kinnbacken wurden zuletzt genommen, die Überbleibsel trieben fort, den Vögeln zur Beute. Diese, gewöhnlich Krang genannt, riechen sehr übel, weil die Lanzen die Eingeweide durchbohrt haben, und so der Unrath heraus fließt. Wir nahmen neun Tonnen Speck an Bord. Der Fisch war von der gewöhnlichen Art, männlichen Geschlechtes, maß 46 Fuß in der Länge, 28 Fuß im Umfange und hatte $9\frac{1}{2}$ Fuß lange Barten. Die Spritzlöcher, 6 Zoll lang, saßen

14 Fuß von der Spitze der Lippen entfernt, die Augen 16 Fuß, und 1 Fuß hinter den Mundwinkeln.

Die Wallfische (Cetacea) bilden einen Übergang von den Säugethieren zu den Fischen; sie werfen lebendige Junge und saugen sie, haben aber die Fischgestalt und leben im Wasser. Ihre Füße sind flossenähnliche Ruder, denen hinten die Zehen abgehen. Die Nase fehlt diesen Thieren, und statt der Nasenlöcher stehen oben auf dem Kopfe Spritzlöcher. Die größten Thiere gehören hierher; die kleinsten wiegen über 3 Centner, die größten an 1000. Ihre Länge steigt von 4 bis zu 100 Fuß. Der Leib ist unbehaart, und der Kopf sehr groß. Alle leben nur im Meerwasser, und weil sie, gleich den übrigen Säugethieren, Luft in Lungen athmen, so können sie nicht viel länger als eine Viertelstunde unter dem Wasser verweilen. Sie nähren sich von Fischen, Muscheln, Schnecken und anderem Seegewürme, leben gern gesellig und tummeln sich spielend auf der Wasserfläche umher. Nicht selten müssen sie mit Hayen, Schwert- und Sägefischen kämpfen. Ein solcher Kampf ist fürchterlich anzusehen. Die Wallfische schnellen sich über's Wasser, richten sich auf, stellen sich gleichsam auf den Schwanz, breiten die Ruder aus und fallen jählings wieder nieder, und spritzen dabey mit stöhnendem Getöse das Wasser aus den zwey Spritzlöchern am Kopfe. — Treiben sie auf den Strand, so geben sie bald ihr Leben auf, und gleichen auch darin den Fischen. Man theilt sie in unzähnige und zähnige Wallfische. Die ersten sind den Fischen näher verwandt als die letzten, und treiben die Wasserstrahlen aus den Spritzlöchern beym Ausathmen oft 40 Fuß in die Höhe. Sie haben außerordentlich kleine Augen, z. B. ein Wallfisch von 80 Fuß Länge hat keine größern Augen als ein Ochs. Der größte unter den unzähnigen Wallfischen ist der gemeine oder Grönländische Wallfisch (Balaena mysticetus). Er hat eine schwarze Farbe, die hin und wieder weißlich marmorirt ist; sein Maul gleicht einem S, und in demselben hat er 600 Barten, dreyeckige, oft 15 Fuß lange Platten, die aus langen Fasern bestehen, senkrecht in dem Gaumen sitzen, am Ende faserig sind und das Fischbein liefern. Sonst traf man diese Thiere 200,000 Pfund schwer und 100 Fuß lang. Jetzt sind sie viel kleiner; denn seit einigen Jahrhunderten hat man außerordentlich viel gefangen, so daß jetzt selten einer vollständig auswächst. Ihre Vermehrung ist nicht groß, indem das Weibchen gewöhnlich nur eins, selten zwey Junge wirft, von der Größe eines fast ausgewachsenen Stieres. Die Zunge des Grönländischen Wallfisches ist sehr dick und unbeweglich, und liefert bisweilen fünf Tonnen Thran. Der Kopf ist ein Dritttheil der ganzen Leibeslänge, und hat oft eine Dicke von

80 Fuß im Umfange. Mit dem Schwanze bewegt und vertheidiget sich der Wallfisch, und es ist unbegreiflich, mit welcher Schnelligkeit sich ein Thier von dieser Größe bewegen kann. Er schwimmt so schnell, als ein Vogel fliegt; und wenn er nicht weit vor einem Schiffe vorbeysegelt, so sausen den Schiffsleuten die Ohren. Ein beträchtliches Fahrzeug kann er mit seinem Schwanze zerschmettern. Der Grönländische Wallfisch lebt vorzüglich von zwey Krabben-Arten, wovon der erste (Cancer pedatus) auch das Wallfisch-Aas genannt wird. Weil diese Thiere in großer Menge bey Grönland und Spitzbergen vorkommen, so braucht der Wallfisch nur das Maul aufzusperren, um Tausende mit Einem Zuge einzuschlürfen. So wird es denn auch erklärbar, wie dieses Thier um seinen Leib eine mehrere Fuß dicke Specklage hat. Die Wallfische unternehmen oft sehr große Züge; im Frühjahre ziehen sie gegen Westen, im Herbst gegen Osten. Bey einem Ungewitter toben sie stark, und wenn sie ihre Jungen in Gefahr sehen, so werden sie außerordentlich kühn; sonst sind sie furchtsam und greifen selten ungereizt an. Überhaupt beweisen sie große Liebe zu ihren Jungen, welche sie bey dem Säugen mit den vordern Flossen an die Brust drücken, wobey sie sich schaukeln, damit bald die Mutter, bald das Junge athmen kann. Zu den unzähnigen Wallfischen gehören außer dem gemeinen der Nord-Kaper (balaena glacialis), der Knorpelfisch (b. gibbosa), der Finnfisch (b. physalus), das Breitmaul (b. musculus), das Ochsenauge (b. boops), der Plockfisch (b. nodosa), und der Äntenschnabel (b. rostrata). Alle diese haben für den Fang eine geringere Bedeutung; denn einige sind klein, und andere nicht recht fett. Der Nord-Kaper wird eben so lang als der gemeine Wallfisch, ist aber schmäler, wird häufig bey Norwegens Nord-Cap getroffen, und lebt von Häringen, die er durch Peitschen mit seinem Schwanze zusammen treibt. Der Knorpelfisch hat auf seinem Rücken sechs Knoten und gleicht sonst dem gemeinen Wallfische. Der Finnfisch hat eine Rückenfinne, die wohl vier Fuß hoch ist, als besonderes Kennzeichen. Er liefert wenig Thran, seine Barten sind kurz, blau und wenig brauchbar, und sein Fang gefährlich; denn er ist der schnelleste von diesen Thierarten, und brauset und schlägt gewaltig um sich. Er lebt von Fischen und dient den Grönländern zur Speise. Der Äntenschnabel ist nur 20 Fuß lang, und wird auch gern von den Grönländern gegessen. Er hat 1600 Barten im Munde. Zu den zähnigen Wallfischen gehören: der Einhornfisch (monodon monoceros, dessen Beschreibung späterhin folgt), der Pottfisch (physeter macrocephalus), der Mastfisch (physeter tursio), das Kleinauge (ph. microps),

der Walzfisch (ph. cylindricus), der Butskopf (delphinus edentulus), das Meerschwein (d. phocaena), der Speckhauer (d. orca oder aries), der Kugelkopf (d. globiceps), der Weißfisch (d. leucas) und einige andere unbekanntere Arten. — Alle diese Thiere haben nur Ein Spritzloch. Ihr Kopf ist nicht so dick wie bey den unzahnigen Wallfischen; sie liefern weniger Speck, der flüssiger ist und nicht so übel riecht. Der Pottfisch oder Kaschelot wird gegen 60 Fuß lang und 12 Fuß dick, hat 40 bis 60 Zähne im Unterkiefer, und lebt fast in allen Meeren. Er verschlingt große Haye, schlägt im Kampfe nicht mit dem Schwanze, sondern legt sich auf den Rücken und beißt um sich. Er ist der eigentliche Gebiether im Meere; denn Wallfische und Hayfische fürchten sich vor ihm. Das Wallrath (sperma ceti) — eine dünne Flüssigkeit — hat er in besondern Höhlen an einigen Stellen seines Leibes. Wegen dieser Flüssigkeit, und wegen des wohlriechenden Ambra, welches sich in seinen Gedärmen befindet, wird er hoch geschätzt. Ein Fisch liefert wohl 10 Tonnen Wallrath und 20 bis 30 Tonnen Thran. Das Kleinauge liefert ebenfalls Thran und Wallrath, und hat eine sammetschwarze Haut. Die Delphine oder Tummler sind alle sehr räuberisch. Der Butskopf ist auf dem Rücken so hart als ein Bret, und daher schwer mit Speeren zu tödten. Sein Schnabel gleicht dem Gänseschnabel; er schießt wie ein Pfeil durch's Wasser, ist selten, und wird etwa 14 Fuß lang. Kleiner ist das Meerschwein, das sich häufig in der Nord- und Ostsee aufhält, gemeiniglich an den Küsten. Der Speckhauer übertrifft an Größe den Butskopf; denn er wird über 20 Fuß lang. Der Kugelkopf ist selten. An der Nordwestküste von Frankreich strandete einmahl ein Junges und ward auf's Trockene getrieben. Es schrie dabey heftig, und eine Herde von 70 folgte; wahrscheinlich auf das Geschrey, oder auch von einem andern See-Ungeheuer verfolgt. Alle 70 strandeten und starben unter lautem Ächzen. Ein altes Männchen starb erst nach 5 Tagen. Das kleinste Junge maß 7 Fuß. Die Euter des Weibchens waren voll gelblicher Milch.

Die Schiffe, welche alljährlich von Europa aus nach dem Nord- und Südpol auf den Wallfischfang ausgehen, sind gewöhnlich hundert zehn bis hundert zwanzig Fuß lang, und enthalten zwey hundert Lasten. Weil sie oft zwischen Eisfeldern fahren müssen, so sind sie stark gebaut, vorn mit Eisen beschlagen und mit eichenem Umschrot versehen. Ein solches Schiff führt vierzig und mehrere Mann mit sich, also über noch ein Mahl so viel, als ein Kauffarteyschiff. Es hat sechs bis sieben Böte (Schaluppen) von zwanzig Fuß Länge und darüber, vier bis fünf hundert große Speckfässer, Zehrung auf

sechs Monathe, viele lange Taue, Harpunen, Lanzen, Speckmesser und andere Sachen. In Holland kostete sonst ein so ausgerüstetes Schiff an 50,000 Gulden. Auf dem Schiffe sind außer dem **Hauptmanne** sechs Befehlshaber; nähmlich der **Steuermann**, zwey **Speckschneider** und drey **Harpunenwerfer**. Diese haben außer ihrem monathlichen Lohne, einen gewissen Antheil an dem Gefangenen; die übrigen Matrosen erhalten aber außer ihrem Solde von sieben Rthl. monathlich, nur noch Kleinigkeiten, z. B. einen Holländischen Käse. Gewöhnlich zahlt man ihnen einen zwey monathlichen Gehalt voraus, wofür sie sich den nöthigen Anzug, als zwey Paar gute Stiefeln, ein halb Dutzend Strümpfe, vier Paar Beinkleider von Sackleinwand, acht Paar Handschuhe und zwey Pelzmützen anschaffen. In der Regel fahren die Schiffe im Windmonathe von Europa ab, oft auch schon früher, zumahl wenn sie zugleich auf den Seehundfang ausgehen. Die vorzüglichsten Fangstätte sind die Küsten Spitzbergens und Grönlands. Wahrscheinlich möchten aber in der Zukunft die Südpolgegenden stärker besucht werden, als jene Küsten *).

Sind die Schiffe in den kalten Eisgegenden angekommen, so legen sie sich da vor Anker, wo Eisfelder mit offenem Wasser wechseln, und man schließt auf guten Fang, wenn das Gewässer mit vielem Wallfisch-Aase angefüllt ist. Ein Boot wird mit sieben Leuten bemannt, und auf Wache, **Brandwache** genannt, ausgestellt. Entdeckt man einen Wallfisch, was wegen der Strahlen, die er aus den Spritzlöchern treibt, selbst bey großer Entfernung leicht ist, so fährt das Boot an ihn heran, entweder von vorn oder von hinten, nicht von den Seiten, weil er es da leicht bemerkt. Liegt er an Eisschollen und reibt sich daran, was er gern thut, weil Würmer auf seiner Haut ihn plagen, so kann man sich ihm am besten nahen; doch immer muß dieses so still und behuthsam als möglich geschehen. Vorn

---

*) Im Christmonathe 1819 entdeckte der Englische Schiffer Smith unter dem 62. Grad 30 Minuten südlicher Breite und unter dem 60. Grad westlicher Länge ein neues Land, und nannte es Neu-Süd-Shetland. Im Eismonathe (Februar) 1820 untersuchte er es näher, segelte etwa 50 Meilen an seinen Küsten hin, und fand, daß die Buchten von Seehunden und Wallfischen wimmelten. Die Luft war gemäßigt, die Küste gebirgig und an einigen Stellen mit Nadelholz besetzt. Noch in demselben Jahre sendeten die Liverpooler Kaufleute Wallfischjäger dahin ab. — An den Küsten von Neu-Holland wird schon seit längerer Zeit der Wallfischfang getrieben.

im Boote steht der Speerwerfer (Harpunirer); dieser wirft in einer Entfernung von drey Klaftern den Speer in den Wallfisch, am liebsten in die Gegend seiner Spritzlöcher, oder in ein's derselben. Der Speer ist eine Stahlspitze in Gestalt eines Pfeiles, mit zwey Widerhaken, etwa zwey Fuß lang und zweyschneidig. Er hat oben ein Öhr, worin ein hölzerner Stiel steckt, der sechs Fuß lang ist. An den Pfeil selbst ist eine sechs Klafter lange Leine befestiget, der Vorgänger genannt, zäh und aus dem schönsten Hanfe verfertiget. An diesen Vorgänger wird eine lange getheerte Leine geknüpft, und oft mehrere hinter einander. Jedes Boot hat gewöhnlich 1400 Klafter Leinen bey sich, die drey Zoll in der Rundung haben, und zusammen vierzehn bis sechzehn Centner schwer sind. Hat der Speer die Haut durchdrungen, so geht er auch leicht in den Speck, selten aber tiefer. Bisweilen mißglückt der Wurf und der Wallfisch entwischt. Haftet der Speer, so fühlt das Thier Schmerzen, schlägt gewaltig mit dem Schwanze, wirft bisweilen auch das Boot um, und eilt wüthend in die Tiefe; das Boot hingegen steckt ein rothes Fähnlein auf, die Blutfahne genannt. Sobald man diese auf dem Schiffe bemerkt, wird „Fall, Fall!“ gerufen, worauf Alles auf dem Schiffe in Bewegung geräth und Jeder auf seinen Posten eilt. Die Meisten steigen in die übrigen Böte, welche sogleich nach der Gangstätte rudern. Der Wallfisch senkt sich immer weiter in die Tiefe, ja oft reichen die Leinen des einen Bootes nicht hin; ein anderes von den hinzu gekommenen muß dann damit aushelfen. Auf das gute Ablaufen der Leinen hat der sogenannte Leinenschießer zu achten. Er sieht darauf, daß die Leinen sich nicht verwickeln, und nicht seitwärts, sondern gerade vorn ablaufen, weil im Gegentheile leicht das Boot würde umgerissen werden. Auch muß man die Stellen, an denen sich die Leinen reiben, stets mit Wasser befeuchten, weil sonst Feuer durch die schnelle Reibung entstehen würde. Mit der größten Geschwindigkeit schießt oft das Boot hinter dem Wallfische her. Geht der Wallfisch unter das Eis, dann wird so viel als möglich vom Seile herauf gezogen, und dasselbe mit dem Kapmesser abgeschnitten. Oft geht ein schon so gespießter Wallfisch mit einer langen Leine verloren. Bisweilen stürzt sich auch der Wallfisch mit solcher Wuth, nachdem er gespießt ist, in die Tiefe, daß er mit dem Kopfe auf den Grund stoßt, den Hals bricht, und bald dann todt oben auf schwimmt.

Nach einer viertel oder halben Stunde kommt der gespießte Wallfisch gewöhnlich wieder nach oben, und von dem Boote aus, das ihm am nächsten ist, erhält er dann den zweyten Speer, fährt von neuem in die Tiefe, kommt aber in der Regel jetzt schneller wieder herauf als das erste Mahl, erhält dann wohl noch einen dritten

Speer, spritzt, sobald er gut getroffen ist, Blut aus seinen Nasenlöchern, und schwimmt zuletzt matt und müde auf der Oberfläche. Tritt dieser Zustand ein, so werden alle Leinen herauf gezogen, und die Böte nähern sich dem Thiere, um es vollends zu tödten. Man bedient sich hierzu eigener Lanzen, von zwölf Fuß Länge, die man ihm, wo möglich hinter den Flossen in's Herz und in die Lunge bohrt. Dieser Angriff ist sehr gefährlich; denn das Thier nimmt zu guter Letzt noch alle seine Kräfte zusammen und schlägt mit Flossen und Schwanz wüthend um sich. Oft zertrümmert es die Böte. So erzählt Köhler z. B., daß ein Wallfisch bey diesem Kampfe drey Böte zertrümmerte, wobey ein und zwanzig Menschen in's Meer fielen; aber glücklicher Weise in andere Böte noch gerettet wurden. Ein solcher Kampf dauert nicht selten zwölf Stunden, und die ganze Umgegend des Kampfes färbt sich roth von dem Blute, welches das Thier ausspritzt.

Ist der Fisch todt, so kehrt er sich um, und schwimmt mit dem Bauche oben; die Böte werden an einander gebunden und an das letzte der Wallfisch; so schleppt man man ihn an's Schiff und befestiget ihn daran. Alsbald steigen zwey Speckschneider, deren Stiefelsohlen mit spitzigen Nägeln versehen sind, damit sie nicht abgleiten, auf den Fisch, und schneiden mit dem Strandmesser den Speck ab. Das Strandmesser hat eine Klinge von zwey Ellen und einen Stiel von dritthalb Ellen. Mit der Unterlippe fängt man an, bis man auf die Barten kommt, die mit besondern Messern abgelöset werden. Die Kinnlade wird auch auf's Schiff gewunden, und ein Faß darunter gesetzt, weil viel Thran daraus läuft, den die Schiffsleute auf dem Brote essen. Der Speck wird auf dem Verdecke klein geschnitten, und vermittelst eines Schlauches in den Schiffsraum gelassen, und dort in Tonnen gepackt. Bey dieser Arbeit läuft so viel Thran nebenbey aus, daß er schuhhoch im Schiffe steht und unten ausgeschöpft werden muß. Den Speck bringt man zu den Thransiedereyen, die sich gewöhnlich in der Heimath der Wallfischfänger befinden. Ein ansehnlicher Wallfisch liefert hundert vierzig bis zwey hundert Tonnen Speck, jede zu zwey hundert vier und zwanzig Pfund gerechnet. Hundert Tonnen Speck geben ungefähr achtzig Tonnen reinen Thran, der gegen 2000 Rthlr. an Werth ist. Außerdem kann das Fischbein auch auf fast 1000 Rthlr. gerechnet werden. Doch sind so einträgliche Fische selten. Im Durchschnitte kann man jeden getödteten Wallfisch nicht über 800 Rthlr. anschlagen.

Jährlich gehen 4 bis 500 Schiffe auf den Wallfischfang; doch kommen oft welche, zumahl in den letzten Jahren, mit Verlust zurück. Die Engländer beschäftigen 20,000 Menschen den Sommer hin-

durch mit diesem Fange. Von den Jahren 1669 bis 1725 haben die Holländer allein 35,000 Stück Wallfische gefangen. —

Doch wir kehren nach dieser langen Abschweifung (wenn man die nähere Beschreibung des Thieres, welches wir fast täglich hier sahen, so nennen kann) zu unsern Reisebegebenheiten zurück.

Den 1. des Erntemonathes (August) machten wir beträchtliche Fortschritte, hielten, wie gewöhnlich, den sonntäglichen Gottesdienst, sahen den folgenden Tag schwarze und scharfe Bergebirge, und fanden in den Buchten und Öffnungen des Eises zahllose Alken. Einige Mahl wurden 200 Stück an Einem Tage geschossen und unter das Schiffsvolk vertheilt.

Der kleine Alk (mergulus melanoleucos) hat die Größe einer Taube, ist im Ganzen schwarz, bis zum August aber an Brust und Bauch, späterhin an Kinn, Kehle, Backen und Spitzen der Flügel weiß, so daß er sein Gefieder im Verlaufe des Jahres verändert. Er ist sehr schmackhaft und obgleich er sich von kleinen Krabben nährt, so hat er doch keinen Fischgeschmack. Die Esquimaux an dem Prinz-Regenten-Busen gebrauchen die Alkenhäute zur Unterkleidung. Außer den Lerchenfalken (falco smitellus), der Zierante (somateria spectabilis) und der Eidergans, welche beyden letztern oft in Gesellschaft vorkommen, fanden wir auf unserer Fahrt auch die Eisänte (Glangula glacialis), bey welcher die untere Stimmritze auf eine eigenthümliche Weise geformt ist.

Der Sturmvogel (procellaria glacialis — von den Schiffern Malmucke genannt), kommt in dem Baffinsbusen in großer Menge vor, theils von einer silbergrauen Farbe, mit einem weißen Querstreifen an den ausgebreiteten Flügeln, theils von dunkler Farbe. Die Sturmvögel nähren sich von jeder Thran- und Fettmasse, die sie auf der Oberfläche des Meeres finden. Ihr Magen ist daher gewöhnlich mit einem ranzigen Öhle angefüllt, welches sie, wenn man sie verwundet, oben von sich geben. Sie versammeln sich in großer Anzahl um die Wallfischfahrer, und haschen die Abfälle von den Wallfischen mit großer Gefräßigkeit auf. Ihr Fleisch ist widerlich.

Mehrere Mövenarten fanden wir in dem Baffinsbusen; sie nisten auf hohen Felsen, und nähren sich von den kleinern Wasservögeln. Wir sahen sie zwar nicht geradezu andere Vögel angreifen; wenn wir aber kleine Alken schossen, dann flogen sie über uns, um sich der verwundeten Vögel zu bemächtigen. Ein geschossenes Mövenweibchen spie einen ganzen Vogel aus, und an Bord gebracht, roch es so unausstehlich, daß man auf den Gedanken kam, es so-

gleich zu untersuchen. Da fand man in seinem Magen noch einen zweyten Vogel.

Die Xeme (Xema oder Larus Sabini), mit den Möven und Meerschwalben verwandt, wurde nur auf einer kleinen Insel, in Gesellschaft von den größern Meerschwalben angetroffen. Wenn sie ihr Nest in Gefahr sah, so flog sie, gleich den Meerschwalben, mit starkem Geschreye ganz dreist dem Menschen in's Gesicht, und suchte dadurch ihren Feind zu entfernen; obgleich sie leider auch eben dadurch das Daseyn ihres Nestes verrieth. — Schneehühner, Alpenstrandläufer und andere Vögel sind seltener in dem Baffinsbusen. Die Vögel, welche in den wärmeren Gegenden die Luft beleben, die Sänger, wohnen hier nicht; starr ist in dieser starren Welt auch der Vogel, gebannt an Felsen, Eisschollen und Wasser.

Unsere Schiffe hatten sich, durch Zersägen des Eises, durch Ziehen u. s. w. bis zum 7. des Erntemonathes glücklich eine Strecke weiter gearbeitet; an diesem Tage aber ging es hart zu. Um halb sieben Uhr fing das Eis an sich zu bewegen; der Wind nahm sehr zu, und uns blieb weiter nichts übrig, als die Schiffe nach Norden durchzuzwängen. Aber die Fahrt war von schweren Eisstücken so versperrt, daß unsere angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben; die Flahrden drangen auf uns ein und preßten die Schiffe. Eine Flahrde, an einer Seite der Isabella, schien fest zu bleiben, indessen eine andere in einer kreisförmigen Bewegung heftig weiter trieb. Der Druck nahm zu, Schiff und Eis geriethen in Kampf, und schienen beyde Sieg oder Tod auf's Spiel zu setzen. Das Schiff krachte, die Balken im Raume fingen an sich zu krümmen, und die eisernen Vorrathskästen wurden an einander getrieben. Das Eis schien zu siegen; denn länger konnte das Schiff den Druck nicht aushalten. Da erhob es sich plötzlich, durch den Drang des Eises von unten nach oben, mehrere Fuß, indessen das sechs Fuß dicke Eis an seinen Wänden zerbrach und auf die Masse zurückprallte. Die ganze Gewalt des Eises fiel jetzt auf den Bug (das Vordertheil), und nachdem das Schiff noch ein Mahl in die Höhe gehoben war, fuhr es mit großer Heftigkeit, vom Winde getrieben, auf den Alexander los, welches Schiff durch die Isabella bis dahin sehr geschützt war. Der Zusammenstoß beyder Schiffe drohte unendliches Verderben, und jeder Versuch, diesen Stoß zu verhindern, mißlang. Die Eisanker und Kabeltaue*) brachen eines nach dem andern, und die Spiegel und die glatten, ebenen Hintertheile beyder Schiffe geriethen so heftig an einander,

*) Oft 12 bis 24 Zoll dick.

daß sie ein Boot, welches nicht zeitig genug entfernt werden konnte, zertrümmerten. Das Aneinanderstoßen war furchtbar; die Anker zerbrachen, und man erwartete nichts weniger, als den Verlust der Masten. Aber gerade in diesem schrecklichen Augenblicke ließ die Gewalt des Eises nach, die beyden Felder wichen plötzlich, und wir kamen dem Alexander mit verhältnißmäßig geringem Schaden vorbey. Nur die beyden Buganker hakten in einander und hingen zwischen beyden Schiffen, bis der vom Alexander nachgab. So rettete uns die Vorsehung; — eine freye Wasserstraße öffnete sich, und obgleich wir wegen des dicken Schneegestöbers unsern Schaden noch nicht sicher übersehen konnten, dankten wir doch Gott für die Rettung. Viele von unserer Mannschaft hatten ihr ganzes Leben auf Wallfischschiffen gedient, hatten aber nie eine so drohende Gefahr erlebt, und meynten Alle, daß ein gewöhnlicher Wallfischfahrer in Staub zerschmettert worden wäre.

Unsere Sorgen waren aber noch nicht ganz gehoben; denn das starke Schneegestöber dauerte fort, der Wind nahm zu, und bald sahen wir in geringer Entfernung ein großes Eisfeld auf uns zukommen. Wir eilten, uns einen Zufluchtsort zu suchen, und fingen deßhalb an, uns eine Docke oder einen Lagerraum zur Zuflucht zu hauen und zu sägen. Alles legte Hand dazu an; allein das Eis war für unsere neunfüßigen Sägen zu dick, und die Arbeit mußte darum aufgegeben werden. Dieses Unglück ward unser Glück; denn bald trieb das Eisfeld, worin wir die Docke hatten machen wollen, gegen ein Riff von festliegenden Eisbergen. Wir hielten uns an der Kante auswärts, und sahen, daß das Eisfeld gerade mit dem Theile, in welchem wir verweilen wollten, so schnell und gewaltig mit einem Eisberge zusammen gerieth, daß seine steile Seite sich mehr als 50 Fuß in die Höhe hob, plötzlich brach und mit schrecklichem Krachen überstürzte.

Bald hellte es sich auf, wir sahen Land, machten das Schiff an Landeis (Eis, was mit dem Lande zusammenhängt), das mit den Eisbergen einen sichern Busen bildete, fest, erquickten uns nach so harten Anstrengungen und besserten die Schiffe wieder aus.

Zweyter Theil.

Von den Nord-Grönländern bis zum äußersten Ende des Meerbusens.

Während der Zeit, daß die Schiffe wieder ausgebessert wurden, bemühte ich mich, die Umgegend etwas näher kennen zu lernen. Ich sendete deßhalb die Herren Sabine, Bushnan, Skene und Beverlay an das nächste Ufer, das etwas über eine Meile entfernt zu seyn schien. Bushnan machte ausfindig, daß das Land eine Insel sey, und dieselbe wurde darum nach ihm benannt. Man fand sie ganz öde; aber einige regelmäßige Steinhaufen, den gewöhnlichen Gräbern der Esquimaux ähnlich, bewiesen, daß sie bewohnt gewesen sey. Pflanzen sah man wenige; den nacktstängeligen Mohn, einen (vielleicht den Eis-) Hahnenfuß, und zwey bis drey Grasarten. Wir wunderten uns, dieß noch hier zu finden, da schon die südlicher liegenden Küsten so arm sind. Auf der südlichsten Spitze Grönlands kommt kein Getreide zur Reife; nur Kohl, Salat, Radieschen und Rettige lassen sich anbauen, doch ohne daß man erstern verpflanzt. Wild wachsen, nebst dem Heidekraute und vielen Moosen, die Heidelbeeren, die Preißelbeeren, die Moosbeeren und die Krähbeeren, welche die Grönländer alle essen. Aus den Wachholderbeeren, die hier auch wachsen, und deren Früchte sehr groß werden, machen sie sich nichts. Weiden, Eberäschen, Birken und Erlen trifft man in Süden, aber alle nur als verkrüppeltes Gesträuch. Wichtig ist für die Grönländer die Engelwurz (angelica), die sie häufig finden und gern essen; noch wichtiger könnte für sie das Löffelkraut (cochlearia) werden, wenn sie mehr darauf achteten. Dieses Kraut, welches zu den viermächtigen Pflanzen (detradynamisten) gehört, und mit unserm Meerrettige verwandt ist, wächst in kalten Gegenden, und also auch in Grönland überall; es hat sehr dicke Blätter, die auch in der größten Kälte unter dem Schnee ausdauern. Die Blätter werden ohne Weiteres gegessen, aber auch als Salat zubereitet und als Kohl gekocht, und liefern ein Allmittel gegen die gemeinste Krankheit des Nordens — gegen den Scharbock, so daß Krankheit und Arzeney beysammen sind. Daß noch mehr Pflanzen, die Kälte vertragen können, fortkommen, als Wiesenkresse, Wintergrün, Steinbrech, Quendel, Bitterklee u. s. w., versteht sich von selbst. Reich ist das Meer bey den Küsten an Tangen, deren es wohl über 20 Arten hier gibt, und deren Blätter theils grasartig, theils gefiedert, theils breit und stark ausgeschweift sind. So viel mag

hier über die Grönländische Pflanzenwelt gesagt seyn, die der Isländischen noch nachsteht.

Wir gingen den 9. um Mitternacht wieder unter Segel, und waren noch nicht weit vorwärts gekommen, als uns der Anblick von mehreren Menschen auf dem Eise überraschte, welche, wie uns vorkam, den Schiffen Halloh zuriefen. Wir hielten sie erst für Schiffbrüchige. Als wir indessen dem Eise uns näherten, erkannten wir Eingeborne, auf roh geformten Schlitten, gezogen von Hunden, welche sie mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit vor- und rückwärts trieben. Unser Sackhouse rief ihnen zu; sie antworteten; beyde Theile schienen sich aber nicht zu verstehen. Eine Zeit lang sahen uns die Esquimaux unverwandt und stumm an, aber beym Umlegen (andere Richtung nehmen) des Schiffes erhoben sie einstimmig ein Geschrey von sonderbaren Bewegungen begleitet, jagten mit großer Schnelle an's Land zurück, und machten nach Zurücklegung einer Meile, Halt. Wir schickten ein Boot an das Eis, richteten ein Gerüst, vier Fuß hoch, auf, und legten Geschenke darauf, in Messern und Kleidungsstücken bestehend. Da sie nicht darauf achteten, sendeten wir ein zweytes Boot dahin, mit dem Auftrage, einen Esquimaux-Hund mit blauen Perlenschnüren dort zurückzulassen. Wir versuchten, eine Durchfahrt zu entdecken, fanden aber keine Öffnung, und kehrten nach 10 Stunden auf unsern alten Platz zurück. Wir fanden unsere Geschenke unangerührt; und da ich sehr wünschte, mit den Eingebornen in Verkehr zu kommen, so richtete ich einen Flaggenstock auf. Die Flagge stellte die Sonne und den Mond über einer Hand dar, die ein Büschel Heidekraut hielt. Der Flaggenstock ward zwischen dem Ufer und unsern Schiffen aufgerichtet, trug zugleich einen Beutel, voll von Geschenken, und bemahlt mit einer Hand, die auf unsere Schiffe wies. Der Beutel hing so niedrig, daß man ihn erlangen konnte. Das Wetter war schön, das Wasser ruhig, und Tausende von Alken und Möven umschwärmten unser Schiff, und gewährten uns Zeitvertreib und gute Nahrung. Auf einen einzigen Schuß fielen 32 Vögel, so dick schwärmten sie hier.

Am 10. des Erntemonathes, des Morgens um 10 Uhr, hatten wir die Freude, acht Schlitten mit Eingebornen auf einem Umwege auf uns zukommen zu sehen. Etwa eine gute Viertelstunde von uns machten sie Halt, stiegen aus, und erkletterten einen kleinen Eisberg, um zu spähen und zu luegen. Nachdem sie eine Stunde berathschlagt hatten, wie man deutlich sehen konnte, stiegen vier von dem Eisberge herab, und gingen auf den Flaggenstock zu; doch wagten sie es nicht, ganz nahe heran zu gehen. Inzwischen ward auf dem großen Maste jedes Schiffes eine weiße Flagge aufgezogen, und unser

Sackhouse mit einer kleinen weißen Flagge und einigen Geschenken abgeschickt, um wo möglich mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Sackhouse führte seinen Auftrag mit Muth und Geschicklichkeit aus. Er ging ganz allein und unbewaffnet bis an eine schmale Wasserstraße, nahm seinen Hut ab, und machte den Esquimaux freundschaftliche Zeichen. Allmählich näherten sich dieselben bis auf 300 Ellen, stiegen aus ihren Schlitten und brachen in ein lautes, einstimmiges Halloh aus, welches Sackhouse erwiederte. Sie kamen darauf wieder etwas näher, bloß die Peitschen in den Händen, mit denen sie ihre Hunde lenkten. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Wasseröffnung nicht zu überspringen sey, faßten sie mehr Muth. Geschrey, Worte und Geberden wurden nun viel von beyden Seiten, aber anfänglich ohne Erfolg, gemacht. Nach einer Weile entdeckte Sackhouse, daß die Eingebornen die Humuk-Mundart, aber mit außerordentlicher Dehnung der Worte, redeten. Sogleich nahm er diese Mundart an, und schrie ihnen zu, indem er die Geschenke in die Höhe hielt: „Kahkeite!“ (kommt her!) Sie aber antworteten: „Naa-krie, naa-krie, ai-plaite!“ (nein, nein — entfernt euch!) Der Kühnste trat endlich an den Rand des Wassers, zog aus seinem Stiefel ein Messer, und wiederhohlte: „Geht weg! Ich kann Euch tödten.“ Sackhouse ließ sich dadurch nicht erschrecken; erzählte ihnen, er sey auch ein Mensch und ein Freund, und warf ihnen zugleich über das Wasser einige Reihen Perlen und ein Matrosenhemde zu. Auch dieß betrachteten sie noch mit großem Mißtrauen, und riefen: „Geht weg! Tödtet uns nicht!“ Jetzt warf Sackhouse ihnen ein Englisches Messer zu, und sagte: „Nehmt das!“ — Diesem näherten sie sich mit großer Vorsicht, nahmen es endlich auf, schrieen und zupften sich die Nasen. Sackhouse machte ihnen dieses nach, und schrie seiner Seits: „Heigh, yau!“ Jetzt nahm allmählich ihre Furcht mehr ab, und sie fragten, was das Hemde sey. Als sie erfuhren, daß es ein Kleidungsstück sey, wollten sie wissen, von welchem Felle es gemacht würde. Sackhouse erwiederte, es sey von dem Haare eines Thieres gemacht, das sie nie gesehen hätten. Jetzt nahmen sie es auf, sahen es mit großer Verwunderung an, und thaten mehr Fragen, als: „Was für große Geschöpfe sind das? (nähmlich die Schiffe) — Kommen sie vom Monde oder von der Sonne? — Geben sie uns Licht bey Tag oder bey Nacht?“ — Sackhouse erzählte ihnen, er sey ein Mensch wie sie, und komme aus einem fernen Lande aus Süden. Sie meynten aber, das könne nicht seyn; denn dort wäre nichts als Eis. Von neuem fragten sie, was die Schiffe für Geschöpfe seyen, und da Sackhouse ihnen bedeutete, es wären Häuser, von Holz gemacht, so

versetzten sie: „Leben müssen sie, wir haben sie ja ihre Flügel (die Segel) bewegen gesehen.“ Bey der ganzen Unterredung waren sie immer noch in Furcht und Argwohn, wie ich durch ein gutes Fernglas vom Schiffe aus sah. Der Erste, welcher sich näherte, winkte immer den zwey Andern, auch vorzukommen; in ihm hatte die Neugierde über die Furcht gesiegt, in den Andern aber noch nicht. Manches Mahl schritten sie wieder zurück, dann wieder vor, und horchten, beständig die eine Hand unten am Knie, um im Falle der Noth ein Messer aus den Stiefeln zu ziehen. In der andern Hand hielten sie ihre Peitschen, die Schweppen aufgewickelt. Die Schlitten blieben in mäßiger Entfernung; der vierte Mann stand dabey, um sie zur Flucht bereit zu halten. Zuweilen zogen sie die Kopfbedeckung ab, um die entferntesten Töne aufzuhorchen. Oft zitterten sie an allen Gliedern. Sackhouse hohlte ein Bret, um es über das Wasser zu werfen und so in näheren Verkehr mit ihnen zu treten, und ging hinüber. Sie bathen ihn aber flehentlich, sie nicht zu berühren; denn wenn er es thäte, so müßten sie gewiß sterben. Nachdem er Manches versucht hatte, um sie zu überzeugen, er sey so gut von Fleisch und Blut, wie sie, wagte der, welcher bisher den meisten Muth bewiesen hatte, Sackhouse's Hand anzufassen, zupfte sich dann bey der Nase, und erhob ein lautes Geschrey, in welches die Übrigen einstimmten. Sackhouse vertheilte darauf Geschenke und tauschte ein Messer von ihnen ein.

Da es Sackhouse nicht zu gelingen schien, sie zu uns an Bord zu bringen, so ging ich mit dem Lieutenant Parry selbst nach dem Orte der Unterredung. Wir fanden die Unterhaltung schon sehr lebhaft; die entferntern Esquimaux jagten auch herbey, so daß acht Eingeborne mit ihren Schlitten und fünfzig Hunden, zwey Matrosen, Sackhouse, Parry und ich zusammen waren — eine seltsame Versammlung mitten auf dem Eise! — Alles schrie und schwatzte durcheinander, die Hunde heulten, und erhielten Peitschenhiebe von ihren Herren. Da wir ankamen, entstand eine sichtbare Verwirrung, und Mehrere zogen sich etwas zurück. Sackhouse rief uns darauf zu, wir sollten nur an unsere Nasen zupfen; denn daß dieß ein freundschaftlicher Gruß sey, hatte er schon bemerkt. Wir zupften, so gut wir konnten, und die Eingebornen thaten dasselbe. Auch ihr Geschrey dabey bemühten wir uns, nachzumachen nähmlich: Heigh, yau! Wir beschenkten erst die Vordersten mit einem Spiegel und einem Messer, und allmählich Alle. Als sie ihre Gesichter in den Spiegeln sahen, schien ihr Erstaunen auf's Äußerste gebracht zu seyn, und sie blickten eine Weile schweigend um sich, auf einander und auf uns. Gleich darauf erhoben sie ein starkes, anhaltendes Gelächter,

welches der Ausbruch des höchsten Jubels und Erstaunens zu seyn schien. Auf Sackhouse machte diese Scene einen so starken Eindruck, daß er einige Zeit nachher eine Zeichnung davon entwarf, die zwar nicht als Kunstwerk gelten kann, aber doch sehr treu die Scene darstellt.

Nachdem wir einige Hörner vom Narwal, Zähne von Wallrossen und Messer als Gegengeschenke erhalten hatten, bedeutete Sackhouse den Eingebornen, sie möchten ihre Köpfe entblößen, um uns dadurch ihre Achtung zu bezeigen, was sie zu verstehen schienen, und sogleich thaten. Die Farbe unserer Haut, so wie die Zierathen auf den Spiegelrändern, zogen ihre Aufmerksamkeit besonders an. Der Älteste von ihnen, welcher den Anführer machte, wendete sich jetzt an mich, und hielt eine lange Rede, worauf er Antwort zu erwarten schien. Ich aber mußte ihm zu erkennen geben, daß ich das nicht verstände, worüber sein Erstaunen unbegränzt war.

Sackhouse beredete sie endlich, mit uns auf's Schiff zu kommen. Sie schirrten die Hunde ab, banden sie an's Eis fest, und ließen drey bey den Schlitten zurück. Sie lachten herzlich, als unsere Matrosen mich auf einem Schlitten nach dem Schiffe hinzogen. Einer hielt sich dicht an mich und kam daher seinen Gefährten voraus. Als wir aber bis etwa auf 100 Ellen dem Schiffe nahe waren, stand er still und war nicht weiter zu bringen. Er hielt noch immer das Schiff für ein lebendiges Wesen, betrachtete jeden Mast mit der größten Furcht und Verwunderung, und schrie den Schiffen entgegen: „Wer seyd Ihr? — Was seyd Ihr? — Woher kommt Ihr? — Von der Sonne oder vom Monde?" — Zwischen jeder Frage hielt er ein, und zupfte sich mit der größten Feyerlichkeit die Nase. Die Andern machten es eben so, als sie näher kamen. Sackhouse erklärte ihnen noch ein Mahl, daß das Schiff nicht lebe, und zeigte auf ein Boot, das zur Ausbesserung auf dem Eise lag. Sie gingen zu dem Boote hin, und nahmen dasselbe, wie die Werkzeuge des Zimmermannes, genau in Augenschein. Ich ließ das Boot in's Wasser bringen; das war ein neues Wunder. Den Eisanker des Schiffes suchte Einer aufzuheben, und beym Kabeltau erkundigten sie sich wieder, von welcher Thierhaut es gemacht sey. Die übrigen Officiere kamen jetzt auf's Eis, und die Matrosen der Isabella, welche dem Eise am nächsten lag, hatten sich auf dem Bug (Vordertheil) versammelt, und erwiederten das Schreyen, Hallohen, Lachen und Nasenzupfen der Eingebornen; das Hinaufklettern eines Matrosen auf den Mast war ein neuer Gegenstand des Erstaunens. Als sie den Gebrauch von Hammer und Nägeln erfuhren, entstand sogleich die Begierde, letztere zu haben, die sie auch erhielten.

Viele Schwierigkeit machte es, sie zu bereden und ihnen zu zeigen, wie man die Strickleiter zum Schiffe hinauf stiege. Auf dem Schiffe standen sie oft lange mit offenem Munde und ausgestreckten Armen, starr und stumm; dann schrieen sie wieder ihr: »Heigh-yau!« — und zwar mit mancherley Veränderungen der Stimme.

Da ihre ganze Kenntniß von Holz sich auf Heidekraut beschränkte, dessen Stängel etwa einen Finger dick ist, so wußten sie gar nicht, was sie von dem vielen Bauholze im Schiffe denken sollten. Mit Verachtung sahen sie auf einen kleinen Hund, wohl, weil er untauglich war zum Schlittenziehen. Vor einer Sau schauderten sie zurück, und als dieses Thier zufällig grunzte, erschrack Einer von ihnen so heftig, daß ihm unwohl ward, und er sich bestrebte, je eher, je lieber das Schiff zu verlassen. Bey der Gelegenheit wollte er aber den Amboß mitnehmen, und da dieser ihm zu schwer war, nahm er einen Hammer, warf ihn auf's Eis, verließ das Schiff, band den Hammer auf seinen Schlitten und machte sich davon. Ich schickte ihm Jemand nach, und da er merkte, der werde ihn einhohlen, versenkte er den Hammer im Schnee, und kam mit dem Schlitten heran. Er wußte also, daß er Unrecht gethan hatte. So wurzelt denn auch schon die Sünde in diesem Volke, das im äußersten Norden zwischen Eis und Schnee, Bären und Seehunden lebt. Ein Anderer entfernte sich auch; die übrigen drey wurden in meine Kajüte geführt, wo wir sie rasch abzeichneten. Als wir ihnen Abbildungen von andern Menschen, z. B. von Otaheitiern, zeigten, versuchten sie, dieselben zu umarmen. Auf viele Sachen achteten sie gar nicht; das Holz als Masse zog immer am meisten ihre Aufmerksamkeit auf sich. Um sie zu unterhalten, wurde die Geige gehohlt und darauf gespielt; allein sie gaben wenig darauf Acht, und schienen sich weder aus den Tönen, noch aus dem Spieler etwas zu machen. Nachher ward auf einer Flöte geblasen; dieß wirkte mehr auf sie. Einer setzte sie an den Mund und blies hinein, warf sie aber augenblicklich von sich. Zwieback und gesalzenes Fleisch, das wir ihnen reichten, kosteten sie zwar, spieen es aber wieder aus. Wir entließen sie mit mehreren Geschenken, und sie versprachen, zurückzukehren, nachdem sie gegessen und geschlafen hätten. Beym Abschiede wurden die Nasen wieder gehörig gezupft. Der Älteste von ihnen hieß Ervick, welcher hier abgebildet ist; die zwey Andern waren seine Brudersöhne; Alle aus dem Prinz-Regenten-Busen, nördlich von hier, von wo aus sie hierher gekommen waren, um Narwale zu erjagen.

„Der Narwal — Einhornfisch, See-Einhorn, Monoceros — ist etwa 22 Fuß lang und 12 Fuß rund. Der Kopf macht den vierten Theil der Länge aus, ist rund und mit einer stumpf gerundeten

Schnautze versehen. Er hat keine Zähne, dagegen aber im Oberkiefer ein 8 bis 10 Fuß langes, gewundenes, weißes Horn, das einem langen Kegel gleicht, fast durch und durch fest, und darum schwer ist. Augen und Ohren dieses See-Ungeheuers sind klein; auf dem Scheitel des Kopfes befindet sich ein Luftloch. Der Rücken ist breit abgerundet, und der Schwanz, aus zwey eyrunden Lappen bestehend, liegt wasserrecht. Körper von eyförmiger Gestalt strecken sich, statt der Rückenflossen, vom Blaseloch zum Schwanze hin. Der aschgraue Rücken ist mit vielen ungleichen, schwarzen Flecken getüpfelt, der Bauch glänzend-weiß und wie Sammet anzufühlen. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Seegewürm. Er schwimmt mit großer Schnelligkeit, kann aber, gleich dem Wallfische, weil er durch Lungen athmet, nicht lange unter Wasser bleiben. Er scheint zwar nicht bösartig, ist aber doch ein gefährlicher Feind des Wallfisches, und bohrt bisweilen auch mit seinem Horne in die Schiffe ein. Der Thran von ihm ist sehr gut, und von seinem Horne fabelte man in frühern Zeiten Manches. Die Markgrafen von Bayreuth besaßen eines, das ihnen 600,000 Rthlr. kostete, und die Könige von Dänemark haben einen Thron daraus gebildet, der mehr kostet, als einer von Gold. Jetzt findet man in jedem Thiersaale (Museum zoologicum) ein solches Horn, woraus Drechsler schönere Arbeiten, als aus dem Elfenbeine, verfertigen.

Den 11. des Erntemonathes kündigte uns das Eistreiben die Nähe einer südlichen Kühlung (eines frischen Strichwindes, der nur eine Zeit lang dauert) an, und rieth uns, unsere Stellung zu verlassen. Wir bestanden mehrere Gefahren zwischen Eisflahrden und Eisbergen, die sich furchtbar gegen einander thürmten und sich gegenseitig zermalmten. Wir verloren das Land aus dem Gesichte, ließen um Mitternacht auf dem schwimmenden Eise eine verpichte Flasche mit dem Berichte von unsern Begebenheiten zurück, wie wir dieses schon öfters gethan hatten, um, wenn unsere Schiffe untergingen, doch vielleicht Nachrichten von unsern letzten Begegnissen nach Europa zu bringen. Den 12. sahen wir wieder das Land, und fanden einen Busen, den wir Prinz-Regenten-Bucht nannten, zur Erinnerung an Sr. königl. Hoheit (jetzigen Königs) Geburtstag. Den 13. konnten, wir nicht weiter vorwärts, weil sich eine Eiswand von dem Landeise bis zum See-Eise erstreckte. An diesem Tage war der Widerschein des Lichtes auf die Eisberge besonders wundervoll; Smaragdgrün, Saphierblau und Orangegelb traten am grellsten hervor. Überhaupt gehörte die Ansicht der Eisberge an schönen Tagen zu den größten Annehmlichkeiten unserer Reise, und selbst bey bewölktem Himmel und an neblichten, unheimlichen Tagen gewährten diese Pol-Klippen und schwimmenden Nord-Eilande oft eine überraschende An-

sicht. Manche Stellen zeichneten sich vor den übrigen durch ihre Eisberge aus. So segelten wir bey der Insel Waygat durch eine Gruppe von Eisgestalten, die theils zerfallenen Gothischen Gebäuden glichen, theils den Ägyptischen Säulen, theils den kühnen Felsmassen, die an steilen Ufern weit über das Meer hängen, beständig den Sturz drohen und doch nicht stürzen. Der Himmel war dabey wolkig, und die niedrige Sonne konnte beym Durchblicke nur stets die eine Seite der Massen erhellen. Den 17. des Brachmonathes fanden wir einen einzeln dastehenden ausgezeichneten Eisberg. Die erleuchtete Seite strahlte in Silberglanz und unten erkannte man deutlich Schichtungen. Auch dieser Berg hing bedeutend über. Ein anderes Mahl sahen wir einen Eisberg, der in der Mitte eine Pforte hatte, nicht unähnlich dem Kuhstalle in der Sächsischen Schweiz; nur mit dem Unterschiede, daß statt des grauen Sandsteinfelsens hier weiße Schnee- und Eismassen, gleich dem Carrarischen Marmor, in die Höhe starrten. Überhaupt gleichen die Eisberge den so oft bewunderten Gebilden des jüngern Sandsteines in der Sächsischen Schweiz, in der Grafschaft Glaz und bey Adersbach in Böhmen.

Wir legten den 13. glücklich bey einem Eisberge an, der an dem Landeise fest lag und einen kleinen Busen bildete, in dem wir bald einfroren. Während der drey letzten Tage hatten wir eine unermeßliche Menge Wallfische gesehen, welche zuweilen dicht an der Seite des Schiffes herauf kamen, um Luft zu schöpfen und unserer weiter nicht achteten. Auch bemerkten wir mehrere Narwale, und des Abends und Morgens waren die offenen Wässer mit kleinen Alken buchstäblich bedeckt. — Wir verweilten noch nicht lange an unserm neuen Platze, so erblickten wir drey Eingeborne, und steckten deßhalb wieder einen Flaggenstock mit Geschenken aus. Sie kamen heran, untersuchten Alles, nahmen aber nichts mit und kehrten zurück. Sackhouse ging darauf zu ihnen, und ich mit Parry folgte ihm bald. Es waren dieses nicht die Eingebornen, mit denen wir schon verkehrt hatten, sondern andere, die von diesen schon wußten, daß wir ein jenseits des Eises lebendes Volk seyen, und darum mit Zutrauen sich uns näherten. Der Älteste kam auf unsere Einladung mit seinem Schlitten nahe an's Schiff. Er hatte sechs Hunde vor dem Schlitten; jeder trug ein Halsband von Robbenfell, zwey Zoll breit, daran war ein starker, etwa drey Ellen langer Riemen mit dem einen Ende befestiget, während das andere Ende am Schlitten saß. Alle Hunde liefen neben einander, jeder zog ohne Zügel an seinem einzelnen Riemen. Sobald sie den Knall der Peitsche hörten, rannten sie in vollem Laufe davon. Der Fahrende leitete sie, theils durch die Stimme, theils durch die Peitsche. Als sie aber einem Matrosen

sich näherten, entsetzten sie sich dermaßen, daß sie nur mit Mühe aufgehalten werden konnten. Zuletzt wurden sie an's Eis festgebunden. [Viele Freude hatten die Eingebornen über unsere Geschenke; ihr Erstaunen über unsere Schiffe war aber nicht so groß wie bey den Vorigen, weil sie schon von denen viel gehört hatten. Zum Gegengeschenke erhielt ich einen Speer, aus einem Narwalhorne gemacht, einen Schlitten aus Robbenbeinen zusammen gesetzt und durch Robbenstriemen verbunden. Als Sohlen dienten Narwalhörner. Der Schlitten hat hinten eine Rückenlehne. Die Querknochen ruhen unmittelbar auf den Baumknochen, so daß der Schlitten sehr niedrig ist. Ein Hund, den ich mit Mühe kaufte, denn der Besitzer trennte sich ungern von ihm, wurde späterhin unglücklicher Weise von einem Sturme über Bord geschleudert. Mehrere Hunde hatten nur e i n Auge, das andere war durch Peitschenhiebe verloren gegangen. Die drey Eingebornen waren ein Vater mit zwey Söhnen. Ersterer hieß Meigack; er kam mit dem einen Sohn auf's Schiff, und erzählte uns, daß er eine Frau, drey Söhne und eine Tochter habe, an diesen Ort nur im Sommer der Robben und Narwale wegen, und um sich mit Eisen zu versehen, komme. Von dem Eisen sagte er uns (in so weit wir ihn ganz richtig verstanden haben), daß es an einem Berge in vielen großen Stücken gefunden würde, die theils zerstreut umher lägen und weich wären, theils aber als härtere Massen in dem Berge fest säßen, und daß sie es mit Steinen spalteten und zu Messern breit schlügen. Etwas Ähnliches hatten auch die vorigen Eingebornen erzählt; doch gaben sie von einem Messer an, es sey von Eisen gemacht, das an einem Brete (wohl von einem gescheiterten Schiffe) gesessen habe. Da der bezeichnete Eisenberg jetzt wenigstens fünf Meilen von uns entfernt lag, so wagte ich nicht, Mannschaft zur Untersuchung dorthin zu schicken, und trug dem Meigack auf, mir solches Eisen zu verschaffen, was er auch versprach. Meigack zeigte Widerwillen gegen Zwieback und geistige Getränke. Ein Weinglas gefiel ihm sehr, und ich schenkte es ihm deßhalb. Anfänglich wunderte er sich, daß es nicht in der Hand zerfloß, weil er es für Eis hielt. Er sagte, daß er es seiner Frau mitnehmen und auch mit derselben wieder zu uns kommen wolle, damit sie sich die Schiffe ansehe. Das Glas band er hinten an seinen Schlitten, als wisse er nicht mehr, daß er ihn vertauscht habe. Doch ließ er sich darüber berichten. Seine Wohnung konnten wir mit einem Fernglase vom Schiffe aus sehen. Er versprach beym Abschiede, wenn er gegessen und geschlafen hätte, mit mehreren Landsleuten und dem Eisen zurück zu kehren. — Das Wetter war an diesem Tage mißlich; Wind, Schneegestöber, Regen und Frost darauf.

Den 14. kamen um zwey Uhr Nachmittags zehn Eingeborne auf ihren Schlitten zu uns. Wir gingen ihnen entgegen und trafen außer Meigack, seinen Söhnen und Einigen noch Unbekannten auch drey von denen darunter, mit welchen wir zuerst bekannt geworden waren. Sie kamen ohne Furcht und ohne weitere Begrüßungen zu uns, hatten eine Boje — einen Luftsack aus Robbenhaut, den sie auf sich und auf uns stießen, und so damit spielten und scherzten, wie wir in Europa mit unsern Bällen. Die Boje wird an's Ende der Speerriemen beym Speeren der Wall- und Einhornfische gebunden, und dient zum Wiedererkennen der Stelle, wo das Thier ist, und zum Abmüden desselben. Man sieht hieraus, daß die Nord-Grönländer auf eine ähnliche Weise als die Süd-Grönländer die Wasserjagd betreiben. Unsere Gäste hatten die Nacht einen Einhornfisch erlegt, und darum war die Boje bey ihnen. Dieses Mahl wurden sie bald etwas lästig; kaum waren sie an Bord, so fingen sie an zu betteln und zu stehlen. Wir kauften noch einen Schlitten von ihnen und ein Paar Messer. Einen Hund wollten sie nicht ablassen. Einer, der einen Sack voll Alken trug, nahm eine heraus und verschlang sie roh. Als wir fragten, ob sie dieses gewöhnlich so machten, antworteten sie: „Nein, nur wenn keine Gelegenheit zum Braten ist.“ Große Furcht zeigten sie, da sie vom Eise bis zum Schiffe in einem Boote fahren sollten. Mehrere Mahl mußte ich aus- und einsteigen, ehe sie das Einsteigen versuchten; und da die Matrosen etwas schaukelten, fuhren sie gewaltig zusammen. Nachdem wir uns nach Vielem erkundiget hatten, kamen wir auch auf Tonkunst und Tanz, und es gelang uns, zwey der Fremden, die wahrscheinlich Ervick's Neffen waren, zum Tanze zu bringen. Einer fing an, riß furchtbar die Augen auf und verzerrte das Gesicht. Wir glaubten, es befiele ihn die fallende Sucht (Epilepsie) und ich wollte schon den Arzt rufen lassen. Doch bemerkte ich bald meinen Irrthum, indem der Tanzende eine Menge seltsamer Geberden und Stellungen machte, begleitet von den gräßlichsten Verdrehungen der Gesichtszüge. Der Körper war dabey fast immer in niedergebückter Stellung, und die Hände ruhten auf den Knieen. Als der Tänzer einen Gesang: „Amnah Ajah“ anfing, so begann der zweyte Tänzer, der bisher ruhig gestanden hatte, auch sein Gesicht zu verdrehen und die unanständigen Stellungen des ersten nachzumachen, wobey er: „Hejau, hejau“ sang. Nach zehn Minuten wurde bey steigender Lebhaftigkeit der Ton plötzlich gellend, und es ward rasch: „Weehe, weehe“ gesungen. Dann näherten sich beyde Tänzer, die Füße vorwärts schleifend, die Zähne fletschend und in heftiger Bewegung, bis sich ihre Nasen berührten, und ein wildes Gelächter dem wunderlichen

Auftritte ein Ende machte. Auf unsern Wunsch ward der Tanz wiederhohlt. Meigack stahl sich indessen in mein Staatszimmer und entwandte daraus mein bestes Fernglas, ein Rasier-Besteck und eine Schere, welche Sachen er geschickt in seiner Kleidung verbarg, und sich dann wieder zu dem Haufen begab, als sey nichts vorgefallen. Allein zum Glück hatte es Jemand bemerkt, war ihm gefolgt, und forderte die Zurückgabe der Sachen, die auch ohne Weiteres Statt fand. Als wir Meigack fragten, warum er seine Frau nicht mitgebracht hätte, erkundigte er sich sehr darnach, ob unser Volk bloß aus Männern, oder auch aus Weibern bestünde. Plötzlich fiel ihm der Gedanke ein, die Frauen wären vielleicht alle auf dem andern Schiffe, dem Alexander; und er eilte mit Allen dahin. Allein bald sahen sie, daß sie sich geirrt hatten. Ich wollte erst eine Menge Geschenke durch diese Leute an ihren König Tuloowah schicken; allein da ihre Lust zu stehlen so groß war, konnte ich die Ablieferung derselben nicht erwarten, und unterließ die Sendung. Dem Meigack machte ich Vorwürfe darüber, daß er mir das versprochene Eisen nicht gebracht, forderte Alle noch ein Mahl auf, mir etwas von dem Eisen und auch einige von ihren Kleidungsstücken mitzubringen, und versprach ihnen dafür viele Sachen. Sie sagten, der Berg sey so weit, daß sie zwey Mahl schlafen müßten, ehe sie das Eisen bringen könnten; versprachen jedoch, alles zu besorgen, und fuhren ab. Den folgenden Tag kamen wieder Eingeborne, theils Bekannte, theils Andere; da sie aber weder Kleidungsstücke noch Eisen brachten, so gab ich Befehl, sie nicht an Bord zu lassen.

Den 16. hielt ich es für nöthig, wieder unter Segel zu gehen, ohne das Eisen, dessen Ankunft auch unsicher war, abzuwarten. Wahrscheinlich ein Lufteisen (Meteor-Eisen), wie man es ebenfalls in Süd-Amerika gefunden hat. Doch wer kann darüber entscheiden, ob nicht die Polgegenden in ihren Gebirgen auch gediegenes Eisen enthalten? —

Das Land, woran wir einige Tage verweilten, und das zwischen dem 76. und dem 77. Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen dem 60. und dem 72. Grad westlicher Länge liegt, ist gegen Süden und Norden von einer ungeheuren mit Eis bedeckten Gebirgswand begränzt, von wo aus sich Grappen von Bergen und Hügeln nach der See hinab ziehen. Die Seeklippen, fünf hundert bis ein tausend Fuß hoch, reihen sich daran an, und deßhalb nannte ich das Land die nördlichen Hochlande. Schwerlich ist zu Lande zu ihnen ein Zugang, da die hohen Felsmassen sich bis an's Meer erstrecken. Über den Klippen hinweg sahen wir hin und wieder be-

grünte Stellen, die Heidekraut und andere niedere Pflanzen enthalten mochten. Am Fuße der Klippen bemerkte man etwas Ähnliches. Zwischen denselben lag viel Schnee in Schluchten, in welchen man auch Spuren von reißenden Bergbächen erkennen konnte. Mehrere Klippen waren mit Inseln umgürtet, die den Wasservögeln zum Hägen dienten; darum sind auch hier so unendlich viel Vögel, so daß wir z. B. in einer Nacht ein tausend fünf hundert Stück schossen. Außer dem Heidekraute, dem Moose und einigen Grasarten sind hier wenig Pflanzen. Steinbreche (Saxifragae), Grensing (Potentillae), Hungerblumen (Drabae), das Alpenhornkraut (Cerastium Alpinum), die blattlose Feldnelke (lychnis apetula) und einige andere fand ich. Doch würde man bey einer genauen Untersuchung des Landes gewiß noch mehrere andere Pflanzen entdecken. Manches Moos wird sechs bis acht Zoll lang, und dient getrocknet als Lampendocht, so wie zum Kochen und Heitzen. Das Heidekraut wird zu Peitschenstielen zusammen gebunden. Von diesem Kraute und den Gräsern leben die Hasen und anderes Wild, das nach Aussage der Eingebornen hier reichlich vorhanden ist. Schwarze Füchse haben wir gesehen und auch Fallen, worin die Eingebornen sie fangen. Nach Cranz gibt es in Grönland blaue, graue und weiße Füchse, die theils in verdeckten Gruben, theils in Steinfallen, theils in Schlingen gefangen und von den Einwohnern lieber als Hasen gegessen werden. Die Grönländischen Hasen sehen ganz weiß aus und sind sehr fett. Rennthiere findet man selten; sie haben ein breitschaufeliges Geweihe und braune Rücken mit weißen Bäuchen. Sie erreichen die Größe eines zweyjährigen Stieres, und haben ein zartes, wohlschmeckendes Fleisch. Bey den Grönländern ist das der angesehenste Mann, der die meisten Rennthiere erlegt hat; darum versäumen sie nicht selten die einträgliche Wasserjagd, um nur ein Rennthier zu erhalten. Da sie noch keine Feuergewehre hatten, jagten sie die Rennthiere zusammen, um sie mit Speeren zu erlegen. Nur wild kommen diese Thiere hier vor. Landvögel sind in Grönland sehr wenig: weiße Repphühner, kleine Schnepfen, Bachstelzen, weiße Eulen, Falken, Adler und Raben. Die Fische, welche um Grönland gefangen werden, weichen von denen, welche um Island vorkommen, wenig ab.

Denkt man daran, mit welcher Mühe der Süd-Grönländer sich seinen Unterhalt verschaffen muß, und daß er bisweilen doch Mangel leidet; er, der seine Kähne und jetzt auch seine Flinten zur Jagd hat, so begreift man kaum, wie der Nord-Grönländer, der kaum Schießgewehre kennt, und keinen Kahn hat, von der Jagd sich nähren kann. Vorzüglich kann man nicht einsehen, wie er

die Vögel erlegt; und doch trafen wir an einer Stelle mehrere Vorrathsbehältnisse von Steinen, worin zu 40 bis 50 Stück Möven zusammen lagen. Vielleicht überraschen sie die Vögel bey der Brut, oder tödten dieselben mit Steinen.

Die Sprache der nordischen Grönländer ist mit der der südlichen Eines Stammes, doch finden viele Abweichungen Statt. Folgende Beyspiele mögen dieß zeigen:

1. Gleich in beyden Mundarten.

Sowick, Eisen.	Kimuck, Hund.
Innuck, Mann.	Licou, Eis.
Eura, Sohn.	Naakrie, Nein.
Pani, Tochter.	Hapbuk, Wallfisch.
Pisiok, Augen.	Allausit, Eins.
Kinjack, Nase.	Ailek, Zwey.
Kanneck, Mund.	Pinguijuk, Drey.
Succanuck, Sonne.	Sissamat, Vier.
Pussi, Robbe.	Tellimat, Fünf.

2. Abweichend.

a) Süd-Grönland	b) Nord-Grönland.
Arnet,	Arnewerset, Weib.
Tookuk,	Olootuk, Harpune.
Kamoutik,	Kamoutipalavit, Schlitten.
Pelvilit,	Usintet, Zugriemen (für die Hunde).
Ilpaousuk,	Okoukak, Kappe.
Olelie,	Osotoclu, gekochtes Fleisch.

Bis zu unserer Ankunft hielten sich die Eingebornen vom Prinz-Regenten-Busen für die einzigen Bewohner des Weltalls und die ganze übrige Welt für eine Eismasse. Sie stehen also in keinem Verkehre mit den Süd-Grönländern. Wahrscheinlich liegen zwischen beyden unbewohnte Landstrecken. Die Süd-Grönländer haben den Glauben, daß sie von einem nördlichen Volke abstammen, und als wir unsere Hochländer zuerst entdeckten, rief darum Sackhouse aus: „Das sind rechte Esquimaux; das sind unsere Väter." Dieser Glaube deutet, wie manches Andere, darauf hin, daß die Grönländer Einwanderer aus Asien sind. Kähne (Kanoes) kennen die Nord-Grönländer wohl darum nicht, weil es ihnen an Holz mangelt, und auch nur während eines kleinen Theiles des Jahres die See offen ist. Ihre Kleidung besteht aus drey Stücken, die zusammen Tunnick heißen. Das obere Stück ist aus Robben-

haut verfertiget, das Rauhe auswärts, und ähnelt dem Weiberwamms des südlichen Grönländers. Es läßt bloß das Gesicht frey, und endiget hinten und vorn in einer zungenartigen Spitze. Die daran befindliche Kappe ist mit Fuchsfell zierlich verbrämt, und kann über die Schultern zurückgeschlagen oder auf den Kopf gesetzt werden. Das Wamms ist mit Fellen von Alken oder Eidergänsen gefüttert, das Futter aber nur unten angenähet, vorn bey der Brust nicht, wodurch das ganze Wamms zugleich eine Tasche wird. Das mittlere Kleidungsstück reicht kaum bis an's Knie, und schließt auch oben nicht gut an, so daß zwischen ihm und dem Wamms leicht die Haut hervorguckt. Es ist von Bären- oder Hundsfell gemacht und mit einem Riemen befestiget. Die Stiefel reichen über die Knie, und sind von Robbenfellen mit einwärts gekehrten Haaren; die Sohlen bestehen aus Wallroßhaut. Der ganze Anzug wird von den Weibern verfertiget. Die Nähnadeln macht man aus Narwalhörnern, und gespaltene Robbensehnen gelten als Zwirn. Die Nähte sind so fein, daß man sie kaum sehen kann. Die Eingebornen erzählten uns auch, daß sie in der großen Kälte noch eine Art Mantel von Bärenfellen umhingen; aber wir bekamen keinen zu sehen. Wahrscheinlich tragen die Weiber eine ähnliche Kleidung, weil das bey den Süd-Grönländern so ist, deren Kleidung von der der Nord-Grönländer auch nicht viel abweicht; nur daß jetzt die der ersten schon mehrere Europäische Verzierungen erhalten hat. Ob das Gesicht der Nord-Grönländischen Frauen tatuirt (bunt gemacht) ist, wie dieß sonst bey den Süd-Grönländerinnen der Fall war, haben wir nicht erfahren. Die Süd-Grönländerinnen durchnähten nähmlich den kleinen Mädchen mit einem durch Ruß schwarz gefärbten Faden das Gesicht, auch wohl Hände und Füße; ward der Faden späterhin heraus gezogen, so blieb der Ruß in der Haut sitzen, und galt als Schönheit. Jetzt ist das ganz abgekommen.

In ihrer Körperbildung sind die Nord-Grönländer den Süd-Grönländern ähnlich. Sie haben eine schmutzige Kupferfarbe, einen starken, etwa fünf Fuß hohen Körper, ein breites Gesicht, einen niedrigen Vorderkopf, volle Backen, einen breiten Mund, dicke Lippen, kleine schwarze Augen, dicke und kleine Hände, kurze Finger, und sehr kurze und dicke Füße.

Ihre Geistesanlagen und ihren Charakter wagen wir nicht so genau zu beurtheilen, da unser Umgang zu kurze Zeit dauerte; doch, rechnen wir den Hang zum Stehlen ab, so müssen wir die Nord-Grönländer für eben so gutmüthig halten, als die Süd-Grönländer, welche Hauptmann Fries also schildert: „Der Charakter der Grönländer hat viele gute Seiten. Sie sind gutmüthig, verträglich,

offenherzig, munter und zufrieden. — Mit Güte kann man auf sie, wie auf jeden freyen Menschen, weit mehr wirken, als mit Härte. — Sie leben unter sich sehr einig. Hader und Zank hört man selten unter ihnen, noch seltener Schlägereyen; denn die Scheu, einander zu beleidigen, ist ihnen gleichsam angeboren. Wird Jemand empfindlich beleidiget, so pflegt er seinen Gegner nicht auf die Faust, sondern zum Singestreit heraus zu fordern. Er verfertiget ein Lied, worin er seinen Gegner scharf durchhechelt, und singt es, von seinen Freunden unterstützt, vor einer großen Versammlung ab. Der Gegner antwortet singend, ebenfalls von seinen Freunden unterstützt. Trägt der erstere, nach dem Urtheile der Versammlung, den Sieg davon, so hat er das Recht, sich das Beste von dem Eigenthume des Besiegten zuzueignen; zieht er aber den Kürzeren, so gibt er sich dem Gespötte und der Verhöhnung Preis. Ihre Munterkeit äußert sich in Scherz, Gesprächigkeit und Gesang, den sie sehr lieben. Man muß hier aber keinen kunstreichen Gesang erwarten; ihre Lieder bestehen aus kurzen, reimlosen Sätzen, mit dem bedeutungslosen Schlußreim: Amna aja, Aja, aja, Ahahu! der dem eben so bedeutungslosen Trallerallera u. dergl. in manchen von unsern Volksliedern entspricht. — Wenig Völker sind ärmer als die Grönländer; aber schwerlich gibt es ein Volk, das, trotz dieser Armuth, zufriedener mit seinem Schicksale wäre, als sie. — Sie sind sehr genügsam, und nehmen, wenn Seehundfleisch mangelt, mit schlechten Fischen vorlieb, und gebricht es auch an diesen, so stillt Meergras ihren Hunger."

„Eine Folge dieser Genügsamkeit ist ihre Sorglosigkeit, die ihnen nicht selten theuer zu stehen kommt. Haben sie Vorrath, so sparen sie nicht, und müssen daher oft Mangel leiden. Im Winter, wenn die Seehunde nahe am Lande seltener sind, oder Treibeis und ungünstige Witterung den Fang verhindern, müssen die Grönländer von getrockneten Fischen leben. Die Menge Heilbutten, Kabliau und Angmarset (Stinte), die sich an der Küste findet, könnte ihnen auch reichlichen Wintervorrath geben; aber sie sind nicht so thätig bey der Fischerey, als für ihr eigenes Wohl zu wünschen wäre. Unbesorgt für die Zukunft, setzen sie größeren Preis darauf, in der besten Jahreszeit nach Rennthieren zu jagen, als an einer guten Fangstelle ihr reichliches Auskommen zu erwerben, Vorrath für mißliche Zeiten zu sammeln, und so den Plagen und Gefahren des Hungers zu entgehen. Den kurzen Sommer treiben sie gewöhnlich zwischen den Felsen hin, um sich zu erlustigen und der Eitelkeit ihrer Weiber und Töchter ein Opfer zu bringen. Das wenige Rennthierfleisch, worauf sie Rechnung machen können, verzehren sie gewöhn-

sich gleich, und bringen selten etwas davon mit nach Hause. Die Rennthierhäute taugen zu der Zeit wenig, und können fast nur zu Weiberbeinkleidern, die von geringer Haltbarkeit und bloß zum Putze sind, gebraucht werden. — Sie lieben den Putz, wie aus der bunten Verbrämung ihrer Kleider, Zeltvorhänge u. s. w. erhellet, und halten ihre neuen Kleider sehr sauber; übrigens sind sie aber in allem sehr unreinlich. Doch ist dieser Schmutz wohl eine natürliche Folge ihrer Lebensart (da sie immer mit Speck und Thran umgehen), ihrer Armuth und des eingeschränkten Raumes ihrer Wohnungen. — Sie besitzen viel Volksehre, und glauben, daß kein Volk ihnen gleich zu achten sey. Wie der Römer in der Vorzeit mit stolzem Selbstgefühle sagte: „Ich bin ein Römischer Bürger," so hört man jetzt den Grönländer sprechen: „Ich bin ein Grönländer." Wenn sie Einem sehr gewogen sind, und ihm etwas recht Schmeichelhaftes sagen wollen, so heißt es: „Du bist ein Grönländer." Mit dem großen Begriffe von ihrem eigenen Werthe verbinden sie auch den Begriff von den Vorzügen ihres Vaterlandes, und ziehen den Aufenthalt zwischen ihren nackten, unfruchtbaren Felsen jedem andern vor. Man hat gesucht, sie auf den bessern Zustand der Europäer aufmerksam zu machen; aber sogar die Grönländer, welche diesen näher kennen lernten, und die man nach Dänemark führte und gut behandelte, wünschten nichts so sehr, als zu der Lebensart ihrer Landsleute zurück zu kehren, und waren höchstens zu dem Geständnisse zu bringen: „Die Europäer wären eben so glücklich, als sie." In Kopenhagen, meynten sie, sey zu wenig Himmel und keine schickliche Kälte. Auch fanden sie die Güter zu ungleich vertheilt, und konnten sich nicht darein finden, daß der Reiche dem Armen seine Hülfe versagt, welches ganz gegen die Gewohnheit der Grönländer streitet. — Ihre Kinder lieben sie außerordentlich und vergönnen ihnen die vollkommenste Freyheit. Sie ereifern sich sogar über die Europäer, wenn diese ihre Kinder strafen, und sagen, sie verdienten es nicht, Kinder zu haben. Eben so sehr wundern sie sich, wenn sie die Europäer ihre Dienstbothen und Untergebenen schelten hören, und sagen: „Ihr behandelt eure Mitmenschen, wie der Grönländer seine Hunde." Sie sind nicht so sehr zur Dieberey geneigt, wie Einige glauben. Die eigentlichen Grönländer haben in dieser, wie in anderer Rücksicht, viel vor den geringeren Classen der Europäer und den Blendlingen *) voraus. Entwenden sie auch den

*) Blendlinge heißen die, welche eine Grönländische Mutter und einen Dänischen Vater besitzen, oder eine Dänische Mutter und einen Grönländischen Vater.

offenherzig, munter und zufrieden. — Mit Güte kann man auf sie, wie auf jeden freyen Menschen, weit mehr wirken, als mit Härte. — Sie leben unter sich sehr einig. Hader und Zank hört man selten unter ihnen, noch seltener Schlägereyen; denn die Scheu, einander zu beleidigen, ist ihnen gleichsam angeboren. Wird Jemand empfindlich beleidiget, so pflegt er seinen Gegner nicht auf die Faust, sondern zum Singestreit heraus zu fordern. Er verfertiget ein Lied, worin er seinen Gegner scharf durchhechelt, und singt es, von seinen Freunden unterstützt, vor einer großen Versammlung ab. Der Gegner antwortet singend, ebenfalls von seinen Freunden unterstützt. Trägt der erstere, nach dem Urtheile der Versammlung, den Sieg davon, so hat er das Recht, sich das Beste von dem Eigenthume des Besiegten zuzueignen; zieht er aber den Kürzeren, so gibt er sich dem Gespötte und der Verhöhnung Preis. Ihre Munterkeit äußert sich in Scherz, Gesprächigkeit und Gesang, den sie sehr lieben. Man muß hier aber keinen kunstreichen Gesang erwarten; ihre Lieder bestehen aus kurzen, reimlosen Sätzen, mit dem bedeutungslosen Schlußreim: Amna aja, Aja, aja, Ahahu! der dem eben so bedeutungslosen Tralleraller a u. dergl. in manchen von unsern Volksliedern entspricht. — Wenig Völker sind ärmer als die Grönländer; aber schwerlich gibt es ein Volk, das, trotz dieser Armuth, zufriedener mit seinem Schicksale wäre, als sie. — Sie sind sehr genügsam, und nehmen, wenn Seehundfleisch mangelt, mit schlechten Fischen vorlieb, und gebricht es auch an diesen, so stillt Meergras ihren Hunger."

„Eine Folge dieser Genügsamkeit ist ihre Sorglosigkeit, die ihnen nicht selten theuer zu stehen kommt. Haben sie Vorrath, so sparen sie nicht, und müssen daher oft Mangel leiden. Im Winter, wenn die Seehunde nahe am Lande seltener sind, oder Treibeis und ungünstige Witterung den Fang verhindern, müssen die Grönländer von getrockneten Fischen leben. Die Menge Heilbutten, Kabliau und Angmarset (Stinte), die sich an der Küste findet, könnte ihnen auch reichlichen Wintervorrath geben; aber sie sind nicht so thätig bey der Fischerey, als für ihr eigenes Wohl zu wünschen wäre. Unbesorgt für die Zukunft, setzen sie größeren Preis darauf, in der besten Jahreszeit nach Rennthieren zu jagen, als an einer guten Fangstelle ihr reichliches Auskommen zu erwerben, Vorrath für mißliche Zeiten zu sammeln, und so den Plagen und Gefahren des Hungers zu entgehen. Den kurzen Sommer treiben sie gewöhnlich zwischen den Felsen hin, um sich zu erlustigen und der Eitelkeit ihrer Weiber und Töchter ein Opfer zu bringen. Das wenige Rennthierfleisch, worauf sie Rechnung machen können, verzehren sie gewöhn-

lich gleich, und bringen selten etwas davon mit nach Hause. Die Rennthierhäute taugen zu der Zeit wenig, und können fast nur zu Weiberbeinkleidern, die von geringer Haltbarkeit und bloß zum Putze sind, gebraucht werden. — Sie lieben den Putz, wie aus der bunten Verbrämung ihrer Kleider, Zeltvorhänge u. s. w. erhellet, und halten ihre neuen Kleider sehr sauber; übrigens sind sie aber in allem sehr unreinlich. Doch ist dieser Schmutz wohl eine natürliche Folge ihrer Lebensart (da sie immer mit Speck und Thran umgehen), ihrer Armuth und des eingeschränkten Raumes ihrer Wohnungen. — Sie besitzen viel Volksehre, und glauben, daß kein Volk ihnen gleich zu achten sey. Wie der Römer in der Vorzeit mit stolzem Selbstgefühle sagte: „Ich bin ein Römischer Bürger," so hört man jetzt den Grönländer sprechen: „Ich bin ein Grönländer." Wenn sie Einem sehr gewogen sind, und ihm etwas recht Schmeichelhaftes sagen wollen, so heißt es: „Du bist ein Grönländer." Mit dem großen Begriffe von ihrem eigenen Werthe verbinden sie auch den Begriff von den Vorzügen ihres Vaterlandes, und ziehen den Aufenthalt zwischen ihren nackten, unfruchtbaren Felsen jedem andern vor. Man hat gesucht, sie auf den bessern Zustand der Europäer aufmerksam zu machen; aber sogar die Grönländer, welche diesen näher kennen lernten, und die man nach Dänemark führte und gut behandelte, wünschten nichts so sehr, als zu der Lebensart ihrer Landsleute zurück zu kehren, und waren höchstens zu dem Geständnisse zu bringen: „Die Europäer wären eben so glücklich, als sie." In Kopenhagen, meynten sie, sey zu wenig Himmel und keine schickliche Kälte. Auch fanden sie die Güter zu ungleich vertheilt, und konnten sich nicht darein finden, daß der Reiche dem Armen seine Hülfe versagt, welches ganz gegen die Gewohnheit der Grönländer streitet. — Ihre Kinder lieben sie außerordentlich und vergönnen ihnen die vollkommenste Freyheit. Sie ereifern sich sogar über die Europäer, wenn diese ihre Kinder strafen, und sagen, sie verdienten es nicht, Kinder zu haben. Eben so sehr wundern sie sich, wenn sie die Europäer ihre Dienstbothen und Untergebenen schelten hören, und sagen: „Ihr behandelt eure Mitmenschen, wie der Grönländer seine Hunde." Sie sind nicht so sehr zur Dieberey geneigt, wie Einige glauben. Die eigentlichen Grönländer haben in dieser, wie in anderer Rücksicht, viel vor den geringeren Classen der Europäer und den Blendlingen *) voraus. Entwenden sie auch den

*) Blendlinge heißen die, welche eine Grönländische Mutter und einen Dänischen Vater besitzen, oder eine Dänische Mutter und einen Grönländischen Vater.

Europäern etwas, so ist es eine Kleinigkeit, und diese seltenen Mausereyen werden gewöhnlich nur von Knaben, die wohl ein wenig Brot und ein Stückchen Licht (welches zu ihren Leckereyen gehöret), ein wenig Tabak, einige Nägel u. dergl. wegschnappen können, verübt, indem sie glauben, es sey keine Sünde, den Europäern, von denen sie gemeiniglich nicht die besten Begriffe haben, etwas zu entwenden. In diesen schlechten Begriffen von den Ausländern werden sie nur gar zu oft durch die Ausschweifungen der Matrosen bestärkt. Daß sie von gestrandeten und nachher verlassenen Schiffen weggenommen haben, wessen sie habhaft werden konnten, kann Keinem Wunder nehmen, da dergleichen Sachen, nach ihren Begriffen, herrenlos sind, und das Beyspiel der Europäer sie in dieser Meynung bestärkt hat. Wie streng übrigens ihre Begriffe vom Eigenthumsrechte sind, erhellet daraus, daß ein Grönländer, wenn er auf einer entfernten Insel ein Stück Schiffbauholz, oder anderes Holz, welches bey hohem Wasser an's Land getrieben ist, und ihm nützlich seyn kann, findet, es aber nicht gleich mitnehmen will, nur ein oder zwey Steine, zum Zeichen, daß es einen Eigenthümer habe, darauf legt, und dann völlig sicher ist, daß Niemand es wegnehmen wird."

„Daß hier von den Grönländern überhaupt die Rede sey, und daß es schlechte Menschen unter ihnen gebe, die dieser Schilderung nicht entsprechen, braucht wohl nicht erinnert zu werden; doch sind dieser Ausnahmen, in Verhältniß zum Ganzen, nur wenige, und grobe Verbrechen werden sehr selten verübt, es sey denn, daß der Aberglaube mit in's Spiel komme. Dieser verleitete die Grönländer vordem zu empörenden Grausamkeiten, und verleitet sich noch zuweilen dazu. Der Glaube an Hexen ist in Grönland noch eben so wenig, als anderswo, ganz ausgerottet, und ist Jemand so unglücklich, der Hexerey wegen in Verdacht zu kommen, so ist er seines Lebens nicht sicher. Die Grönländer tödten nähmlich, nach hergebrachter Sitte, diejenigen, die sie für Hexen und für die Ursache der sie treffenden Unglücksfälle ansehen, und die Unglücklichen, die dieses Loos trifft, sind besonders alte Weiber. Vormahls waren Manche von diesen selbst an ihrem Unglücke Schuld, indem sie vorgaben, Krankheiten verursachen und vertreiben, Pfeile besprechen, Gespenster verjagen u. dergl. zu können, und ihre Gaukeleyen, um sich damit zu ernähren, für Bezahlung übten. Die Grönländer nennen dergleichen Hexen, von denen sie glauben, daß sie Gutes thun können, aber mehr Böses thun, Illiseetsok. Manche von diesen Unglücklichen fielen auch als Opfer der Habsucht, Rachgier und anderer niedriger Absichten, indem sie der Hexerey beschuldiget und gemordet wurden. So ward z. B. im Jahre 1793 ein junger, wohlgesitteter Grönländer, Nahmens Aventak, im Be-

zirk Umanak, von zwey Brüdern ermordet. Jener war ein tüchtiger Erwerber, und ging fleißig auf den Fang, daher er darin auch glücklicher war, als seine Mörder. Diese glaubten, er sey Schuld an ihrem geringeren Glücke, und brachten ihn um, als er eines Tages in seinem Kajak ausgerudert war. Seine Frau, gegen welche sie auch Verdacht hägten, sah sich genöthiget, nach einer andern Insel zu flüchten, wo ihrer ein eben so hartes Schicksal wartete. Ein verheiratheter Grönländer, Nahmens Apine, suchte vertraulicheren Umgang mit ihr, als sie ihm gestatten wollte, und erbittert über das Mißlingen seiner Absicht, beschuldigte er sie der Hexerey. Da er sie nicht aus dem Hause locken konnte, faßte er den Vorsatz, sie im Hause zu morden. Sie erfuhr seine Absicht, und entfloh mit ihrem Kinde nach einer dritten Insel, wo eine Familie ihr Zelt aufgeschlagen hatte. Ihr Weiberboot und Zelt, sammt Kajak und Kugelbüchse ihres Mannes, ließ sie im Stiche. Apine folgte ihr, drang in das Zelt, und tödtete sie mit verschiedenen Messerstichen; reisete darauf, ohne sich um das unglückliche Kind der Ermordeten zu bekümmern, zurück nach der Insel, wo diese ihre Habe gelassen hatte, und theilte ihren Nachlaß mit den Mördern ihres Mannes, die sich jetzt auch da aufhielten. — Rache ist nächst dem Aberglauben die Haupttriebfeder zu Mordthaten, und die Söhne oder Verwandten des Ermordeten, wenn er nähmlich nicht Illiseetsok war, sind, nach der hergebrachten Meynung der Grönländer, verpflichtet, den Mord an dem Mörder auf gleiche Weise zu rächen."

So schauderhaft uns diese Blutrache auch vorkömmt, so gewöhnlich ist sie bey rohen Völkern, und so natürlich auch bey denen, welche weder durch das Gesetz geschützt, noch durch die christliche Liebe zu höhern Ansichten des Lebens gebracht sind. Der Sohn ist dem Vater der nächste; kein Gesetz verurtheilt den Mörder; frey und ungestraft geht er umher, wer anders soll hier strafen als der Sohn, und wie kann er anders, als durch Wiedervergeltung? Wo aber Bildung eintritt, und mit ihr das Gesetz, und wo die christliche Liebe der beseelende Geist des Menschen wird, da verklärt sich Alles. Dieses zeigt uns am besten folgende Erzählung des Heidenbekehrers Hans Egede Saabye:

„Der Mord eines Vaters muß gerächt werden, wie lange es auch dauern mag, ehe die Rache ausgeübt werden kann. Ein Sohn, damahls 13 bis 14 Jahre alt, war Zeuge, daß man seinen Vater mordete, welches ungefähr zwanzig Jahre vor meiner Ankunft in Grönland geschah. Er wuchs zum Manne heran, ward ein sehr tüchtiger Erwerber, heirathete, und war von seinen Landsleuten geachtet: aber er war doch zu schwach, sich an dem Mörder seines

Vaters zu rächen. Dieser war nähmlich von einem zahlreichen Geschlechte umgeben, mit drey Weibern versehen, und seinen Landsleuten in so mancher Rücksicht überlegen, so daß die Dänen ihn den König nannten."

„Um nun doch einmahl seinen Zweck zu erreichen, zog der gekränkte Sohn, einige Jahre nach meiner Ankunft, mit seiner Familie weit nach dem Süden, wo er seine meisten Verwandten hatte, indem er hoffte, diese dahin zu vermögen, daß sie ihn zurück begleiteten, und durch sie seinen Gegner fürchterlich zu werden, so wie mit ihrem Beystande sein Vorhaben auszuführen. Er kam zu ihnen, äußerte seinen Kummer, schilderte die Ermordung seines Vaters, von der er Zeuge gewesen war, und die schaudervollen Umstände dabey mit den lebendigsten Farben, und überredete sie, ihn nordwärts zu begleiten. Aber sie mußten sich vorher mit den nothwendigen Lebensmitteln versehen, welches, so wie auch die unbeständige Witterung im Spätjahre, die Rückreise verzögerte. Als er endlich mit seinen Verwandten, unter denen sich einige junge und rasche Leute befanden, bey uns landete, hatten unsere Grönländer schon längst ihre Winterwohnungen bezogen, und es war kein Platz mehr vorhanden. Ob sein eigenes Haus so verfallen war, daß es nicht in kurzer Zeit ausgebessert werden konnte, oder Andere es bezogen hatten, erinnere ich mich nicht mehr. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen; denn seine Heimath war jenseits des Isefiord *); aber gleichwohl kam er zu mir, und bath mich, ihm und seiner Familie ein kleines Haus, das mir, eine Viertel-Meile nördlich von meinen getauften Grönländern, gehörte, einzuräumen. Obgleich ich, wie die ganze Gegend, von der Veranlassung seiner Reise nach dem Süden hatte reden hören, und nun sein mannstarkes Geleite sah, so bewilligte ich doch sein Begehren, ohne mich darüber gegen ihn zu äußern. In wenig Tagen war das Haus in bewohnbarem Stande und geräumig für sie Alle, und sie zogen ein. Bald darauf kam er, und dankte mir für meine Willfährigkeit."

„Er kam öfter, und entschuldigte sich einmahl mit den Worten: „Du bist so liebenswürdig, daß ich nicht von Dir bleiben kann." Ich benutzte bey einigen Unterredungen seine Neigung zu mir, doch ohne mich auf das einzulassen, was ihm auf dem Herzen lag. Kaum waren zwey bis drey Wochen verflossen, als er sich bey einem Besuche damit ausließ, daß er von dem großen Herrn des Himmels lernen wollte, von dem ich sagte, daß er alle Dinge erschaffen habe. „Auch einige

*) Dieß ist ein langer Meerbusen zwischen Jakobshavn und Claushavn. Im letztern Orte wohnte Saabye.

von meinen Verwandten," sagte er, wollen folgsam seyn." Ich nahm keinen Anstand, seinen Wunsch zu erfüllen, und ging deßhalb am folgenden Tage nach seiner Wohnung, wo ich erfuhr, daß vorläufig zehn bis zwölf Personen geneigt waren, sich unterrichten zu lassen. Die Andern wollten warten, wie sie sagten, bis sie hörten, ob die Lehre nicht zu schwer sey. Ich hatte einen jungen Menschen aus gemischter Ehe bey der Colonie, der gute Kenntnisse hatte und auch gut schrieb. Diesen nahm ich als Lehrer an, besoldete ihn das erste Jahr selbst, und stellte ihn dieser Familie als ihren Lehrer vor. „Er soll Euch täglich unterrichten," sagte ich, „und ich werde selbst zu Euch kommen, so oft ich kann, um Eure Fortschritte und Eure Folgsamkeit zu erfahren." — „Wir wollen folgsam seyn," antworteten sie; „aber Du mußt oft kommen, und wir wollen zu Dir kommen." — Ich besuchte sie jede Woche, und ich hatte Ursache, mich über ihre Aufmerksamkeit und ihre stets zunehmenden Fortschritte zu freuen. Die Blödigkeit des Lehrers verschwand nach und nach. Er fragte mich bey jeder Schwierigkeit um Rath, und gab mir treulich Nachricht von ihrem häuslichen Wandel u. s. w. Beym Schlusse der Unterrichtsstunde fragte ich einst zwey alte Eheleute, ob sie denn nicht auch Lust hätten zu lernen. Die Frau antwortete: „Er kann wohl, aber ich bin blind und untüchtig." — „Deßwegen kannst Du gerade besser, als ich," sagte der Mann. „Du kannst lauter Ohr seyn, aber ich werde von den Vielen, die aus- und eingehen, gestört." Gleichwohl kamen diese beyden Alten, und nach und nach die ganze Familie, zum Unterrichte. Kunuk (so hieß der Grönländer, von dem hier eigentlich die Rede ist) zeichnete sich durch anhaltenden Fleiß und herrlichen Fortgang aus. Er versäumte oft seinen Fang, um den Unterricht zu hören; aber es war auch sein fester Vorsatz sich taufen zu lassen."

„Das Frühjahr näherte sich, der Wonnemonath war schon vorhanden; nun fiel folgende Unterredung zwischen meinem Grönländer und mir vor."

Er. Willst Du mich taufen? Du weißt, daß ich folgsam gewesen bin. Ich kenne Gott, und sowohl ich als mein Weibchen wünschen Gläubige zu werden.

Ich. Ja, Du kennst Gott; Du weißt, daß er gut ist, daß er Dich liebt und Dich glücklich machen will; aber er will auch, daß Du ihm gehorchen sollst.

Er. Ich liebe ihn, ich will ihm gehorchen.

Ich. Wenn Du ihm gehorchen willst, so mußt Du keinen Menschen tödten. Du hast ja oft gehört, daß er sagt: Du sollst nicht tödten.

Er (stutzt und schweigt).

Ich. Höre, guter Kumuk! Ich weiß, daß Du mit Deinen Verwandten zurück gekommen bist, um Dich an dem Mörder Deines Vaters zu rächen; aber Du mußt Dich nicht an ihm rächen, wenn Du anders ein Gläubiger werden willst.

Er (gerührt). Aber er mordete meinen Vater! Ich sah es und konnte nicht helfen; jetzt muß ich ihm seine Übelthat vergelten.

Ich. Du betrübst mich.

Er. Wodurch?

Ich. Daß Du tödten willst.

Er. Nur ihn, der zu sterben verdient.

Ich. Aber der große Herr des Himmels sagt ja: Du sollst nicht — — —

Er. Ich will auch nicht — — nur ihn.

Ich. Aber auch ihn mußt Du nicht tödten. Hast Du vergessen, wie oft Du diesen Winter sein Geboth gehört hast: Rächet Euch nicht selbst!

Er. Soll der Böse denn ungestraft morden?

Ich. Nein, das soll er nicht; Gott wird ihn strafen.

Er. Wann?

Ich. Vielleicht in dieser Welt; aber sicher an jenem Tage, da er einem Jeden vergelten wird nach seinem Thun.

Er. Das währt so lange; meine Landsleute und meine Verwandten werden mich tödten, wenn ich meinen Vater nicht räche.

Ich. Wenn Du den Willen Gottes nicht kenntest, so müßte ich Dich thun lassen, was Dein Herz Dir eingibt, ich müßte still dazu schweigen, daß Du Böses mit Bösem vergiltst; aber nun kann ich nicht schweigen.

Er. Das ist schwer; was soll ich denn thun?

Ich. Du sollst ihn nicht tödten; du sollst ihm sogar verzeihen.

Er. Ihm verzeihen? — Eure Lehre ist sehr schwer.

Ich. Es ist nicht unsere Lehre; es ist Jesus Lehre.

Er (seufzt und schweigt).

Ich. Vielleicht war Dein Vater auch nicht unschuldig; vielleicht hatte er zuvor einen Menschen erschlagen und verdiente zu sterben.

Er. Das weiß ich nicht; aber so verdient ja auch dieser zu sterben.

Ich. Ja, tödte ihn; aber fahre fort ein Ungläubiger zu seyn, und erwarte, daß eines von seinen Kindern einst auch Dich oder die Deinigen erschlage!

Er. Priester! Du bist nicht mehr liebenswürdig; du redest harte Worte.

Ich. Kumuk! Ich liebe Dich, und will daher nicht, daß Du gegen den Gott sündigest, der Dich von seinem Willen hat unterrichten lassen, und der selbst Deinem Widersacher Recht widerfahren lassen wird.

Er. Warte denn. Ich muß mit meinen Verwandten darüber reden.

„Er ging, kam traurig nach Hause, sprach wenig, und aß den Tag nichts. Man bemerkte seine so ungewöhnliche üble Laune, und fragte nach der Ursache, welche er endlich mittheilte. Die Antwort seiner Verwandten, und was man mehrere Tage in dieser Angelegenheit mit einander abhandelte, übergehe ich. Den folgenden Abend begab ich mich zu ihnen, und fand sie Alle zu Hause. Ohne mich auf etwas, unsere gehabte Unterredung betreffend, einzulassen, wählte ich Stücke zum Gespräche, zur Bibellesung, wie auch zum Gesange, die sämmtlich das Herz zu sanften Gefühlen stimmten und zur Versöhnlichkeit aufforderten. „Dank, Priester!“ sagte Kumuk, als ich ging, „es war gut, daß Du kamst.“ Einige Tage darauf kam er wieder zu mir. Miene, Gesicht, Alles verrieth einen heftigen Kampf, sowohl von Seiten seines Herzens als seiner Freunde. Ich kam ihm mit den Worten zuvor: „Du bist nicht froh; sage mir, was liegt Dir auf dem Herzen?“ — „Ich will und will nicht, ich höre und höre nicht,“ antwortete er; „so war mir noch nie zu Muthe.“ — „Was willst Du?“ fragte ich, „und was willst Du nicht?“ — „Ich will ihm vergeben,“ antwortete er, „und ich will ihm nicht vergeben; ich habe keine Ohren, wenn sie wollen, daß ich mich rächen soll, und ich habe doch Ohren.“ — „Wenn du ihm nicht vergeben willst,“ sagte ich; „wenn Du diejenigen mit Beyfall anhörst, die Dir davon abrathen, so redet Dein ungläubiges Herz, das Rache fordert; aber wenn Du vergeben willst; wenn Du Deine Rathgeber nicht hören willst, so redet der bessere Theil in Dir, so redet Gott zu Deinem Herzen. — Was willst Du nun thun?“ — „Ich wurde so bewegt,“ antwortete er, „da Du vergangenen Abend das Wort redetest; da wollte mein Herz gehorchen.“ — „Siehe!“ sagte ich, „solltest Du nicht fühlen, daß es die Rede Deines himmlischen Vaters an Dein Herz war?“ Nun wiederhohlte ich das Letzte aus Jesus Leben mit ihm, seine Vergebung, seine Bitte für seine Mörder. „Das war ruhmwürdig,“ sagte er, und eine Thräne glänzte in seinem Auge; „aber er war auch besser, als wir.“ — „Ja,“ antwortete ich, „unendlich besser; aber er will doch, daß wir ihm hierin ähnlich seyn sollen; und wenn wir nur einen guten Willen haben, so will Gott uns Kraft geben, und wir werden recht zufrieden mit uns selbst werden. Aber nun sollst Du auch hören, daß ein Mensch, wie Du und ich, um Vergebung für die bitten konnte, die ihn tödten

wollten, weil er ihnen den Willen Gottes verkündete, und sie lehren wollte, an Jesus zu glauben." Ich las ihm des heiligen Stephanus Ende, Apostelgesch. Cap. 7, vor. Er trocknete seine Augen, und sagte: „Die bösen Menschen! Er ist glücklich; er ist gewiß bey Gott im Himmel." — „Ja!" fuhr ich fort, „das ist er, und Du und Jeder, der handelt, wie er, soll auch dahin kommen." — „Guter Priester!" brach er aus, „mein Herz ist so bewegt. Ich will — aber gib mir noch ein wenig Zeit! Wenn ich das Andere in mir zum Schweigen gebracht habe, und ganz verändert worden bin, so komme ich wieder." — „Geh'," sagte ich, „und bitte den guten Gott, daß er Dich in deinem Vorsatze stärke; auch ich will für Dich bethen." Er ging, und meine Hoffnung ward beynahe Gewißheit.

„Endlich kam er mit einem heiteren Gesichte, wie der, der Frieden in seinem Herzen trägt. „Nun bin ich glücklich," sagte er; „ich hasse nicht mehr, ich habe verziehen." — „Fühlst Du Dich wirklich glücklich dadurch?" fragte ich. — „Ja!" antwortete er; „mein Herz ist so ruhig." — „Du erfreuest mich innig," fuhr ich fort; „aber kann ich mich auf Dich verlassen? — Dein Herz wird Dich abermahls zur Rache auffordern, auch Deine Freunde werden Dich versuchen." — „Ich weiß nicht, ob dieses geschehen wird," war seine Antwort; „aber ich habe überwunden, und Du kannst mir trauen." — „Es würde traurig seyn," sagte ich, „wenn Du, nachdem Du ein Gläubiger geworden wärest, noch diesen Mord begehen solltest." — „Du bist so argwöhnisch, Priester," unterbrach er mich. — „Du würdest jetzt eine größere Sünde begehen," fuhr ich fort, „als wenn Du Gott nicht gekannt und ihm nicht Gehorsam gelobt hättest." — „Ich war so froh," brach er aus; „aber Deine Worte betrüben mich." — „Ich will Dich nicht betrüben," sagte ich; „nur prüfen will ich Dich, ob Du auch zu halten vermagst, was Du versprichst. Traue Deinem Herzen nicht zu sehr!" — „Mein böses Herz soll schweigen," antwortete er. Ich fragte nun, was diese Veränderung in ihm bewirkt habe. „Das kräftige Wort," antwortete er, „das Jesus mich gelehrt hat, und dem ich folgen will. Ich glaubte nie so gesinnt werden zu können, als ich jetzt bin. Bemerktest Du nicht, wie bewegt ich vorigen Abend war, als Du mir von ihm am Kreuze vorlasest, wie er für seine Mörder bath: „Vater: vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun." Da gelobte ich mir selbst, ich Unwürdiger! daß ich vergeben wolle, und nun habe ich vergeben. Jetzt hältst Du mich und mein Weib, das nie gehasset hat, und das, wie ich, sich sehnet, gläubig zu werden, doch wohl der Taufe würdig? — „Ja! guter Kumuk!" erwiederte ich. „In Gottes Nahmen will ich Dich und Deine Frau taufen;

aber danke Gott, daß er Dir Gelegenheit gab, ihn und seinen Willen kennen zu lernen, und vergiß nicht, daß Du Dich in der Taufe verpflichtetest, an ihn zu glauben, ihn zu lieben und seinen Gebothen zu gehorchen, also vom Bösen abzulassen und stets besser zu werden.“ — „Ich weiß es, Priester!“ brach er aus. „Gott sieht mein Herz, und er wird mir Kraft geben, ihm treu zu bleiben.“ Froh und mit Dank gegen Gott verließ er mich. Noch 14 Tage setzte ich seine und der Andern Aufnahme in unsere christliche Gemeinde aus; ich glaubte sie, besonders seinetwegen, aussetzen zu müssen.

„Der Tag kam, der ganze Gottesdienst hatte Bezug auf die Taufhandlung. Mit Freymüthigkeit und Wahrheit gab er Rede und Antwort von seinem Christenthume; mit Gefühl beantwortete er die Fragen aus dem Altarbuche, und stille Thränen benetzten seine Wangen, als er kniete, um die Taufe zu empfangen, in der er auf Verlangen den Nahmen Niels erhielt. Der Gottesdienst endigte, wie gewöhnlich, mit einem Dankliede und mit Gebeth. Er kam zu mir, reichte mir die Hand, und sagte gerührt: „Dank, guter Priester! Ich bin glücklich.“ Darauf wendete er sich zu der Gemeinde, von der Einige ihn küßten (sonst etwas Ungewöhnliches), und sagte: „Nehmet mich nun als einen Gläubigen an! Wir wollen einander lieben.“ Alle beantworteten diese Anrede mit Ja, und nun gingen sie einig, wie die, die einen Herrn, einen Glauben und eine Taufe haben, mit einander nach Hause. Mit inniger Freude dankte ich Gott für den Sieg der Wahrheit über dieses Herz und über so viele Herzen.“

„Nach einigen Tagen sendete er seinem Feinde folgenden Gruß: „Nun bin ich ein Gläubiger geworden, und Du hast nichts Böses zu befürchten.“ Auf wiederhohlte Einladung kam jener eines Tages mit wenigen Begleitern zu ihm. Er wurde freundschaftlich empfangen, auf's beste bewirthet und reisete in Frieden wieder heim. Nur beym Empfange sagte mein Grönländer: „Ich habe es vergessen.“ Er wurde zum Gegenbesuche eingeladen, kam auch, gegen den Rath seiner Freunde, ohne Begleiter, und wurde als Freund empfangen. Man aß und vertrieb die Zeit mit Erzählungen, bis man am Abend in aller Freundschaft von einander schied; als aber Niels nicht weit vom Ufer gekommen war, bemerkte er Wasser in seinem Kajak. Er eilte an's Land, stieg aus — und fand, daß ein Loch in den Kajak geschnitten war. Er verstopfte es bald, fuhr weiter und kam glücklich heim. Mit einem Lächeln erzählte er mir dieses nach einiger Zeit. „Ihm ist doch bange,“ sagte er, „und ohne Zweifel hat er dieses deßwegen thun lassen; aber ich will ihm nicht schaden.“ Er blieb stets seinem Gelübde treu. Ich erhielt sogar, etwa 10 Jahre nach meiner Rückkehr, einen Gruß von ihm, daß er Gott und seinem Gelübde treu sey.“

Diese Erzählung bezeugt am deutlichsten, welchen heilsamen Einfluß das Christenthum auf die Süd-Grönländer gehabt hat. Die Zauberer (Angekoke), die wir bey den Nord-Grönländern noch fanden, sind durch das Christenthum verschwunden. Statt daß diese sonst durch Zaubereyen heilten, und durch einen besondern Geist (Torngak genannt), Meere und Winde beschworen, und dadurch Robben und Vögel zum Fange herbey trieben, eilen jetzt christliche Seelsorger den Süd-Grönländern mit Rath und That zu Hülfe, reichen ihnen leibliche und geistige Arzeneyen, und durch Europäische Waffen wird ihr Fang sicherer. Statt daß sonst durch gar keine gottesdienstlichen Handlungen ihr Gemüth erweckt wurde, stärken sie sich jetzt täglich durch das Geberh. Der große Geist (Torngarsuk), von dem sie sonst nur ahneten, ist jetzt als der allgegenwärtige Gott auch ihnen nahe, und als der allliebende Vater auch ihr Trost.

Dieser Segen ist den Nord-Grönländern noch nicht zu Theil geworden. Wir konnten zwar ihre Vorstellungen von einem höhern Wesen nicht heraus bringen; allein als wir Ervick sagten, daß es einen Gott über Land und Meer gebe, und daß derselbe überall sey, ward er sehr ängstlich. Das Einzige, was wir über ihren Glauben heraus bringen konnten, war, daß in frühern Zeiten ein sehr weiser Mann unter ihnen gelebt, und behauptet habe, man komme nach diesem Leben in den Mond, daß aber jetzt Keiner mehr daran glaube.

Die Häuser der Nord-Grönländer haben wir nicht in der Nähe gesehen; aber nach ihrer Beschreibung sind sie von Steinen erbaut, 3 Fuß über und 3 Fuß unter der Erde; ohne Fenster und mit gebogenem Dache. Der Eingang ist lang, schmal und fast unter der Erde. Auf dem Fußboden liegen Häute, worauf sie sitzen oder schlafen. Mehrere Gesippe (Familien) wohnen in Einem Hause beysammen, und jedes Gesippe hat, wie in Süd-Grönland, seine Lampe, aus einem ausgehöhlten Steine bestehend, und an der Decke hängend. Darin brennt Robbenspeck mit getrocknetem Moose. Die Nord-Grönländer essen alle Arten Thiere, am liebsten Robben und Einhornfische, weil sie thranreich sind. Im Winter werden viele Hunde verspeiset. Die Robben beschleichen sie entweder beym Schlafen, oder sie legen sich bey den Eisöffnungen nieder, und machen einen großen Lärm, was die neugierigen Robben reizt, auf die Oberfläche zu kommen. Wenn das Thier sich zeigt, ahmen sie sein Geschrey oder Grunzen nach, und locken es so auf's Eis und an sich heran. Ist es ihnen nahe genug, so schlagen sie es mit einem Speere, aus dem Narwal-Horne gemacht, auf die Nase, und tödten es schnell. Das Narwal erlegen sie mit einem Speere, dessen gezackter eiserner Theil ungefähr 3 Zoll lang und mit einer etwa 5 Faden langen Leine versehen ist, an de-

ren Ende sich die Boje befindet. Nach dem Wurfe wird der Schaft durch eine andere Leine von der Klinge gezogen. Das Thier taucht sogleich unter, zieht die Boje mit sich fort, wird dadurch ermüdet, muß Luft schöpfen, kommt deßhalb in irgend einem Wasserpfuhle in der Nähe wieder in die Höhe, und wird mit gewöhnlichen Speeren endlich getödtet. Da das Narwal häufig die Wasserklüfte und Pfuhle zwischen dem Eise besucht, so fangen die Nord-Grönländer ohne Mühe sehr viele dieser Thiere. — Die Art, wie sie die Bären tödten, konnten wir nicht kennen lernen; doch greifen sie dieselben im Wasser an. Füchse und Hasen fangen sie in Steinfallen. Von einem Thiere, das sie Hummenick nannten, sagten sie, es sey ihnen zu groß, um es zu tödten. Es hat, nach ihrer Angabe, ein Horn auf dem Rücken, und ist sehr geschwind, wahrscheinlich also wohl ein Rennthier. Auch soll sich sowohl in Süd- als auch in Nord-Grönland ein unbekanntes Thier, Ancarok genannt, aufhalten; wahrscheinlich gehört es aber in's Reich der Sagen. Sackhouse erzählt, es sey nicht selten um den Nordost-Busen und den Disko-Busen, werde von den Esquimaux gefürchtet, ähnle einer Katze, sey aber drey Mahl so groß, dabey wild, grimmig und schnell, bewege sich mehr durch Hüpfen als durch Laufen, lebe in Felsen, schreye häufig des Nachts, und nähre sich von Hasen und Repphühnern. Die zahmen Hunde in Nord- und in Süd-Grönland gleichen unsern Schäferhunden, haben einen Kopf wie ein Wolf und einen Schwanz wie ein Fuchs, bellen wie dieser und heulen wie jener.

Höchst schmutzig sehen die Nord-Grönländer aus; Gesicht, Hände und Körper sind mit Theer und Koth bedeckt; das Waschen scheint ihnen unbekannt zu seyn *). Ihr Haar war mit Unrath verklebt, und sie schienen doch sehr viel darauf zu halten; denn da wir Jemanden einen Büschel abschnitten, entstand eine große Unzufriedenheit; wir gaben ihn darum zurück und der Besitzer wickelte ihn in ein Stück Robbenhaut und steckte ihn in die Tasche. Vielleicht liegt ein Aberglaube dabey zum Grunde. Große Hochachtung schienen sie vor ihren Müttern, und große Liebe zu ihren Frauen zu haben. Wir aber konnten weder Frauen, noch Kinder, noch Alte sehen; denn die hatten sich bey unserer Annäherung in die Gebirge geflüchtet. Ja sie erzählten, daß einer von den Männern auch vor Angst in die Gebirge gelaufen sey. Keiner hatte Lust sein Land zu ver-

*) Die Süd-Grönländer waschen sich auch nicht. Sie wischen sich höchstens, wenn sie von der See kommen, die Augen mit etwas Speichel aus; die Weiber waschen sich mit ihrem Urin, und befinden sich dabey besser, als manche Frauen bey Cölnischem und Rosenwasser.

lassen und mit uns zu kommen; Alle schienen glücklich und zufrieden in ihrer Eiswelt, und äußerten, daß sie vollauf Lebensmittel hätten. Ihren König Tulowah schilderten sie als einen starken, sehr guten und sehr geliebten Mann; seine Wohnung heiße Petowack, und läge unweit einer großen Insel (wahrscheinlich der Wolstenholme-Insel); er habe ein großes von Steinen erbautes Haus, fast so groß, als das Schiff, um welches viele andere Häuser von seinen Unterthanen lägen: sie zahlten einen Theil von Allem, was sie fingen oder fänden, und kehrten, wenn die Sonne sich entferne, nach Petowack zurück. Von Krieg schienen sie nichts zu wissen; Feuergewehre waren ihnen unbekannt, und wir haben sie damit auch nicht bekannt gemacht.

Als wir den 16. das Vorgebirge umschifft hatten, was ich York-Vorgebirge nannte, zur Erinnerung an den Geburtstag Sr. königl. Hoheit, so sahen wir, was wir lange nicht gesehen hatten, die See die Felsen-Ufer bespülen, und ich schickte Böte an's Land, um sie zu untersuchen. Den 17. fanden wir eine ganz eigene Erscheinung. Der Schnee, welcher in den Schluchten lag, war über und über karmoisinroth, während der Schnee auf den hintern Hochgebirgen seine gewöhnliche Farbe hatte. Ich ließ durch ein Boot solchen Schnee hohlen, und untersuchte ihn näher. Die färbende Masse bestand, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, aus kleinen runden Saamenkörnchen von dunkelrother Farbe. Auf einigen Körnchen sah man einen kleinen dunkeln Fleck. Der aufgelösete Schnee glich einem trüben Portweine. Die färbende Masse ist nichts anderes als ein Schneegewächs, — Schneepilze oder Schneeschimmel. So wie die Moose und Pilze Steine überwachsen, der Schimmel das Brot und Fleisch bekleidet, ein kleiner grüner Pilz, auf dem Wasser wächst, und im Sommer die grüne Wasserhaut bildet, so wächst hier auf dem ewigen Schnee ein rother Pilz, kleiner als ein Sandkorn, Pilz an Pilz, und gibt den Schluchten eine herrliche Farbe, indem die Röthe nicht überall gleich stark ist *). Die rothen Stellen wechseln mit weißen, und diese wieder mit grünen. Letztere sind die, von denen der Schnee gewichen ist. Vergebens sahen wir uns diesen Tag nach Eingebornen und ihren Wohnungen um. Den 18. fanden wir das Vorgebirge Dudley-Digges, etwas südlicher, als Baffin es angegeben hat, schroff sich 800 Fuß erhebend. Eine starke Meile nördlich von diesem Vorgebirge sahen wir einen schönen Gletscher, fast eine Meile

*) Auf den Schweizer Alpen und den Spanischen Hochgebirgen, den Pyrenäen, befinden sich auch solche Schneepilze.

lang und breit, eine Viertel-Meile sich in den See erstreckend, und 1000 Fuß hoch. Diese Gletscher entstehen durch das Thauen im Hochgebirge; sie rücken immer weiter und weiter in's Meer, werden abgerissen, schwimmen fort, setzen sich wo fest, und bilden theilweise die Eisberge, während andere durch Aufeinanderschieben des Eises entstehen. Nördlich von dem Gletscher sahen wir mehrere Hütten, und vermutheten, daß da Petowack liege. Wir konnten aber nicht mehr an den Verkehr mit den Eingebornen denken, weil uns das Hauptziel unserer Reise, die Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt, jetzt zu wichtig und zu nahe war. Wir kamen zur Wolstenholme-Insel, und waren nun 120 Meilen durch Eis gefahren und dabey Alle gesund geblieben.

Das Wetter änderte sich fast täglich auf unserer Reise. Nebel suchten uns oft heim, waren sehr dick und sahen weiß aus. Sie umzogen uns häufig, so, daß über uns der blaue Himmel frey blieb. Während der Nebel stand der Wärmemesser (Thermometer) gewöhnlich auf dem Gefrierpuncte. Berührte der Nebel die Schiffstaue, so wurden sie mit armdickem Eise belegt, und bey jeder Bewegung des Schiffes fielen dann Eisstücke auf das Verdeck. Waren solche Nebel nicht, so hatten wir die schönste, reinste Luft, und einige Gegenstände im Gesichtskreise wurden oft wundervoll durch den Wiederschein gehoben, während andere eben so tief herabsanken. Die Gestalt der Berge, Klippen und Eismassen wechselte bey dem Umlaufe der Sonne am Himmel unaufhörlich. Das was des Mittags flach und eben aussah, erhob sich oft am Abende, und so umgekehrt. Jede Stunde lieferte eine andere Rundsicht, die bey heiterm Wetter oft recht mannigfaltig war, weil wir sehr weit sehen konnten. Ja wir haben die Erfahrung gemacht, daß in diesen Gegenden die Sehkraft über 30 Deutsche Meilen reicht. — So lange der Mond vor Augen war, hatte es das Ansehen, als folgte er der Sonne rund um den Gesichtskreis; und während Sonne und Mond mit ihren Strahlen die Gipfel der Berge streiften, glänzte der Schnee wie Gold, und der Wiederschein des Glanzes auf den blauen Himmel erzeugte eine reiche grüne Lufttinte von einer so zarten Schönheit, daß kein Ausdruck es zu beschreiben vermag. Auf der andern Seite prallten die Sonnenstrahlen von den Gipfeln der Gebirge gegen die Eisberge, und verwandelten dieselben in Zauberschlösser, die von Silber glänzten und mit den schönsten Edelsteinen geziert zu seyn schienen.

Den 18. des Erntemonathes kamen wir vor dem Walstenholme-Sund vorbey — einer Bucht, die ganz mit Inseln besäet ist. Denselben Tag sahen wir noch den Wallfischsund, fanden eine un-

zählige Menge von Eisbergen, von denen die meisten auf einem 250 Faden tiefen Grund lagen und lange Zeit schon von den Wellen bespült zu seyn schienen. Vom 19. bis 21. waren wir zwischen dem Vorgebirge Saumarez und dem von mir benannten Vorgebirge Clarence, an der Stelle, wo die vermeynte nordwestliche Durchfahrt seyn soll; allein obgleich dieser ganze große nordwestliche Busen mit Eis belegt war, so daß wir nicht zu den Küsten kommen konnten, so sahen wir doch hinter dem Eise, und überall, gebirgiges Land, und fanden die Fluth so gering, daß wir vollständig überzeugt wurden, hier sey an keine Durchfahrt zu denken, und nehme man doch noch eine zwischen den Bergen an, so würde sie mit ewigem Eise belegt, und darum immer unzugänglich seyn. Wir waren bis zum 76. Grad 55 Minuten nördlicher Breite bey 74 Grad 56 Minuten westlicher Länge gekommen *).

Dritter Theil.

Vom äußersten Ende des Meerbusens bis nach England.

Den 24. fuhren wir vor Jones-Sund vorbey, fanden aber auch hier keine Durchfahrt; dagegen sahen wir viele Eisgletscher, die sich weit in's Meer erstreckten. Bis zum 28. arbeiteten wir durch viel Eis; an diesem Tage waren wir bey Schnee und starkem Regen in großer Gefahr, eingeschlossen zu werden. An der Küste sahen wir 4000 Fuß hohe Gebirge; so hoch, wie wir bisher noch keine gesehen hatten. Am 30. erblickten wir nach zwölf Wochen wieder einen Stern, nähmlich die Capella; denn so lange die Sonne nicht vom Himmel wich, so lange konnten auch keine Sterne sichtbar werden; weil bekanntlich das stärkere Licht das schwächere verdunkelt. An diesem Tage ging uns zugleich ein anderer Stern auf; wir bekamen

*) Es bleibt noch zweifelhaft, ob sich Herr Roß nicht geirrt hat; denn die Hauptleute der beyden Wallfischfänger-Schiffe Friendship und Truelove behaupten, 1819 bis zum 80. Grad 20 Minuten nördlicher Breite gekommen zu seyn, was wir auf unserer Karte auch angedeutet haben. Der Lieutenant Parry sagt in dem Taschenbuche, was er während der Reise führte (aus dem Englischen übersetzt, Hamburg 1819), daß von seinem Schiffe, dem Alexander, aus keinesweges der Zusammenhang der Küsten sey gesehen worden.

Hoffnung zu einer Durchfahrt; allein bey genauerer Untersuchung fanden wir einen großen Meerbusen, wovon der von Baffin schon angegebene Lancaster-Sund *) der nordöstliche Theil ist. Den 1. des Herbstmonathes (Sept.) schickte ich unter dem 73. Grad 37 Minuten nördlicher Breite und dem 77. Grad 25 Minuten westlicher Länge Böte an's Land, und ließ förmlich dasselbe zum Vortheile Sr. Brittischen Majestät in Besitz nehmen, eine Flaggenstange aufrichten, und zu ihren Füßen in einer kegelförmigen Anhöhe eine Flasche mit Angabe unserer bisherigen Reise vergraben. Der Meerbusen ward Besitzbusen (Possessions-Bay) genannt. Die Ausgesendeten verwundeten einen weißen Bären, fanden das vollständige Gerippe eines Wallfisches auf dem Lande, sahen Hirsche und Füchse, und brachten ein Hermelin nebst einem Hasen mit. Von Einwohnern fand man keine Spuren. Das Land hatte einen Süßwasserstrom, fruchtbaren Boden, manche Nordgewächse, und würde sich zu einer Niederlassung in den Baffinsbusen nicht übel eignen. Besonders merkwürdig war uns ein Stück Birkenrinde, die wir hier an einer Stelle fanden, wohin sie schwerlich das Wasser konnte gespült haben, und ein schwarzer grobkörniger Stein, der, wenn man ihn zerbrach, wie eine Mischung aus mehreren Arzeneymitteln roch. Unsere Reise wurde immer einförmiger; ich suchte so gut als möglich, die Küsten auszuforschen, die Strömungen zu untersuchen, und überhaupt Alles das zu ermitteln, was für Seefahrer wichtig ist. So lothete ich den 6. bey völliger Windstille, und fand 1050 Faden Tiefe, während ich fünf Meilen nördlicher nur hundert zwanzig Faden gehabt hatte — zum sichtbaren Beweis, daß der Meeresgrund im Baffinsbusen eben so uneben ist, wie das Küstenland. Die Tiefzange, welche wir zum Lothen gebrauchten, sank in sieben und zwanzig Minuten die 1050 Faden

*) Einige auf den Entdeckungsschiffen waren, wenigstens späterhin, der Meynung, daß der Lancaster-Sund viel weiter in's Land gehe, und wohl eine Durchfahrt in ein anderes Meer enthalten möchte. Darum ward im Jahre 1819 eine zweyte Unternehmung angeordnet, und dem öfter in dieser Reise erwähnten Lieutenant Parry die nähere Untersuchung des Lancaster-Sundes aufgetragen. Im Heumonathe 1819 sahen Wallfischjäger die Untersuchungsschiffe auf dem Wege dahin; aber seitdem hat man nichts von ihnen gehört. Der Hauptmann Johnson vom Schiffe Cambrian segelte im Jahre 1819 sechzehn Deutsche Meilen weit in den Sund hinein, fand ihn einige Meilen breit, und sah, so weit das Auge reichte, offenes Wasser vor sich. — Vielleicht ist dieses eine Straße zwischen dem Baffins- und Hudsonsbusen, vielleicht führt sie in's nördliche Polmeer. Die Zukunft mag hierüber entscheiden.

hinunter. Mit fünf hundert Faden fiel sie etwa einen Faden in der Secunde; die Zeit nahm allmählich zu, und bey 1000 Faden fiel sie in anderthalb Secunden nur einen Faden; weil sie immer leichter ward, indem das Wasser sie mittrug. Über die Kälte des Wassers stellten wir auch mehrere Versuche an, und fanden, daß bis 1000 Faden tief, so weit wir den Wärmemesser brachten, die Kälte des Wassers mit der Tiefe zunahm; doch kann dieses nicht als ein allgemeines Gesetz betrachtet werden. Den 8. waren unsere Vorräthe von Pflanzenspeisen zu Ende; darum ließ ich statt des gesalzenen Fleisches getrocknetes und Suppe geben, um den Scharbock zu verhindern, und die Mannschaft frisch und gesund zu erhalten. Das gelang mir auch während der ganzen Reise; aber ich verwandte darauf besondere Aufmerksamkeit. Mußten z. B. die Matrosen Tag und Nacht arbeiten, so erhielten sie zu Mitternacht eine außerordentliche Beköstigung, gewöhnlich aus Pökelfleisch bestehend, und ich fand, daß dadurch der Schlaf ersetzt ward. Oft wurden ohne nachtheilige Folgen drey Mahl vier und zwanzig Stunden so ohne Schlaf zugebracht. Aber gerade die beständige Thätigkeit war das beste Mittel gegen den Scharbock und andere Krankheiten. Die Säfte kamen dadurch gehörig in Umlauf, und Erkältungen hoben sich so am leichtesten. Wenn die Matrosen naß wurden, was sich häufig ereignete, mußten sie ihre Kleider wechseln. In regenhaftem Wetter hatten sie Kappen von Segeltuch mit Flanell gefüttert. Diese hielten Hals und Brust warm, und waren so eingerichtet, daß sie breit um die Schulter schlugen und so den Regen ableiteten.

Man hat sich in diesen Gegenden sehr vor Erkältung in Acht zu nehmen, da durch die vielen Eismassen viele Nebel sich bilden, und das Wetter deßhalb außerordentlich veränderlich ist. Diese beständige Wetterveränderung ist viel nachtheiliger als der Frost, der oft in Grönland in dieser Jahreszeit noch gering ist, wo man ihn sehr streng erwarten sollte. Erst mit dem neuen Jahre pflegt er streng zu werden, und im Eismonathe und Lenzmonathe (Februar und März) seine volle Kraft zu äußern. Da verwandelt er den Rauch im Schornsteine zu Eis; die Ausdünstungen des Menschen legen sich als Eismasse an die Stubenwände an, wie bey uns an die Fensterscheiben, und dicht bey der Feuerung erstarrt der Athem und verwandelt die weichen Betten in eisige Massen. Das Meer raucht dann gewaltig, weil es wärmer ist als die Luft. Dieser Meerdampf gefriert zu kleinen Eisnadeln, die der Wind über das Land treibt, und wer dann ausgeht, hat viel davon zu leiden. Wohl den Grönländern, die jetzt mit Lebensmitteln versehen sind; denn die Meeresbuchten, ihre eigentlichen Erntefelder, frieren zu, und wer her-

aus geht, verliert leicht Nase, Füße und Hände durch den Frost. Nicht immer ist der Winter gleich streng; strenge Winter erzeugen jedes Mahl Hungersnoth in Grönland. — Erst im Brachmonathe thauet die Oberfläche des Bodens auf; bis Ende desselben schneyt es, und im Erntemonathe kommt schon wieder neuer Schnee, der doch selten recht hoch liegt, weil Wind und Sonne ihn wieder vertreiben. In den langen Sommertagen ist es oft in den Thälern, die gegen die See verschlossen sind, sehr warm; allein genießt man eben die Wärme, so kommt schon wieder Nebel, oder Eisschollen bringen Kälte mit. Der Nebel ist oft so niedrig, daß man bis an die Brust darin geht, während der Kopf von der Sonne beschienen wird.

Es ist eine alte Erfahrung, die sich auch im Jahre 1820 wieder bestätiget hat, daß, wenn in Europa der Winter streng ist, er in Grönland sich sehr gelinde zeigt, und umgekehrt. Wahrscheinlich rührt dieses von der Richtung her, die das Eis vom Nordpol nimmt. Geht es südostwärts, so bringt es die Kälte nach Europa; geht es südwestwärts, so kommt es nach Ost-Grönland, und geht durch die Davisstraße in den Baffinsbusen. In den Jahren 1739 und 1763 zeigte sich dieses sehr auffallend.

Obgleich aber viele Nebel in Grönland herrschen, so ist die Luft doch nicht ungesund. Wer sich warm kleidet, mäßig trinkt und speiset, und dabey den Leib gehörig bewegt, wird in Grönland nicht leicht krank. Die Augen leiden am ersten, weil sie so wenig Grün und so viel weißen, glänzenden Schnee haben. Es herrscht in Grönland mehr Südwind als Nordwind. Die Herbstwinde sind außerordentlich stark, so daß man sich oft auf den Bauch legen muß, um nicht von ihnen umgerissen und fortgeschleudert zu werden. Von Gewittern weiß man fast gar nichts; den Blitz sieht man bisweilen, aber den Donner hört man nicht. Von feuerspeyenden Bergen weiß man nichts, obgleich das Land, so weit man es kennt, bergig und felsig ist.

Den 10. des Herbstmonathes (September) ward eine kleine Insel entdeckt, und ein Boot abgeschickt, um sie in Besitz zu nehmen. Man fand, daß sie kürzlich bewohnt gewesen sey; denn es waren Überbleibsel von einer Wohnung da; eine Feuerstelle, ein zerbrochenes steinernes Gefäß, ein Stück von einem Menschenschädel, einige Robbenknochen, halbverbranntes Holz und ein Theil von einem Schlitten. Auch sah man Spuren von Hunden, und besonders zusammengelegte Steine. Die Insel ward Agnes Denkmahl (Monument) genannt, und liegt in einer Bucht. Während die Böte die Insel untersuchten, schwammen zwey große Bären auf die Schiffe zu, wandten sich gegen den Alexander, und wurden augenblicklich von den Bö-

ten dieses Schiffes angegriffen und getödtet. Einer, der durch den Kopf getroffen war, sank unglücklicher Weise unter; der andere fiel, als er sich verwundet fühlte, die Böte an, ward aber überwältiget und nach der Isabella gezogen. Dieses Thier war von der Schnautze bis zum Schwanze sieben Fuß acht Zoll lang, bey den Vorderbeinen sechs Fuß dick und 1131½ Pfund schwer.

Der weiße oder Eisbär (Ursus maritimus oder albus) kommt in allen Nordländern, mit Ausnahme von Norwegen, Lappland und Kamtschatka, vor, wird gegen zehn Fuß lang, besitzt einen gelblich-weißen, zottigen Pelz, hat fast einen Hundekopf, ist plump, mit Tatzen versehen, kann sich auf den Hinterfüßen aufrichten, und durchschläft den Winter in Höhlen. Sein Fleisch wird von mehreren Völkern gegessen, und sein Fett, das weiß und zart ist, als Thran gebraucht. Er schwimmt sehr gut, kann lange untertauchen, und fällt, sobald er sehr hungerig oder verwundet ist, Alles an. Gewöhnlich laufen die weißen Bären fort, wenn sie ein Geräusch von Menschen hören. Oft erklimmen sie die höchsten Eismassen, um Seehunde oder andere Speise auszuspüren, und ist ihnen der Wind entgegen, so wittern sie weit ihren Fraß. Beym Laufen tragen sie die Nase darum auch in der Höhe. Bey starkem Hunger brummen sie laut. Die Überbleibsel von den Wallfischen — die Kränge — werden ihnen gewöhnlich zu Theil; den Wasservögeln saufen sie die Eyer aus, und stellen auch selbst den Vögeln nach; ja sie scharren die Grabmähler an den Küsten auf, greifen im Frühjahre die Wohnungen der Grönländer an, und suchen sie einzureißen, wenn sie Seehundefett wittern. Dabey verlieren sie oft, nicht selten aber auch ein Grönländer, das Leben.

Die Bärenjagd ist überhaupt gefährlich; denn trifft der Schuß nicht, so fällt das Thier in der Regel seinen Gegner an. Selten wagt es in Grönland darum Jemand, allein den Bären anzugreifen, und man sucht ihn in die Bauchweichen zu treffen. Sonderbar ist es, daß sich dieses Thier vor der Peitsche fürchtet. So war vor einigen Jahren in Grönland ein Jäger den übrigen voran geeilt, schoß nach einem Bären, verfehlte ihn, und ward von demselben angefallen. Die andern Jäger kamen nach, wollten nicht gern schießen, um nicht vielleicht den Jäger mit zu erschießen; da ging ein Grönländer mit seiner Peitsche heran, versetzte dem Bären einige Hiebe, worauf er sogleich den unter ihm liegenden Jäger verließ, der so mit einigen leichten Bissen in den Arm noch glücklich gerettet ward.

Am Morgen des 11. kam uns ein großer Eisberg zu Gesicht, größer als wir je einen entfernt vom Lande gesehen hatten. Ich schickte ein Boot dahin ab. Die Bootsleute hatten Mühe, einen Landungsplatz zu finden; sie trafen die Wände überall senkrecht an.

Nachdem sie fast ganz herum gefahren waren, fanden sie einen Schlupfhafen, wo sie bequem landeten. Als sie den Gipfel erstiegen hatten, der vollkommen flach war, empfing sie ein weißer Bär, der ruhig auf der Eismasse hausete. Da einige Feuergewehre feucht geworden waren, so verging einige Zeit, ehe die Bootsleute sich zum Angriffe rüsten konnten. Der Bär wartete das ruhig ab; doch kaum rückten die Bootsleute gegen ihn an, so schlug er seinen Weg nach der andern Seite des Eisberges ein, und schien die Überlegenheit der Angreifer anzuerkennen. Die Bootsleute hatten auf keinen andern Ausweg, als den Landungsplatz, gerechnet, und darum nur den wohl besetzt; aber zu ihrer höchsten Verwunderung stürzte das Thier den steilen Rand herab, fünfzig Fuß tief, in die See, und entkam. Der Eisberg war 5600 Ellen lang, 5255 Ellen breit, ein und fünfzig Fuß hoch über dem Wasser und lag auf ein und sechzig Faden Grund. Den 12. und 13. schifften wir mitten in den Eingang zum Baffinsbusen in die Davisstraße hinein, bis fünf und zwanzig Meilen von der Küste, unter dem 70. Grad 40 Minuten Breite, und mittelten dadurch aus, daß es keine Jakobs-Insel (James-Island) gebe, die auf vielen Karten steht. Hier trafen wir auf einem Stück schwimmenden Eis, über zwanzig Meilen von der Küste entfernt, einen Bären. Den 21. segelten wir vom Vorgebirge Walsingham noch ein Mahl in die Davisstraße, und kamen fast in die Gegend, wo wir den 7. des Brachmonathes (Juny) gewesen waren. Hier konnte also auch die Jakobs-Insel nicht liegen. Die Breite der Davisstraße beträgt vom Vorgebirge Walsingham hinüber nach Grönland, wo gerade die schmalste Stelle ist, fünf und dreyßig Meilen.

Den 23. des Herbstmonathes sahen wir Abends um 10 Uhr den ersten Nordschein nach Süden hin. Zuerst war der Gesichtskreis so erleuchtet, wie beym Auf- und Niedergehen des Mondes hinter einer Wolke, oder wie bey einer großen Feuersbrunst. Bald darauf schossen Strahlen in Bündeln senkrecht hinauf. Darauf wendete sich der Nordschein nach Südost, ohne Strahlen zu schießen, und verschwand. Um Mitternacht fuhr ein Glanzschein gleich einer Rakete vom Scheitelpuncte nach Morgen hin. Den 26. sahen wir zum zweyten Mahl Abends um 9 Uhr den Nordschein, sehr leuchtend in jedem Puncte der Entfernung, und Bündelstrahlen von jeder Seite nach dem Scheitelpuncte hinschießend. Zuerst schien der Nordschein durch einen Nebel; allmählich aber verzog sich derselbe, der Glanz erhöhte sich, die Sterne funkelten und keine Wolke war zu sehen. Um 11 Uhr verminderte sich der Glanz, und Nebel bezog den Himmel wieder. Am nächsten Morgen sahen wir den Nordschein von neuem und sehr schön. Den 28. und 29. des Herbstmonathes zeigten sich dieselben Er-

scheinungen. Am schönsten war der Nordschein am 1. des Weinmonathes. Wir sahen ihn in Süd-Süd-West zu Süd-Süd-Ost. Um 9 Uhr verbreitete sich die Erleuchtung von SW. rund um zu SO. nach NO. in der Form eines Bogens, der 18 Grad hoch und 3 Grad breit war. Unter dem Bogen sah man eine große Dunkelheit, durch welche die Sterne eben so hell schimmerten, als durch die leuchtenden Theile. Kleine Bündel von scharfgespitzten Strahlen schossen von allen Theilen des Berges nach der Höhe. Gegen 10 Uhr ging der Bogen mehr nach Westen über und verschwand. Den 6. des Weinmonathes erblickten wir plötzlich 5 oder 6 Minuten hindurch den ganzen Himmel erleuchtet; vielleicht war dieses der Nordschein im Scheitelpuncte. Den 8. und 17. sahen wir ihn ebenfalls. Den 17. begann er um 8 Uhr Abends in zwey zugewandten Bögen, wovon der kleine die schönsten Strahlen schoß. Um halb 9 Uhr verschwanden die Bögen, und man erblickte nördlich einen andern Bogen vom höchsten Glanze, so daß sein Mittelpunct durch den Polstern ging, und die Enden nach Morgen und Abend reichten. Die Strahlen hatten alle die Regenbogenfarben. Bald brach der Bogen, und der Nordschein hüpfte umher, blitzte schön im nordwestlichen Theile des Himmels und drehte sich südwärts. Der Mond war wolkenfrey, und zuweilen sah man den Nordschein vor ihm vorübergehen und seinen Glanz verdunkeln. Aus allen diesen Beobachtungen erhellet, daß der Nordschein oft unten an der Erde sich ereignet; daß er nicht allein um den Pol ist, sondern auch in bedeutenden Entfernungen davon, weil er uns unter dem 65. bis 71. Grad nördlicher Breite oft südlich stand. Leider waren wir niemahls, wenn wir die Nordscheine sahen, in der Lage, daß wir hätten Beobachtungen mit dem Bernmesser (Elektrometer) anstellen können, und wir müssen es also dahin gestellt seyn lassen, zu bestimmen, wie weit die Bernkraft (Elektricität) bey dem Nordscheine mitwirke oder nicht. Außer diesen Beobachtungen des Nordscheines both unsere Reise bis zum 30. des Weinmonathes, wo wir wieder in Shetland ankamen, wenig Merkwürdiges dar. Wir beschaueten von dem Schiffe aus einige Küsten, lotheten oft, hatten Sturm und gutes Wetter, verloren ein Boot, und sahen viele Eismassen, selbst zwischen dem Vorgebirge Farewell und Shetland, und waren bis zu den Feroe-Inseln gewöhnlich von Sturmvögeln begleitet.

Das Vorgebirge Farewell, obgleich die südlichste Spitze von Grönland, ist keinesweges gefahrlos in Absicht des Eistreibens. Im Jahre 1777 verunglückten hier viele Menschen. Es wurden nähmlich zehn Grönlandsfahrer unter dem 76. Grad der Breite im Brachmonathe dieses Jahres ganz von Treibeis eingeschlossen. Stürme trieben dieses Eis gewaltsam nach Süden, und mit dem Eise die

Schiffe. Eines zertrümmerte nach dem andern; jedoch rettete sich gewöhnlich die Mannschaft auf die noch übrigen Schiffe; so daß das letzte die Leute von zehn Schiffen enthielt. Dieses letzte zersplitterte zu Anfang des Weinmonathes unweit des Vorgebirges Farewell, und die Schiffbrüchigen erreichten die Grönländische Küste auf Kähnen und Eisschollen. Sie theilten sich in zwey Haufen, der eine suchte geraden Weges, der andere an den Küsten die Dänischen Besitzungen zu gewinnen. Von dem ersten Haufen hat man nie wieder etwas gehört; er unterlag entweder dem Hunger und dem Froste oder den Eingebornen. Der andere kam nach unsäglichen Mühen und Gefahren im Lenzmonathe des folgenden Jahres zu Friedrichshaab an.

Den 7. des Wintermonathes (November) segelten wir mit günstigem Winde aus dem Brassa-Sund bey Shetland ab, und kamen den 16. in London an; Alle gesund und wohl, und mit dem Bewußtseyn, nach Kräften das Unserige gethan zu haben, um eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, die wir freylich nicht fanden.

Hat unsere Reise in dieser Beziehung keinen günstigen Erfolg gehabt, so ist sie wenigstens ein Beleg dazu, wie schwer es hält, in den kalten Himmelsstrichen Durchfahrten zu entdecken, und wie unsicher selbst solche Durchfahrten, hat man sie auch entdeckt, immer bleiben werden, da das Eis so oft den Schlüssel zu ihnen raubt. In einer Gegend, wie Grönland und der Baffinsbusen, erscheinen offenes Meer und sichere Durchfahrten als ein sehr großes Gut; sie sind gleichsam die höchsten irdischen Wünsche der Grönländer und der dortigen Europäer. Darum haben auch Beyde Sagen und Erzählungen von solchen Straßen, die jetzt, und das vielleicht seit vielen Jahrhunderten, vielleicht auf immer verstopft gewesen sind. Das Eis bildet hier eine feste Erdmasse, wie im Innern Afrika's der Sand ein Landmeer. Eis, Schnee, Wasser, Luft und Erde scheinen gegen die Pole hin näher mit einander verwandt zu seyn, als anderswo; die Luft liegt oft so dick auf dem Wasser, daß man kaum recht weiß, wo erstere aufhört und letzteres anfängt; und das Wasser bildet als Eis Eilande und Vorlande, die eben so gut von lebendigen Wesen bewohnt werden, wie unsere Berge und Ebenen.

Man behauptet, daß es drey bis vier Durchfahrten von Ost-Grönland nach West-Grönland gegeben habe, wovon auch drey auf unserer Karte angedeutet sind; zwey bis drey zwischen dem 60. bis 63. Grad, und die nördlichste unter dem 68. Grad. Ja durch eine soll Forbisher im Jahre 1576 gesegelt seyn, woran jedoch sehr zu zweifeln ist. Cranz gab sich viel Mühe, diese Straße näher kennen zu lernen; er fand die Gegend, wo dieselbe nach Aussage der Grönländer seyn sollte, tiefer und mit Eisschollen belegt, und hörte ein

entsetzliches Prasseln und Krachen im Eise. Späterhin sah er wirklich offenes Wasser im Lande, das von der See durch ein großes Eislager getrennt war. Dieses Eislager bildet viele Wölbungen über dem Wasser, und glich darum einer großen Brücke mit vielen Bogen und Pfeilern. Die Brücke war vier Meilen lang und eine Meile breit, und manche Wölbungen 20 bis 60 Ellen hoch; aber die Grönländer wagten doch nicht unten durchzufahren. Zur Ebbezeit trieb viel Eis aus den Wölbungen in's Meer. Das Wasser jenseits der Brücke war zehn Meilen lang und eine Meile breit. Man nennt die Brücke vorzugsweise die Eisblink, weil der weiße Glanz von derselben sehr weit bemerkt wird. Allein, so tief auch das Wasser in's Land hinein ging, so ist damit noch immer nicht bewiesen, daß es eine Durchfahrt nach Ost-Grönland sey. Cranz machte schon vor 70 Jahren die Entdeckung des Wassers hinter dem Eise; seitdem hat man gewiß in Grönland nicht ganz unterlassen, aufmerksam auf diesen wichtigen Gegenstand zu seyn, und man weiß heut zu Tage von jenen Durchfahrten weiter noch nichts. Was läßt sich nun von noch nördlicheren Durchfahrten hoffen! Kommt auch ein Schiff in einem Jahre eine Strecke da hinein, kann man sicher seyn, daß im künftigen Jahre dieselbe noch fahrbar ist? Welchen Nutzen wird aber der Schifffahrt eine Straße bringen, die vielleicht alle 10 bis 20 Jahre ein Mahl ein Schiff durchläßt, und dieß noch unter großen Gefahren!

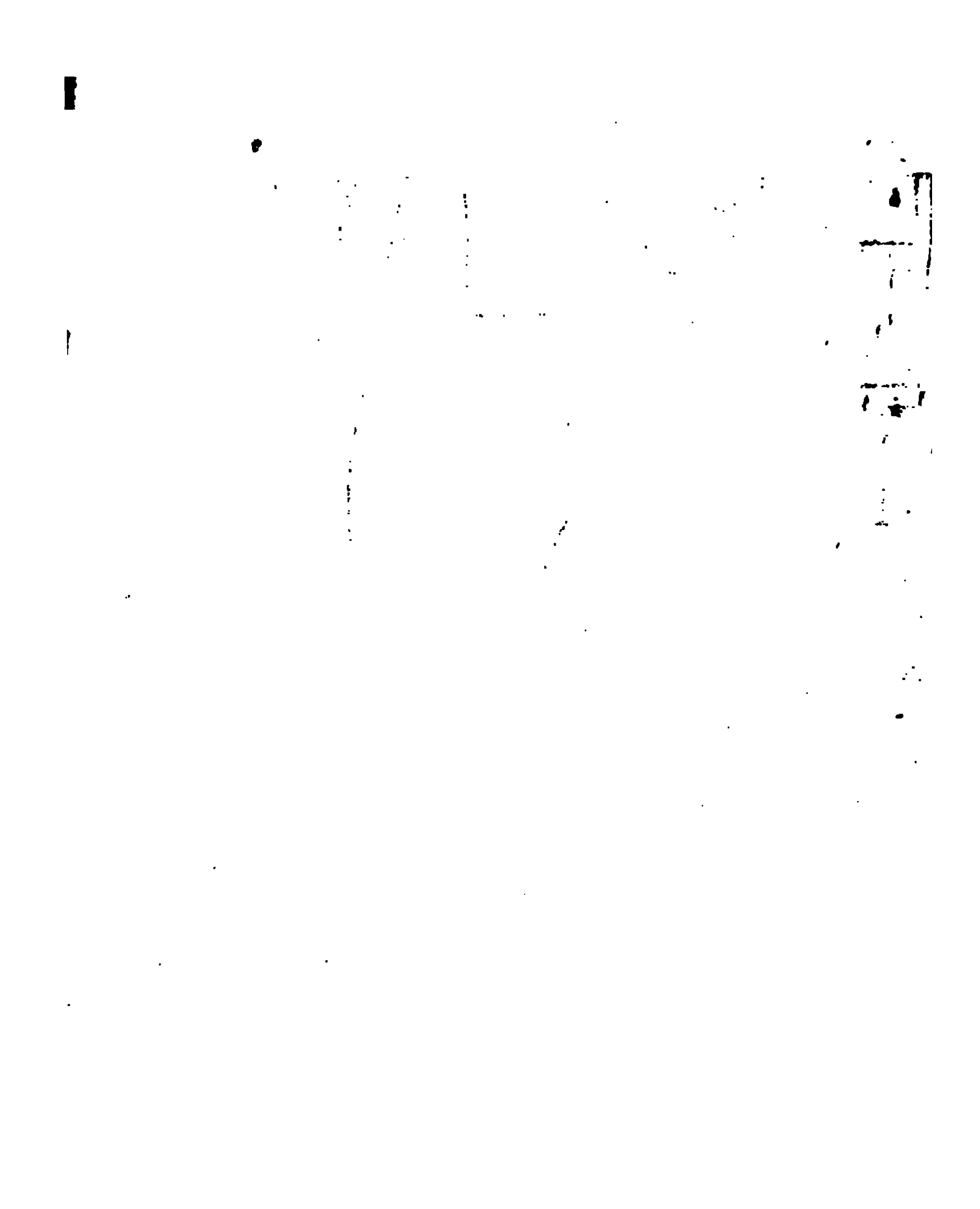
Zu wünschen bleibt es aber immer, daß man auch die Polgegenden näher untersuche und erforsche. Der Mensch soll di: Schöpfung, so weit es nur möglich ist, erkunden. In's Innere der Erde, in die öden Sandgegenden des Südens und in die starren Polfelder soll er vordringen; und erreicht er auch nie die Angeln der Erde, so ist jedes Bestreben, die Schöpfung näher kennen zu lernen, wenn es mit christlich frommem Sinne geschieht, schon an sich eine Gottesverehrung.

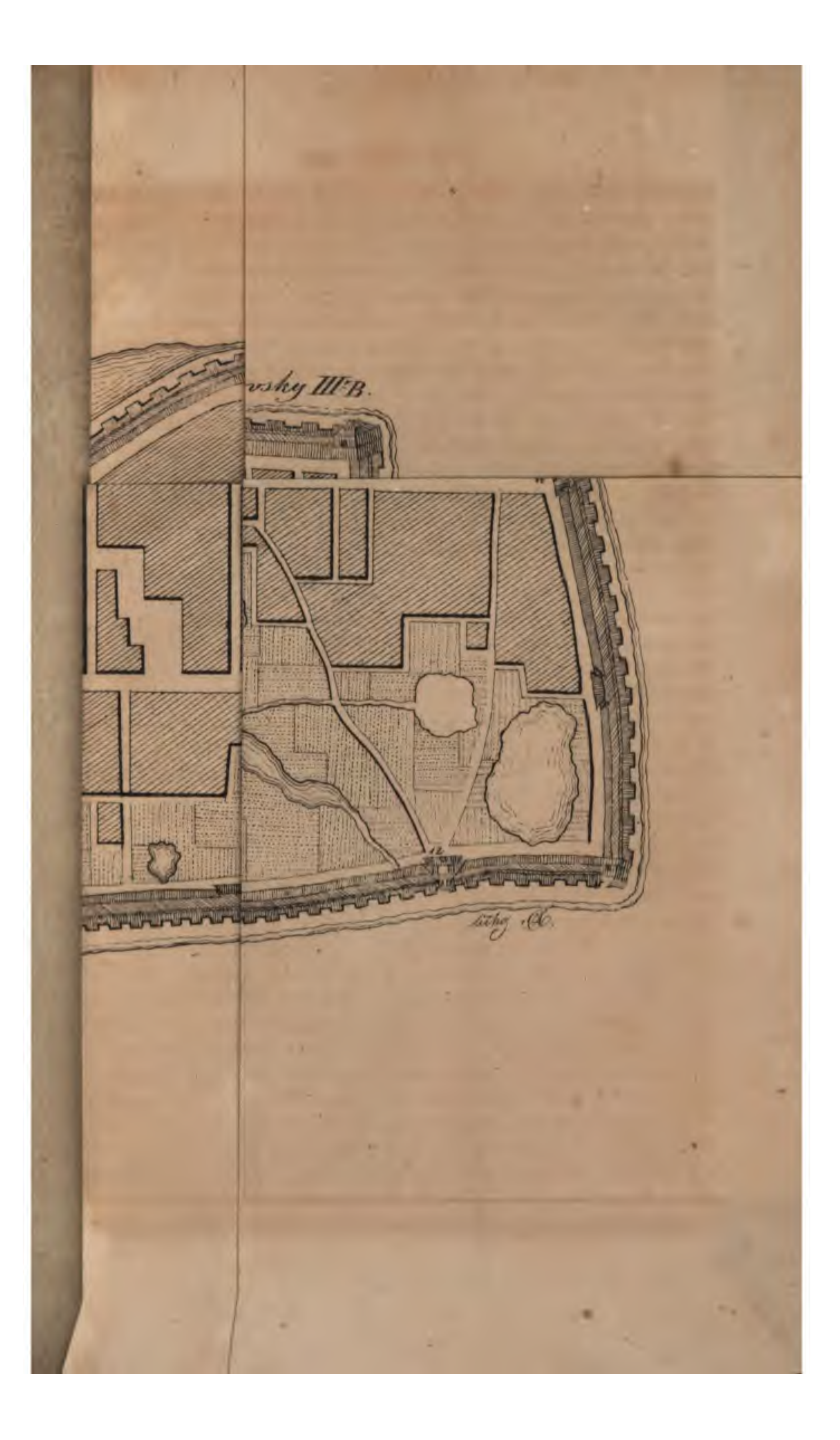
Nachschrift.

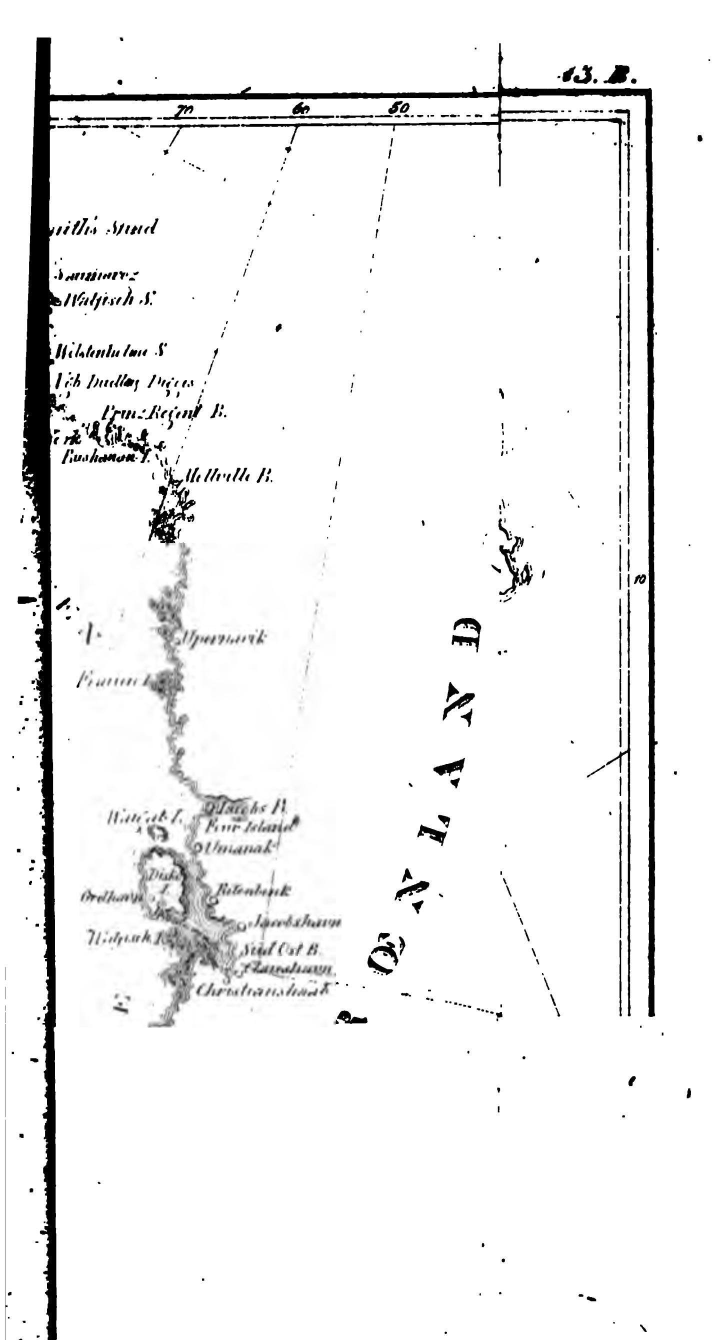
Der Lieutenant Parry, welcher im Frühjahre 1819, zur näheren Erforschung des Lancaster-Sundes, mit den Schiffen Hekla und Griper ausgesendet war, kehrte im Herbste 1820 zurück, und berichtete schon, vor seiner Zurückkunft, durch Wallfischjäger, Folgendes:

„Es ist Sr. Majestät Schiffen unter meinem Befehle gelungen, eine Durchfahrt durch den Lancaster-Sund in das Polmeer zu entdecken, und während des Sommers vom Jahre 1819 bis zu 112½ Grad Länge westlich von Greenwich unter dem 74. und 75. Grad nördlicher Breite vorzudringen. In diesem Raume sind zwölf Inseln entdeckt worden, die wir zu Ehren Sr. Majestät die neuen Georgs-Inseln genannt haben. Die Schiffe überwinterten in einem Hafen an der Südseite, der größten dieser Inseln (Melville-Insel genannt) unter dem 74. Grad nördlicher Breite und 110 Grad westlicher Länge, worauf sie sodann beym Brechen des Eises im Frühjahre westwärts vordrangen. Auf der Süd-Westseite der Melville-Insel fanden wir indessen 16 Tage hindurch, daß sich das Eis täglich vermehrte, und da diese Zeit (nähmlich 16 Tage) ein Drittheil der Jahreszeit ist, in welcher man die Polsee befahren kann, so hielten wir es für unmöglich, weiter als bis zum 113. Grad 47 Minuten vorzudringen. Damit keine Zeit verloren würde, entschlossen wir uns, in einer mehr südlichen Breite das Vordringen zu versuchen; allein das Eis bildete südlich eine undurchdringliche Barre, worin keine Öffnung zu finden war. Die Jahreszeit rückte weiter vor, die Lebensmittel reichten zu einer zweyten Überwinterung nicht mehr hin, und in einem Schiffsrathe ward deßhalb die Rückkehr nach England beschlossen." — Somit ist jetzt entschieden, daß Grönland keine Halbinsel, sondern eine Insel oder eine in Eis zusammengefrorene Inselgruppe ist. Die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt ist damit, daß Grönland nicht zu Lande mit Nord-Amerika zusammen hängt, wahr-

scheinlich geworden; aber ob je ein Schiff in die Davisstraße einfahren, und durch die Behringsstraße zwischen Amerika und Asien zurück kehren wird, daran ist, wegen der Eismassen, noch sehr zu zweifeln. Und sollte es auch ein Mahl Einem Schiffe gelingen; — ein Handelsweg wird sich hier schwerlich bahnen. Das weiße Meer hängt mit der Behringsstraße ebenfalls durch das nördliche Polmeer zusammen, und doch ist dieser Weg nicht zu benutzen. Die Untersuchungen muß man aber darum nicht aufgeben, und es bleibt wünschenswerth, daß wieder andere Schiffe ausgesendet werden. Die Fahrt in dem 20 bis 25 Meilen breiten Lancaster-Sund, der 150 Meilen lang ist, scheint keine großen Schwierigkeiten zu haben. Da der Russische Lieutenant von Kotzebue von der Behringsstraße aus bis zum 155. Grad vordrang, und Parry jetzt bis zum 113., so ist die Frage jetzt die, ob zwischen dem 113. und 155. Grad offenes Fahrwasser sich befinde.




vsky IIIe B.


13. B.
70
60
50
10
Walfisch S.
Buchanan I.
Melville B.
Upernavik
Four Island
Umanak
Disko I.
Ritenbenk
Jacobshavn
Süd Ost B.
Christianshaab
ÖNLAND

